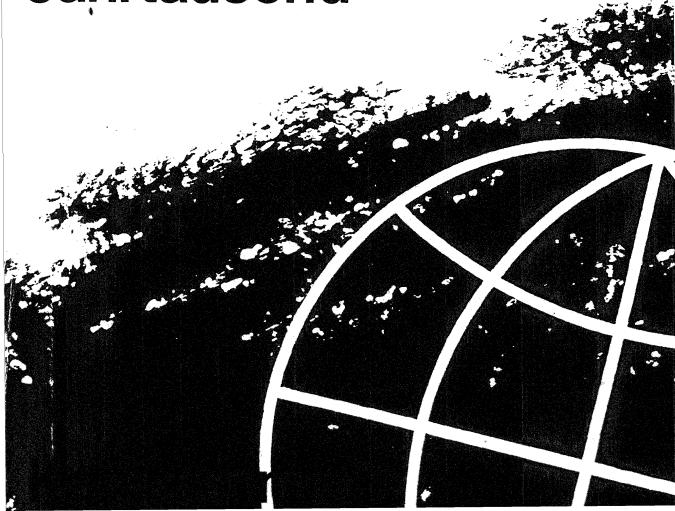
Rosenstock-Huessy

Dienst auf dem Planeter

Kurzweil und Langeweile im Dritten Jahrtausend



Seit Jahrzehnten beschäftigt Eugen Rosenstock-Huessy ein Gedanke, der ihm als der wichtigste seiner eigenen Zukunft und der Zukunft der Menschheit gilt: Die Schaffung und Gestaltung eines Dienstes, in dem junge Menschen für den Frieden wirken. Anstelle des Krieges soll auf Erden eine neue Sprache gesprochen werden, eine Sprache, die nicht ein bloßes Nein zum Krieg, sondern ein Ja zum Dienst am Frieden zum Inhalt hat.

Die Menschheit ist heute in Grenzen zwischen Völkern und Weltanschauungen eingeschlossen, die unter der Drohung der Bombe immer fester zu werden scheinen. Aber sind sie wirklich unüberwindlich? Der Autor verneint diese Frage. Er mahnt, Grenzübergänge zu schaffen, und verweist darauf, daß die Grenzen schon durch die zivilisatorischen Errungenschaften zu zerbröckeln beginnen, durch Fern-Sprechen, Fern-Sehen, Fern-Schreiben usw. Weniger als 80 Minuten braucht ein Astronaut, um die Erde zu umkreisen. Diese Erde, die zum Planeten geworden ist, gibt heute keinem Volk mehr die Selbstsicherheit, in der Mitte der Welt zu leben und seine Grenzziehungen zu verabsolutieren. Jeder wohnt an der Peripherie: Diese Einsicht sollte das Gespräch über die Zäune hinweg fördern. Das Miteinander-Sprechen wird freilich erst dann verstanden werden, wenn dem anderen bei der Bewältigung seiner Probleme auch praktisch geholfen und dieser Dienst für den Frieden mit demselben Ernst geleistet wird, mit dem bisher die Kriege geführt worden sind. Beseitigung der Grenzen durch Gespräch und Arbeit: dieser Gedanke trägt Einrichtungen wie das "Friedenskorps" der USA, den "Deutschen Entwicklungsdienst", die "Aktion Sühnezeichen"

Der Name des Autors ist eng verbunden mit der Geschichte der Freiwilligen Arbeitsdienste. Die Idee des Arbeitsdienstes ist häufig in Krisenzeiten mißbraucht worden. Heute sollte das Gespenst einer Massierung

. 7 ¥

Dienst auf dem Planeten

Kurzweil und Langeweile im Dritten Jahrtausend

MIT DOKUMENTEN

W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART BERLIN KÖLN MAINZ

Alle Rechte vorbehalten. © 1965. W. Kohlhammer GmbH. Stuttgart Berlin Köln Mainz. Druck: Verlag und Druckerei Manz AG, Dillingen-Donau. Umschlag: Anton Zell. Printed in Germany. 82009.

Der wahre Friede ist weder das Ende noch das Gegenteil allen Krieges.

Teilhard de Chardin, Werke IV, 205

• -· ¥

INHALT

Vorrede: Was mich bestimmt	9
1. Der Ton, der fehlt	13
2. Eine Welt ohne Krieg?	16
3. Planet - Welt - Erde	31
4. Zertretene Keime	44
5. Gar nicht langsam genug	55
6. Der Haushalt des Planeten	66
7. Der Friede der Piraten	73
8. David Scott Palmer	91
9. Piraten-Volapük	95
Dokumente I his X	113

•

VORREDE: WAS MICH BESTIMMT

Diese Schrift hat einen Haken: Sie sucht ihre Leser zu bestimmen. Sie bietet einen bestimmten Weg an, der durch die von uns Menschen bewohnten Räume führt. Dies Angebot verstößt gegen die Verfahren der akademischen Welt. Deren Fächer lassen nämlich Dich selber unbestimmt und projizieren statt dessen objektiv das Wissen um die Welt und ihre Teile auf Deine innere oder äußere Netzhaut. Davon ist auf den folgenden Seiten höchstens nebenbei die Rede. Vielmehr setze ich voraus, daß der Leser bei dieser Gelegenheit seiner eigenen Jahrtausende alten Bestimmung innewerden will: »Das Wahre ist schon längst gefunden, hat edle Geisterschar verbunden, das alte Wahre, faß es an!« Das ist nicht objektiv. Dazu kann niemand genötigt werden. Dem Leser bleibt aber die Ausflucht in Geographie, Entwicklungsgeschichte, Kulturpolitik, Philosophie, Statistik immer offen. Er kann mit Hilfe dieser Wissenschaften von außen auf die Welt zu blicken wähnen. An einem besonders wahnsinnigen Beispiel kann der Leser sich das klarmachen. Autoren-Namen tun dabei nichts zur Sache; so verschweige ich den Verfasser. Eine »Weltkulturserie« in einer Sozialwissenschaftsreihe hat einen Band »One World Divided« 1964 kostspielig gedruckt. Da werden uns die Weltkulturgegenden vorgeführt. Es gebe deren 11 (elf in Buchstaben) 1. Europa, 2. Sowjetunion, 3. England/Amerika, 4. Südamerika, 5. Nordafrika mit Westasien, 6. Südasien, 7. Südostasien, 8. Ostasien, 9. Afrika, 10. Australien mit Neuseeland, 11. der Stille Ozean. Nun wird auch mancher schon gefunden haben, daß die größte Verwirrung immer bei den Worten »Kultur« und »Welt« einsetzt.

Wer ohne diese Worte auskommt, erspart sich manche Selbsttäuschung. Unser Stern, die Erde, liegt in einem riesigen All, und sie beherbergt Zweige des Menschengeschlechts. Und die Zweige unseres Geschlechts z. B. in Sydney, Australien, und in Edinburgh, Schottland, haben viel mehr miteinander gemein als die Leute in Adrianopel mit den Leuten in Konstantinopel. Die Lutheraner in Schweden und die Lutheraner in Calgary, Alberta, Kanada, haben mehr miteinander gemein als die Mohammedaner im Nordsudan mit den Kopfjägern im Südsudan. In Victoria, Vancouver Island, Britisch Columbia, leben noch Scharen alter Damen nach der Art einer Königin-Witwe wie zur Zeit der Königin Viktoria in England. Die Geographie, die Kultur, die Statistik, sind also Ausfluchten, weil sie uns nicht sagen, an welchem Zeitpunkt der Schöpfungsgeschichte die verschiedenen Bewohner unseres Globus und die verschiedenen Leser einer Schrift zu handeln, zu leben und zu sterben glauben. Die Geographen helfen uns freilich, soweit sie die Erde beschreiben. Und dies Beschreiben ist verdienstlich für alle Objekte auf der Erde. Aber hinsichtlich unserer eigenen

Bestimmung verwirren uns ihre elf Bezirke; denn kein Glaube läßt sich so in Raumkästen beschreiben. Ob ich im Busch ohne Himmelslichtlenkung schweife – die Zigeunersprache kennt kein Wort für Himmel –, ob ich unter dem Gebot der Gestirne am Himmel auf Erden wandele, ob ich von einer Welt da draußen, wie Milton's Adam und Eva mich weiter und weiter locken lasse, oder ob ich das Gesetz unseres Planeten im ganzen zu erfüllen trachte, das sind vier Religionen, die ganz verschiedene Opfer von ihren Gläubigen verlangen. Die Religionen verleihen eine verschiedene Denkungsart. Und mit Geographie haben diese Denkungsarten nichts zu tun.

Jede Religion wird einzig und allein durch die Art ihrer Opfer bezeichnet. Da gibt es Menschenopfer aller Art, Tieropfer, Geldopfer, Zeitopfer, Verstandesopfer. Und die einzige Religion, die der gesamten Menschheit angemessen sein kann, fordert ein Stück Aufopferung von uns selber. Diese ist also die einzige verbindliche Religion, die Zukunft hat. Die der Menschenopfer à la Hitler aber muß verschwinden. Dazwischen gibt es unschädliche Religionen, die Wachskerzen oder Fleischgenuß opfern. Die Geographen und die Kulturhistoriker und die Entwicklungshelfer haben in ihrem Vokabular das Wort ›Opfer‹ ausradiert. Daher wissen sie alles von allen Dingen, und sie wissen das alles sehr genau. Aber von der Richtung, die wir Menschen einschlagen müssen, wissen sie nichts. Und wenn sie von uns zu reden anfangen, dann sagen sie selber bescheiden, sie wollten objektiv bleiben. Denn Wissenschaft sei objektiv, d. h. unwissend in allem Wichtigen.

Die Folge ist, daß sie nichts von uns wissen können und über unsere Zukunft Unsinn reden müssen, denn wir sind nie Objekte. Was sie von uns als Gegenständen wissen, sind unsere Hüte und Schuhsohlen, unser Geld und unsere Waren und unsere Examensdiplome. Von unseren Taten und Leiden hingegen werden sie täglich völlig überrascht. Vielleicht der rührendste dieser Objektivisten ist Julian Huxley von der UNESCO gewesen; in ihm hat sich das objektive 19. Jahrhundert höchst ehrenwert zu Ende gelebt. Gegen diese »Mentalität« hat William James schon 1910 sein »Moral Equivalent of War« geschrieben. Gegen die Darwinisten, die Geographen, die Kulturstatistiker, die Weltgeschichtler sträubten sich in William James die Geister aus Wald und Busch, aus Erde und Himmel, aus Planet und Luftwegen. Meine Leser mögen daher nicht erwarten, daß objektive Gelehrtheit im folgenden auf sie niederprasselt. Wir alle schreiben Bücher, schreiben, weil wir auf dem Wege aus unserem bloß eigenen Leben über unser leibliches Vergehen in ein gemeinsames Leben die Wahrheit weiter sagen und weiter tragen müssen; darum werde ich durch bestimmte Setzungen bestimmt. Ich setze voraus, daß meine Stimme falsche Religionen bekämpfen und die Seelen meiner Leser aus ihnen lösen und neu bestimmen solle. Es gibt durchaus nicht nur ein Mitbestimmungsrecht der Nationen oder das der Urwähler. Es gibt lange vorher eine Mitbestimmungspflicht menschlicher Rede. Sie fließt mir aus der Bestimmung des Menschengeschlechts zu. Diese Bestimmung unseres Geschlechts wird nicht durch Wissenschaft bestimmt. Die Wis-

senschaften sind vielmehr dieser Bestimmung unserer Zukunft untergeordnet. Über unseren Geburtstagen schwebt diese Zukunft. Die Wissenschaften hingegen schmücken unser Alter. Ohne die Bestimmung gäbe es nur Weiber und Männer, Gelbe und Schwarze, Ostelbier und Rheinländer in ewiger Trennung. Aber es gibt jenseits dessen die Söhne und Töchter Des Einen Menschen. Für uns ist eine gemeinsame Bestimmung aller Menschenkinder entdeckt worden, einschließlich sogar der Germanen. Das alte Israel ist für sie aus dem Niltal gezogen; das neue Israel ist dafür im Jordanlande ans Kreuz geschlagen worden. Die Schädelstätten von Bialystok, Auschwitz, Belsen, Dachau, Flossenbürg haben zwar Ninives und Babylons falsche Bestimmungen zu erneuern versucht; und so kann ich nicht wissen, welcher Neuheide sich über dies Buch lustig machen wird; aber sogar der weiß wenigstens, daß unsere wahre Bestimmung den Stimmen der Wissenschaft diktieren darf, genau wie sie dem Geschrei der Politik oder dem Schall der Künste gebieten soll. Ich habe versucht, mich diesem Diktat zu unterstellen. Nicht auf Objekte oder auf Gegenstände blickt diese Schrift hinunter. Sie ist der Sünde bloß, daß sie hier unten bereit bleibt, von obenher zu vernehmen.

»Four Wells« im Mai 1965 Norwich, Vermont, U.S.A.

Eugen Rosenstock-Huessy

• ***

1. DER TON, DER FEHLT

Erst haben der Süddeutsche Rundfunk und dann mein Verleger gewünscht, daß ich mich über ein Anliegen noch einmal äußere, das mir seit 1912 als das wichtigste in meiner eigenen Zukunft und in der Zukunft der Völker erschienen ist: die Gestaltung eines Dienstes, in den jeder junge Mensch im Laufe seines Lebens hineingerissen würde, damit eine neue Sprache auf der Erde gesprochen werden kann. Seine Sprechweise müßte aus einer Sprache des Menschengeschlechts hervorbrechen, dürste also nicht mit den nationalen - oder Klassen - Sprachen der bisherigen Gesellschaft zusammenfallen. Und so nenne ich heute das, was ich ansagen möchte, den Ton, der fehlt; denn wenn wir noch eine Zukunst haben sollen auf dieser Erde - auch nur ein paar hundert Jahre -, dann muß dieser Ton erklingen, oder die Angst und der Hochmut - diese beiden Mächte, die uns verstummen machen - werden die Welt verbrennen und erfrieren lassen. Ich muß wohl das, was ich erzählen möchte, gemäß dem einteilen, was mir selber und allen in den letzten sechzig Jahren geschehen ist. Ich will erst in die Zukunft horchen, auf das, was uns zukommt; das könnte als die Grenze, die sich gegen das Kommende sträubt, auch negativ benannt werden: »die Grenze gegen das Kommende« mag es heißen. Dann will ich reden von dem Weltbürgerkrieg und seinen verlorenen Schlachten, die heute das Kommende aktiv zu verhindern trachten; denn dieser Weltbürgerkrieg und seine verlorenen Schlachten sind noch immer in uns. Drittens möchte ich dann berichten von den vielen zertretenen Keimen; Menschen guten Willens haben längst Saatkörner ausgestreut, an denen wir ablesen können, wie denn die Pflanze oder das Bäumchen oder der Wald der Zukunst bestellt werden müßte, nachdem wir die Verwüstungen, die bereits in dem guten Willen und der Tatkraft der Menschen angerichtet worden sind, gewürdigt haben. Wir alle sind Zeuge des Bemühens um die Unterentwikkelten Länder und Zeuge all der Enttäuschungen, die schon diese kleine Anstrengung hervorgerufen hat.

Zuerst will ich reden von der Grenze gegen das Kommende, und da muß ich, um ganz sicher zu gehen, den letzten Zaren, nämlich Herrn Chruschtschow, und einen sehr alten Papst zitieren; die sind nämlich einer und derselben Meinung in zweierlei Hinsicht. Die Kirche hat immer ehrlich und frei heraus – von Jesus angefangen – gesagt, daß nur Kriege die Grenzen zwischen Staaten verändern. Darum hat Papst Pius II. freimütig im Jahre 1458 in seiner »Geschichte Friedrichs III.« geschrieben: »Staaten können ihre Grenzen nicht ändern, es sei denn im Kriege.« Vor ein paar Jahren ist der Ministerpräsident Kekkonen von Finnland mit Chruschtschow zusammengetroffen und hat sachte angeklopft, ob nicht das schmerzlich fehlende, 1939 verlorene kleine Karelien an der Grenze Finn-

lands und Rußlands doch eines Tages wieder zu Finnland werde zurückkehren können, und da hat Chruschtschow, der Kekkonen sehr schätzte - dieser besuchte ihn auf der Krim jedes Jahr -, lächelnd gesagt: »Herr Kekkonen, soviel müßten sie aus der Geschichte wissen, daß Grenzen zwischen Staaten nur durch Kriege geändert werden.« Man hört das heute nicht gerne in der Welt, aber ich glaube, daß beide, der Renaissance-Papst und der letzte russische Zar, recht haben. Also wenn wir heute in einem kriegslosen Dasein uns einrichten müssen*, heißt das dann, daß die Ländergrenzen nicht geändert werden können? Das ist für viele Leute, die anders träumen, eine sehr unangenehme Nachricht, und sie ist wirklich sehr erschreckend. Nehmen wir Israel und die Araber. Das bischen Israel hängt an der Hoffnung, daß diese Grenzen - 18 Kilometer breit vom mittelländischen Meer bis hinüber nach Transjordanien -, daß sie nicht durch einen Krieg verändert werden. Sie können hoffen, wenn es nicht zum Kriege kommt, daß alles so bleibt, wie es ist. Oder hören wir die Beschwerden der zweimal hunderttausend Magyaren in dem neuen Rumänien, wo man zu 25 Jahren Zuchthaus verurteilt wird, wenn man sagt, daß man magyarisch zur Muttersprache hat. Können diese Grenzen da nicht geändert werden ohne Krieg, dann sind diese paar hunderttausend Magyaren dem Untergang und der Vernichtung ausgeliefert. Ein Vergnügen ist es also nicht, ohne Hoffnung auf die Veränderung der Grenzen zu leben. Wenn ich heute die Leute so begeistert immer den ewigen Frieden preisen höre, und wenn der rote Zar und der Papst auch darin übereinstimmen, daß sie nur von einem Kriege gerechte Grenzänderungen erwarten, dann sieht es doch so aus, als ob die Gerechtigkeit zwischen Ländern überhaupt nicht mehr verwirklicht werden kann! Wie werden denn Grenzen ohne Krieg vielleicht doch geändert? Oder vorsichtiger: Werden vielleicht andere Grenzen als die Landesgrenzen in Zukunft geändert werden können, und wie wird das zugehen?

Mein Lehrer Otto Gierke, der berühmteste europäische Jurist des 19. Jahrhunderts, sah die Menschen schon damals so sehr als eine einheitliche Weltgesellschaft, daß man von ihm halb scherzend, halb staunend gesagt hat: »Gierke sieht die Menschen ohne Haut«. Würde es uns etwas nützen, wenn wir auch die Völker ohne Haut sehen könnten – das heißt ja ohne Grenzen –, und wie würden wir uns verhalten, wenn sich die Völker ohne Haut sehen könnten? Nun, es gibt seit 50 Jahren ein redliches Bemühen, alle Menschen gleichzeitig anzusehen, anzusprechen, anzureden, ins Auge zu fassen, zu beeinflussen. Ich selber spreche oft im Rundfunk durch ein Medium, das theoretisch die ganze Welt ansprechen kann. Dies ist nicht ohne Bedeutung für das Schicksal der Welt. Deshalb ist der Wandel in den Funksprüchen höchst aufschlußreich. Der erste Funkspruch »an Alle« erging in der russischen Oktoberrevolution 1917; der letzte

^{*} Die umfängliche Ausdeutung des »Mit der Bombe Lebens« (Paul Scheffer im »Merkur«, Jan. 1964) findet der Leser in der 3. Aufl. meiner »Europäischen Revolutionen« 1961.

mir bekannte Funkspruch an alle Menschen ohne Rücksicht auf Grenzen stammt vom Gründonnerstag 1963 aus dem Munde Johannes XXIII. Also der Atheist und der Christ sprechen heute schon zu Menschen ohne Grenzen, ohne Haut, nämlich zu allen. 46 Jahre hat es gedauert, bis ein Papst dieses neue Prinzip der Bolschewiki, alle Menschen auf einmal anzureden, sich in seiner achten Enzyklika zu eigen gemacht hat. Eine solche Periode von 46 Jahren ist genauso lang wie vom Ausbruch der Reformation in Deutschland 1517, als die 95 Thesen von den paar lesefähigen Bewohnern des winzigen Wittenbergs gelesen wurden, bis zu der Aufzeichnung des Heidelberger Katechismus 1563. Damals war auch nach 46 Jahren das Bekenntnis des Mönchs von Wittenberg das Gemeingut vieler deutscher Fürsten und Gemeinden geworden*. In demselben Jahr 1563 endete das Konzil in Trient. Seit 1563 stehen die Konfessionen fest. Heute aber will jede Bewegung zu allen reden: Der erste Funkspruch dieser Art hat Schule gemacht, und an irgendeiner Stelle werden die Grenzen durchlöchert. Auch wenn Magyaren und Rumänen einander ausrotten möchten. Auch Israeliten und Araber gelangen an irgendeiner Stelle zu dem Punkt, wo man ihnen sagt, Eure Grenzen sind nicht. Trotz ihrer furchtbaren Grenze mitten in Jerusalem helfen Juden und Mohammedaner einer und derselben bedrängten neuen Staatsverwaltung in vielen Teilen Afrikas, zwar nicht in trautem Verein, aber doch in »unbegrenzter« Konkurrenz. Ich will dazu noch eine lustige Geschichte erzählen. Ein Freund von mir ist ein großer Liebhaber des Kurzwellenfunks und spielt damit in Chicago herum. Eines Tages sprach er erfolgreich mit einem ihm unbekannten »radio-ham«, d. h. einem Funkamateur, in Tokio, über Funk. Und dieser Mann in Tokio sagte ihm plötzlich: »Gehen Sie doch mal bitte zu Ihrem Nachbarn in Chicago, der sagt mir nämlich eben über seine Station, er habe sich eingeschlossen in sein Haus und könne nicht heraus; wollen Sie hinübergehen und ihm helfen?« - und so geschah es, der Nachbar in Chicago wurde mit Hilfe des Mannes in Tokio ent-schlossen, aufgeschlossen, enträtselt und enthäutet, entgrenzt. Das ist eigentlich eine sehr hoffnungsvolle Geschichte; sie ist freilich noch ein bischen unsicher. Es ist eine Sache des Augenblicks, jemanden aus seiner Hauswohnung auszuriegeln. Wahrscheinlich ist das leichter als jemanden aus seiner Angst und seinem Hochmut zwischen den Grenzen anderer Völker herauszuschließen und zu entheben, und der Sinn der Grenzen muß vorerst von uns ein bißchen näher besehen werden, bevor ich wirklich Mut fassen kann zu einer Welt ohne Krieg.

^{*} Zahlen in der Geschichte gelten heute den Gebildeten als sinnlos; da ich aber zum Glück als wieder Entbildeter auch für die Ungebildeten schreiben darf, erwähne ich, daß Jesus, wohl geboren 12 v. Chr., mit 46 Jahren gekreuzigt wurde, und daß vom russisch-japanischen Krieg und der ersten russischen Revolution bis zum Koreakrieg 46 Jahre verstrichen sind. 46 Jahre verstrichen von der Auflösung des alten Reichs bis zu dem ersten Versuch einer deutschen Volksverfassung, 1803 bis 1848/49.

2. EINE WELT OHNE KRIEG?

Eine Welt ohne Krieg? Heute empfehlen die Leute den Frieden schlechthin. Wegen der Bombe hat es sich herumgesprochen, daß man seine Kriegsziele zwar erreichen, selber aber dabei nur »ausradiert« werden könne. So wird der Krieg verschworen. Krieg und Todesstrafe werden aufgegeben.

Das stimmt nachdenklich. Wißt Ihr wohl, was verlorengeht, wenn der Krieg abgeschafft wird, und wenn die ernsten Werte nicht mehr danach eingestuft werden, wieviel an Leben ein Mensch für sie zu opfern bereit ist? »Und setzet ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein.« Bleibt das nicht wahr? Oder das andere: »Denn der Mensch verkümmert im Frieden. Faule Ruh' ist das Grab des Muts.« Was der Dichter da singt, ist das nicht auch heute wahr? 1910 ging dementsprechend der amerikanischen Friedensgesellschaft aus Bad Nauheim von dem sterbenden Psychologen William James (1843-1910) ein Manuskript zu, das für ihn verlesen wurde; James sprach darin von den kriegerischen Tugenden, die auch beim Wegfall der Kriege gerettet werden müßten. Seine Rede ist berühmt unter dem Titel »A Moral Equivalent of War«. Was uns in diesem Augenblick - 1965 - immer noch angeht, ist der Ausruf dieses bedeutenden und friedensbegeisterten Mannes: »Schrecklich der Viehhof, der entstehen muß, wenn der Krieg ohne Ersatz verschwindet!« Die Menschen sinken dann herunter zu zahmen Kühen oder Hunden. Der Verlust, der durch das Verschwinden der Kriege droht, ist der Verlust der Fähigkeit, Spiel und Ernst zu unterscheiden. Denn sagen wir es doch offen: der Krieg ist der Hauptfall des tödlichen Ernstes, des absoluten Ernstes. Jeder Akt, bei dem ich bereit bin, mein Leben einzusetzen, kommt dem Kriege nahe. Auch die Liebe sinkt zum Spiel herunter, wenn nicht das Leben eingesetzt wird. Der Zyniker hat das für unsere Liebschaften längst witzig formuliert: »Wenn die Folgen nicht wären, wäre es ein Gesellschaftsspiel.« Ja, aber wenn die Liebe zum Spiel wird, löst sich die Gesellschaft auf. Es kann der einzelne Krieg führen gegen die Gesellschaft, er kann ein Märtyrer werden oder andere überzeugen; auch das ist dann ein Krieg, den er als miles Christi führt. Und jeder weiß: auch dieser Krieg wird Grenzen verändern, so wie die Einsiedler in den Wüsten die Ländergrenzen verändert haben. Wir wissen seit der Kreuzigung, wessen der Mensch fähig ist, besser als wir es vorher gewußt haben. Aber umgekehrt, alles Nicht-Lebensgefährliche ähnelt dem Spiel. Eine Vereinsgründung, eine Gesangverein-Generalversammlung ist nicht dasselbe wie das Antreten zur Mobilmachung. Ein bloßer Verein kann schmerzlos gegründet und schmerzlos aufgelöst werden; das tut niemandem weh. Niemand braucht darüber zu weinen, wenn die Kasse aufgeteilt wird und es heißt: »Der Gesangverein >Heiterkeit« ist wegen Heiserkeit beendet«. Die

Grenze zwischen Ernst und Spiel wird gewöhnlich heute nicht da gesehen, wo die Grenze zwischen Krieg und Frieden verläuft; und doch läuft sie dort. Im Spiele kann man sagen »einmal ist keinmal«, aber im Kriege muß man sagen »das geschieht ein für allemal«. Ob wir beides als Krieg und Frieden auseinanderhalten, das ist mir gleich, aber auseinanderhalten müssen wir die beiden, das Spiel und den Ernst. Wir müssen uns klar sein, daß Grenzen zwischen Völkern, Grenzen zwischen Religionen, Grenzen zwischen Menschen, Grenzen zwischen den Geschlechtern oder den Generationen nur da ernst sind, wo sie ein für allemal gelten, und wo nur mit dem Einsatz des Lebens die Grenzen geändert werden dürfen; alles andere ist Spiel. Alles, was wir wie im Telefongespräch auch anders verabreden können; eine Einladung zu einer Gesellschaft, die können wir durch das Telefon absagen oder verlegen; es ist eben nicht ganz ernst.

Aber das Osterfest können wir weder absagen noch verlegen. Es ist entweder endgültiger als wir selber oder wir haben es abgeschafft. Das Endgültige ist der Inhalt der Geschichte. »Die Klassische Walpurgisnacht« hingegen bleibt Theater. Nun ist es ganz richtig, daß die meisten Menschen, die ich treffe, den Unterschied zwischen Spiel und Ernst sich geslissentlich verschleiern. Sie wollen mit dem Kriege auch spielen. Sie wollen so wie meine Zeitgenossen 1914 übermütig sagen: »Bitte, hier werden Kriegserklärungen entgegen genommen.« Aber es gibt auch fürchterliche Spiele. Erschrocken sagten zum Beispiel die 65 amerikanischen Bürgermeister, die ich 1933 durch Berlin zu führen hatte, als ich sie zu den neuen Nazipotentaten in der Tiergartenstraße geleitet hatte, von den Verbrechern: »They play Red Indians«, »die spielen ja Indianer«. Diese nüchternen Reisenden, die aus dem schrecklich ernsthaften Rußland zurückkamen, witterten den Unterschied. Ich selber habe bei meinen letzten Verhandlungen mit den neugebackenen Nazigrößen in Berlin immer an Karl May denken müssen und schrieb damals, der Spuk des »1000jährigen Reiches« werde 12 Jahre dauern; denn von 1945 ab seien die überaus zahlreichen Jahrgänge der Zeit nach dem ersten Weltkriege - 1920 bis 1925 - imstande, sich ernsthaft geltend zu machen. Das Stichwort »tausend Jahre« macht den Karl-May-Charakter der Nazimartern besonders deutlich. Als wohlanständige Staatsanwälte eigenhändig Synagogen in Brand steckten, brach der dumme Junge in dem steifen Beamten durch. Dieser Einschuß erst macht die Nazigreuel ganz erklärlich. Sie trugen den Charakter des Spuks so sehr, daß der Breslauer Professor Eugen Kühnemann beim Vorbeimarsch eines SA-Trupps vor seinem Hörsaalfenster ausrief: »So schnell ist das Dritte Reich vorbeigezogen.« Heute gehen die meisten an dieser offenbaren Wahrheit vorüber: Aber den doppelten Boden des Nazispuks muß der beachten, der dem Verschwinden der Nationalstaaten in den Weltkriegen gerecht werden will. Hitlers Selbstmord und sein Wüten gegen die 7000 Edelsten nach der Landung der Alliierten in der Normandie sind doch nur als Schauspiel zu begreifen. Mit Politik hat das nichts mehr zu tun, wenn man nur hastig die politischen Gegner mit ins eigene Grab zu reißen beschließt. Die Hitler

Nächsten haben im Oktober 1944 genau gewußt, es sei der Krieg verloren. Daraufhin haben sie erst recht hingerichtet und gemordet. Das ist für unser Urteil über Spiel und Ernst und Schadenfreude doch sehr wichtig. Eine Gruppe, die den Krieg verheiligt, steht vor der Niederlage und ermordet daraufhin absichtlich alle die, welche nach der Niederlage am meisten gebraucht werden. An nichts kann der Leser besser studieren, daß damals die am Krieg, am Nationalkrieg festhaltenden Hirne an die Grenze ihres geistigen Daseins gelangt waren. Der Entschluß zum Kriegführen hat sich damals überschlagen. Weil damals Krieg und Revolution von Nationalisten in ein freies Spiel umgefälscht worden sind, in ein Spiel ohne Ende, weil die urewigen Spielregeln nicht mehr gelten sollten, laut derer ein Friede von einer neuen Regierung immer muß geschlossen werden können, ist für Deutschland dies urewige Spiel zu Ende. Weder Krieg noch Revolution läßt sich in Deutschland je wieder »spielen«. Schachmeister nehmen das Schach ernst; trotzdem bleibt Schach ein Spiel. Goebbels nahm den Krieg nie ernst. Trotzdem bleibt der Krieg eine so ernste Sache wie die Liebe. Beide, Krieg und Liebe, sind eben lebensgefährlich; es gibt da Leichen und Siechtum. Und wir müssen in beiden das Leben aufs Spiel setzen. Neues Leben fordert, daß wir altes Leben aufs Spiel setzen: Den Soldatentod im Staatsleben, das Sterben der Mutter bei der Geburt des Kindes. Wir nähren mit unserem Herzblut das neue Leben. Alt und Eltern sind mit alumnus und alere stammverwandt: die Alten nähren ihre Jungen. Das macht sie »alt«.

Als man aber aus dem Krieg ein tausendjähriges, auf deutsch ein altersfreies Reich errichten wollte, fiel man in ein höllisches Spiel herunter. Uns Menschen dient kein Jahrtausend, wenn wir es im ganzen anstarren. »Ein enger Ring begrenzt unser Leben und viele Geschlechter reihen sich dauernd an ihres Daseins unendliche Kette. Eine tausendjährige Niederlage scheint das Indianerspielen herbeigeführt zu haben. Aber die beiden Weltkriege lassen sich überhaupt nicht von den einzelnen Staaten her benennen. Es waren Weltkriege! Die Frucht der Weltkriege ist die Einheit des Erdballs. In der deutschen und in der koreanischen Halbierung und Zerschneidung ist der Erdball heute nach Art der Guerickeschen Leerhalbkugeln verfaßt. Wie der Bürgermeister von Magdeburg die beiden Hälften einer Metallkugel durch Leerpumpen unlöslich festigte, so halten das geteilte Deutschland und das geteilte Korea heute den Erdball mit ehernem Druck zusammen. Damit ist der Sinn des Geschehens nicht mehr in Deutschland oder in Korea zu finden, sondern der Sinn steckt darin, daß aus ihrer Zertrennung das Ganze der Erdkugel deutlich wird.

Da stehen wir nun in einer rätselhaften Zeit. Der einzelne Staat hat aufgehört, die Hauptperson auf der Bühne der Geschichte zu sein. Gerade der Versuch Hitlers hat das ans Licht gebracht. Wie soll man es aushalten in einer Welt, in der nichts mehr absolut ernst ist und in der infolgedessen nichts Neues mehr geboren werden kann? Müssen die heutigen Grenzen alle erstarren, wenn doch nur Kriege Grenzen auflösen? Müssen Menschen wie der Nobelpreisträger Luthuli in Südafrika so zugrunde gehen wie der Nobelpreisträger von Ossietzki

durch Hitler? Dann müßten wir friedlichen Neuerer in die Grenzen von Südafrika oder der Schweiz eingesperrt bleiben, nur weil wir nicht mehr Krieg führen können. Dieser edle Mann, Luthuli, der zum Präsidenten der schottischen St. Andreas-Universität ehrenhalber gewählt worden ist, bekommt nicht einmal die Post von dort ausgehändigt. Ein Nobelpreisträger wird unschuldig verurteilt, bloß weil die südafrikanischen Landesgrenzen, in die er eingeschlossen ist, heute kriegslos für ewig gesichert dastehen? Ohne Kräfte, die unsere Grenzen in der Zukunft beseitigen können, wäre der Zustand der bloßen Kriegslosigkeit mir verhaßt, und ich kann den Atomphysikern mit allen ihren Protesten in keiner Weise beistimmen, daß mit der bloßen Beseitigung des Krieges wir schon lebensfähig würden. Irgendwo müssen dieselben Energien sich regen können, die zuvor seit den Königen David und Agamemnon Grenzen geändert haben. Ich ersehne einen Zustand, in dem ich nicht angstvoll träumen muß, daß alle heutigen Grenzen bis an das Ende der Tage bestehen bleiben müssen. Sie wären aber doch unabänderlich, wenn wir nicht Grenzübergänge schaffen könnten ohne Krieg; und das riesige Dilemma also der heutigen Menschheit ist nicht die fehlende Einsicht, daß man keine Bomben werfen kann. Den Fehler macht niemand, wie gesagt, weder der Papst noch Chruschtschow, noch, nehme ich an, die Deutsche Soldatenzeitung. Woran es fehlt, sind mutheischende, kraftvolle Wege zur Grenzenänderung, die kriegslos wären. Denn wir werden kriegslos Grenzen beseitigen müssen, ohne das Blutvergießen, wie wir es früher im Kriege gewohnt gewesen sind. Da kann uns vielleicht die Überlegung helfen, daß wir Menschen ja immer in zweierlei Gefängnisse eingeengt sind: erstens einmal in das Gefängnis der Welt. Das zeichnet sich auf der Landkarte ab. Da sind es also Haus und Garten und Zäune und Grenzen zwischen Weichbildern und Grenzen zwischen Ländern, schließlich sogar die Grenzen zwischen Erdteilen. Es sind das alles Grenzen in den Räumen, die wir bewohnen. Ich habe einmal als elfjähriger Junge in das Zimmer meiner Schwester hinüber durch die Tür ein Loch gebohrt und wurde für die Zerstörung der schönen Tür empfindlich bestraft. Ich erfuhr, wie gefährlich es sei, Grenzen zu verschieben. Es gibt aber zum Glück andere Grenzen. Auf englisch bedeutet das Wort »neighbour« nicht nur den Nachbarn in derselben Straße, sondern gleichzeitig den Nächsten in derselben Lebensstunde. Der Nachbar der Deutschen ist der Däne oder Pole oder Schweizer. Aber der Nachbar, den ein lebender Mensch benötigt, ist der ihm notwendige nächste Mensch seiner Lebensgeschichte, der Nächste. Es gibt also auch Grenzen in der Zeit. Die Nazis haben diese Zeitgrenze ebenso hoch getürmt wie die der Räume. Als sei er im Viehstall, mußte bei ihnen jeder Autor sein Geburtsjahr aufs Titelblatt drucken. Jeder dumme Junge sagte sich: »der ist zu alt«, oder jeder dumme Greis: »der ist zu jung«, und die Grenze war damit errichtet. Wenn wir Shakespeare lesen, so erfahren wir, daß er für die einzelne Generation das Unglück vieler seiner Tragödien für auswegslos hielt. Seine letzten Stücke beschäftigen sich alle mit dieser Tatsache. Shakespeare fand den Ausweg, es sei allerdings vieles einer einzelnen Generation nicht möglich, die Lösung könne aber in der zweiten oder

dritten gefunden werden. So geschieht es im »Sturm«, wo Miranda und Ferdinand glücklich werden können, obwohl die alte Generation sich aufs Außerste verfeindet hat. So ist es in »Cymbeline«, so ist es im »Wintermärchen« und so wird es uns auch verheißen im »Hamlet«. Der tiefe Sinn des Hamlet ist es ja, daß er die aus den Fugen gegangene Zeit im Einsatz seines Lebens einrenkt, damit nach seinem Sterben Leben weitergehen kann. In drei Generationen also lassen sich Grenzen überwinden. Das sind aber Grenzen, die wir erst neu entdecken müssen. Diese Grenzen verlaufen nämlich in der Zeit und nicht im Raume. Und die meisten modernen Dichter haben diesen ernstesten Shakespeare mit seiner Fragestellung nach dem Zusammenwirken der Generationen im Stich gelassen. Der moderne Mensch und seine Philosophie begann ja mit »Ich«, also mit dem »Studentlein«, dem Wanderburschen, dem ahnenlosen Individuum. Von der Vererbung sah man nur die leiblichen Gespenster oder vielleicht die Strenge eines Vaters gegen seinen Sohn. Das Individuum sollte ohne Vorher und Nachher, ohne Ahnen und Nachkommen wirken. Max Piccolomini ist ein fruchtlos sterbender Jüngling. Noch den alten Goethe beschäftigt der einsame Faust aus seiner Studentenzeit; aber ich gestehe, daß mich der Faust schon nach dem zweiten Akt des ersten Teiles als Person langweilt. Nach den Klassikern aber wird die Zeit noch mehr verkürzt. Der Juckreiz, der Brechreiz eines einzelnen Tages, einer kurzen Woche werden heute bedichtet. Hingegen die Erfüllung oder das Scheitern in einer Folge von drei oder vier Generationen erschiene dem Publikum wie eine willkürliche Zusammenstellung von Unzusammenhängendem. Wenn Goethe dichtete: »Nach drüben ist die Aussicht uns verstellt«, so gehören dazu auch die anderen Zeiten: nach rückwärts wird von der uns hervorrufenden Verheißung abgesehen, und nach vorwärts ist uns keine Absicht möglich. Fünfjahres-Pläne gelten 1965 bereits als große Neuigkeiten in einem Erdteil, in dem doch die Wälder Germaniens seit etwa 1100 ihren Anteil am Boden gleichmäßig mit einem Viertel behauptet haben, in dem die Gemälde in Altamira uns nach drei Jahrtausenden unverändert anblicken, also aus einer Zeit, in der es weder Römer noch Germanen gab.

Das heutige Sterben der Literatur hat vermutlich mit ihrem kurzfristigen Atem zu schaffen. An den sogenannten »Leben Jesu« haben wir dafür ein komisches Beispiel. Bis 1800 war Jesus die Erfüllung aller Erwartungen der Menschheitsgeschichte, der von allen Propheten Verheißene. Er war so lange erwartet worden, wie die Menschen lebten. Nun aber nahm das 19. Jahrhundert ihm sogar die Generation gerade vor ihm – nämlich Johannes den Täufer als seinen Ankündiger – fort, und von der nächsten Generation hieß es entsprechend, sie habe Jesu Absichten durchkreuzt oder vereitelt. Paulus etwa habe das schöne Christentum ruiniert. Da wurde aus dem zweiten Adam ein bißchen zeitgenössisches Dasein; denn »Leben« kann man ja einen solchen Sommernachtstraum nicht nennen. Wer nur ein Zeitgenosse wahnsinniger Cäsaren war, sollen auf den die Völker geharrt haben?

Vom Ursprung der Schöpfung bis in die letzte Zukunft reicht der wirkliche

Mensch. Nur der, auf dessen Namen sich solche Kraftströme vereinen, geht uns etwas an; denn vor ihm fallen Grenzen.

Vielleicht bietet uns die Prähistorie Ersatz? Sie redet ja freigebig von 500 Millionen Jahren. Da vergessen sich leicht die räumlichen Grenzen, die auf unseren Landkarten abgemalt werden und laut denen fast jedes Inselchen im Adriatischen Meere seine eigene Fauna abgetrennt bewahrt. Machen die endlosen Zeiträume die schreckliche Zukunst eingefrorener Landesgrenzen vielleicht erträglicher? Wieder erinnere ich an des Papstes und des roten Zaren Wort: Nur Kriege ändern Grenzen; der gegenwärtig Frankreich regierende Napoleon IV. denkt auch so.

Die Frage hat ihren Ernst. Ludwig XIV. und der alte Fritz setzten auf ihre Geschütze »ultima ratio regum«. Als preußischer Artillerist hielt ich diese Inschrift lange für einen rein preußischen Geistesblitz. So abgekapselt bin ich noch aufgewachsen. Aber niemand kann sich heute der Illusion hingeben, daß nur das eigene Gemeinwesen die Bomben werfen werde. Darum schreien die Gutgesinnten: Nie wieder Krieg. Der alte Bodelschwingh von Bethel hatte noch gelehrt: Immer wieder Krieg.

Davor würde er sich heute wohl hüten. Aber kein veraltetes Ja wird dadurch ausgerottet, daß man es durch ein plattes Nein ersetzt. Das Nein zum Kriege kann höchstens Platz machen für ein anderes Ja. Das ist ein ehernes Gesetz: »Wo wir nur fliehen, können wir nicht entrinnen.« Unser auf Naturgesetze so erpichtes Zeitalter ignoriert dies eherne Gesetz und macht so den Krieg unvermeidlich. Die Abschaffung des Krieges wäre erst durch die Erschaffung eines Grenzen ändernden Vorganges möglich.

An einem besonders pompösen Beispiel können wir diese Überhebung der bloßen Ab-schaffer gut studieren.

In Santa Barbara, Kalifornien, befindet sich der ehemalige Präsident der Universität Chicago Robert Hutchins mit einem Stab erlesener Mitarbeiter, um die Zukunft der politischen Welt zu studieren. Einer seiner Mitarbeiter, Walter Millis, ist ein angesehener Militärschriftsteller, der sowohl den zweiten Weltkrieg wie das Heerwesen in Büchern behandelt hat. Er hat eine Schrift »Wie führen wir Frieden?« gedruckt. Er nennt sieben Autoritäten aus einer großen Zahl von Beratern, bei denen er sich für seine Studie über das »Friedensspiel« (The Peace Game *) umgehört habe. Die Studie stellt also den ernstesten Anlauf zu einer Ordnung des Ewigen Friedens dar, der seit Immanuel Kant unternommen worden ist. Sie beginnt: »Nehmen wir einmal an, Krieg sei abgeschafft.« Daraufhin versucht er, bereits hinter der Wasserstoffbombe herzudenken. Aber leider denkt er nur. Dabei lernt man nichts. Indem die Bombe »nein« sagt zum Krieg, bedenkt sie noch nicht die eine einzige Wichtigkeit, die schon die Steinzeitbewohner bedacht haben, und dank derer wir heute über den ewigen Frieden Studien drucken können. Diese einzige Wichtigkeit ist eben die, von der dies

^{*} Saturday Review, September 24, 1960

Kapitel angehoben hat: Die Grenzen. Millis fragt an keiner einzigen Stelle, wie denn ohne Krieg Grenzen, die jemand verriegelt, jemals überschritten werden können. In der Urzeit schon, wohin wir blicken, war der Hostis, der Fremde, zu gleicher Zeit Feind und Gast. Nahte er waffenlos und wehrlos, so durste er jede Grenze überschreiten, ob die nun um ein Herdfeuer, um einen Wald, oder um eine Oase verlief. Nahte er in Waffen, so wurde ihm gewehrt. Wir hier suchen wieder nach der doppelzüngigen Grenze, denn nach dem Versiegen des Krieges muß immer noch Gast und Hostis, Freund und Feind zu unterscheiden sein. Diese ganze Schrift wird suchen, worauf diese Doppelzüngigkeit beruhen könnte. Aber eins ist uns gewiß: ehe wir nicht die Formen eines allgültigen, planetarischen Grenzübertritts zwischen allen Völkern und Ländern auf uns nehmen, haben wir keine Hoffnung, die Kriege abzuschaffen. Eine neuartige Gabelung muß die bisherige Gabelung zwischen friedlichem und feindlichem Verkehr überholen. Bei Millis und bei den von einem schlechten Gewissen getriebenen Pazifisten hört man das riesige globale Nein zum Kriege. Aber was wird dann aus den Grenzen? Die künftigen Wege in den Frieden sind wie alle neuen Wege am Anfang vermutlich ganz unscheinbar. So hat es unser Herrgott für alle fruchtbare Aussaat menschlicher Gedanken bestimmt. Das Nein zum Weltkrieg tönt so laut und riesengroß wie der Weltkrieg, aber das wirksame Ja zum Planetenfrieden wird vermutlich unscheinbar und leise sein; das entspricht einer aus den Bombenkellern vom letzten Kriege auftauchenden, eingeschüchterten Menschheit. Teilhard de Chardin hat den Großplänemachern aller Zeiten eingewandt: daß nur das jeweils groß und allgemein werden könne, was zuerst von niemand erblickt wird, und er hat das so ausgedrückt: »Den ersten Römer hat niemand als solchen erkennen können.« Aber wir, die seit über fünfzig Jahren mit der Langsamkeit und Kleinheit einer Wegschnecke uns immerhin auf den Weg in einen Planetenfrieden gemacht haben, dürfen vielleicht von den bescheidenen sieben Hügeln dieses künftigen Roms berichten, wie wir sie inzwischen erklettert haben. Es ist nichts Großes wie die Nein-Phantasie und die Umstülp-Energie der Gehirnfatzken, die sich sogar herausnehmen, ihr leeres Spekulieren mit dem Frieden offen ein Spiel - Peace Game! - zu nennen. Wir mögen im Irrtum mit unserem Dienst sein, aber die Prügel, die wir dafür bezogen haben, berechtigen uns dazu, uns für legitime Kinder der Not anzusehen. Immerhin habe ich mir für den Friedensdienst in Deutschland und in den Vereinigten Staaten mehrmals meine Karriere verdorben. Das ist doch wohl das mindeste, das man von dem verlangen muß, der dreitausend Jahren Krieg die Nachkommen zu entziehen trachtet.

Mit einer Art Taschenspieler-Kunststück kann jemand vielleicht einen blitzschnellen Weg zur Sicherung des Ewigen Friedens finden. Dieser Weg würde in der Vervielfältigung unserer Pässe bestehen. Heute hat jeder Mensch Anspruch auf einen Paß seines Staates; nur die mit Ausländern verheirateten Schweizerinnen erfreuen sich zweier Pässe. Würden aber jedem von uns die einhundertvierzig Pässe aller Staaten der United Nations ausgestellt, dann könnten wir

nicht mehr Krieg führen, denn wir wären alle Bürger aller kriegsführenden Länder. Wenn das wie ein Witz klingt, so ist es doch kein schlechter. Ich selber habe einen Fall schaffen helfen, in dem bereits ein hoher Richter tatsächlich zweier Großmächte Pässe besitzt. Also man vermehre das diplomatische Korps ins Ungemessene. Man projiziere die Lage im Herzen Jerusalems, wo die Leute mit Diplomatenpaß zwischen Zion und Jordanien bereits frei verkehren; man multipliziere sie mit zehntausend, und wenn wir alle in unserer Mehrzahl Diplomaten wären, bräche jede Grenze zusammen, oder sie würde so veraltet wirken wie der Schwalbenschwanz beim Frack. Mehrere Staatsangehörigkeiten und immer mehr Staatsangehörigkeiten! Mag jeder Leser für sich selber den Unterschied studieren zwischen einer angeblichen Abschaffung des Kriegs durch Friedensschalmeien und seiner Ausrottung dadurch, daß niemand mehr nur einer der kriegsführenden Parteien zugerechnet werden darf. Können Klerus und Marxisten eine Koalition bilden? Gedanklich nicht, aber in Österreich haben sie es getan und damit den Bürgerkrieg trotz Seipel und Austromarxismus abgeschafft. Man braucht also vielleicht an den Grenzen selber, so verrückt sie auch laufen mögen, nicht groß zu rütteln. Man braucht nur Wege, sie zu überschwingen. Denn vielleicht sind die hitzigsten Fragen, die heute vor der arbeitenden und brautwerbenden und zeugnisgebenden Menschheit stehen, die Fragen: »Kann ich auswandern? - Kann ich jedes Menschenkind auf dem Erdball heimführen? -Kann ich überall arbeiten? - Kann ich überall sprechen? - Kann ich, wenn ich mein Buch in Rußland nicht drucken kann, es dann in Deutschland drucken?« Das sind sehr akute Fragen für die Sowjetunion in den letzten zwanzig Jahren gewesen. Sie sind aber nicht nur akut für Rußland, sie sind natürlich genauso für mich akut. Ein großer Teil der deutschen Intelligenz wohnt augenblicklich im Ausland, gehört aber trotzdem zum deutschen Sprachbereich. Unerträglich wurde das 1933, als sich Deutschland auf sich selbst zurückzog und die andere Welt als Schlachtfeld oder als Feindesland ansah. Deshalb brach der Zweite Weltkrieg 1939 aus. Unerträglich war es, daß nun als deutsch nur das in Deutschland gesprochene Wort gelten sollte. Goethes und Schillers Deutsch mußte irgendwo hinauswandern, und es ist, wie Sie alle wissen, in viele Länder der Welt damals durch die Auswanderung getragen worden; dort ist weiter deutsch gesprochen worden, als der Sprachquell in Deutschland versiegte. Und wir, die wir seit 1945 wieder mit der Heimat korrespondieren und sprechen, haben einen Anteil daran, daß die deutsche Sprache wieder in Fahrt gekommen ist und sich hat erneuern lassen. Aus anderen Ländern ist seit 1945 die wirksame und fruchtbare deutsche Sprache wieder geboren worden. Diese höchst wunderbare Rückwirkung des ja den Erdenrund füllenden Weltreiches des deutschen Geistes auf sein Ursprungsland darzustellen, ist vielleicht zu früh. An dem spezifischen Einzelfall der deutschen Lutheraner und der sie vom Verhungern rettenden amerikanischen Lutheraner mag auch die verbissene, weiter Juden hassende Luthersame in Neuendettelsau erkennen, daß ihr Luthertum nur dank der amerikanischen Deutschen und ihres Luthertums hat wiederhergestellt werden können. Mögen Sie die einfache Frage wahrheitsgemäß beantworten: »Sprach Hitler deutsch?« Sprach er nämlich deutsch, dann wären sie, die Lutheraner, vierhundert Jahre lang impotent gewesen; denn dann hätten sie die Sprache der Lutherbibel nicht zur Muttersprache der Deutschen zu machen vermocht. Sprach er aber nicht deutsch, dann hat diese teure Sprache offenbar durch ihre Getreuen in der ganzen Welt erneuert werden können und hat den Augiasstall des Hitlerdeutsch reinigen können. Tertium non datur.

Denn die Sprachen müssen in die Welt. Sie sind ja nicht nur die Träger des »Menus« der Speisekarten-Schätze im Gasthof, sondern sie tragen das Wort, an dem wir zu Kindern desselben Vaters werden können, in die Welt. Deshalb werden sie gesprochen, auch wenn sie in den Augen der Unmündigen nur die Menus bedecken. So ist das Erneuern der Sprache in ihrem Kernlande durch das Deutschtum im Auslande eine höchst großartige Überfliegung von Grenzen und durchaus ein Kapital in der Wiedererringung der Staatsmacht geworden. Etwas so Zartes und Gebrechliches wie Sprache läßt sich in Grenzen nicht einschließen. Wo sie gewaltsam verstümmelt werden sollte, bleibt ihre Wunde offen, und sobald die abgetrennten Elemente den geliebten Sprachenschoß zu erreichen vermögen, wird man an Goethes Wort erinnert: »Sie ringt sich selber los und eilt auf Fittichen der Rose in den Schoß.« Der Fichtesche Traum eines geschlossenen deutschen Sprachraumes war ein Mißbrauch der Philosophie. Denn durch den Mythos von der Muttersprache wurde »der« Mensch durch den »Deutschen« ersetzt. Das war ein Taschenspielerkunststück. Heute sind es die armen Albanesen, die im europäischen Raume vielleicht als letzte das Eingeschlossensein à la Hitler durchexerzieren. Diese Albanesen sind ja schon immer ein höchst seltsames Bruchstück in ihrer sprachlichen Vereinsamung. Das stolze lateinische Wort »Imperator« aus Rom lebt in Albanien unter dem tonlosen Wort »Mbret« weiter! Albanien wurde 1912 ein eigener Staat, und der Fürst von Wied wurde sein Mbret. In Wahrheit leben mehr Albanesen in Süditalien oder Massachusetts als in Albanien. Und schlimmer noch ist, was diesen Armsten der Armen seit 1954 geschieht: sie müssen nun aus Parteigründen chinesisch lernen, müssen es lesen und abhören; weil sie aus Westrom und Ostrom sich ausschließen, gegen Washington und gegen Moskau, wird ihr albanesischer Sprachenstummel durch den Jargon des Genossen Mao aus Peking aufgeforstet. Was für eine erleuchtende Geschichte das ist! Keine Sprache kann in ihre räumliche Grenze eingeschlossen bleiben. Es ist dies winzige chinesierte Albanien ein großartiges Beispiel des horror vacui, der unentrinnbaren Sehnsucht aller Sprachen zueinander. Wenn der Leser ungeduldig wird und meint, das seien olle Kamellen, so ist das nicht wahr. Denn Sprachgrenzen sind auch Friedensgrenzen! Meine Bücher werden z. B. noch heute nicht über die Grenze des Eisernen Vorhangs gelassen. Es gibt schon noch Grenzen der Sprachkraft. Aber wesentlicher ist die heute selten bedachte Tatsache, daß jede Familie vor 1840 ihren sprachlichen Zusammenhalt jenseits der Landesgrenze aufgeben mußte, heute aber dazu nicht gezwungen ist. Es ist etwas Entscheidendes inzwischen geschehen, das dem ewigen Frieden mehr

Vorschub leistet als die Bombe. Es gibt da eine landesverräterische Einrichtung, die in so breiter Offentlichkeit funktioniert wie jedes gut gewahrte Geheimnis: Jeder kennt sie und bedenkt doch niemals ihre tollste Wirkung: das ist das Briefporto. Schon muß ich mehr sagen und weiter ausholen, weil die technisierte Menschheit das vergessen hat.

Immer wieder überwältigt mich im Rückblick die Lage der Menschheit zur Zeit des Konzils von Nizäa. Das setzte 325 nach Christus die Trinität fest und wurde das erste ökumenische Konzil der Kirche. Kein Konzil hat so viel Ansehen genossen. Der Konzilsort lag Konstantinopel gegenüber. Trotz all dieses Ruhms hatte 30 Jahre später, 355 nach Christus, der Bischof von Poitiers in Gallien von dieses Konzils Beschlusse noch nichts gehört!

So wenig durchdrang die Sprache sogar der christlichen Kirche damals die christliche Welt. Daran denkt aber niemand mehr und deshalb vergessen wir, daß es 1830 nicht anders aussah als 350. Ein irischer Dockarbeiter in Glasgow, Schottland, und seine Mutter in Cook, Irland, konnten sich zeitlebens nicht schreiben. Der Mutter Monatseinkommen wäre für das Porto eines einzigen Briefes draufgegangen.

Im Alten Testament steht die Geschichte von unserer babylonischen Sprachenverwirrung. Da heißt es, sie sei beim Turmbau zu Babel aufgebrochen. Aber im Neuen Bund soll die Sprachentrennung, die aus den räumlichen Distanzen stammt, zu Ende gehen. Da schmelzen die unübersteigbaren Grenzen, die von unserer Schwerkraft gesetzt werden. Früher konnten nur die Könige regelmäßig Briefe wechseln. Erst als Roland Hill 1840 das Einheitsporto durchsetzte, so daß ein Brief von Irland nach London nicht mehr kostete als ein Brief in London selber, da erst konnten Mutter in Irland und Sohn in Schottland korrespondieren. Da erst begann jene Zerbröckelung der Grenzen, die heute von den Kriegsministern beweint wird. Es ist also nicht wahr, daß erst oder nur die Bombe die Kriege unmöglich macht. Ihre Abschaffung ist längst im Gange!

Auf mich wirkt daher die Erörterung des Friedens durch die Kernphysiker gespenstig. Weniger blutleer wirkt auf mich die Leistung des Briefportos, dem ja das Fernhören, das Fernsehen und das Fernsprechen nachgefolgt sind. Unser ganzer innerer Mensch wird also seit 1840 dem Zufall seines Orts jedes Jahr mehr entfremdet! Die neue Welt des Roland Hillschen Briefportos entspringt zunächst der kühnen Leugnung, daß ein Brief von Berlin nach Potsdam weniger kosten müsse als ein Brief von Berlin nach Köln. Das erschien den Zeitgenossen Felix Mendelssohns als eine groteske Ungerechtigkeit, eine empörende Schädigung Potsdams! Die Bibel hat ja bereits dieselbe unbegreifliche Geschichte vom Arbeitslohn im Weinberg. Da soll die Ein-Stundenarbeit denselben Lohn einbringen wie der 12-Stunden-Tag. »Skandal«, schrien damals die Arbeiter der langen Stunden. Genauso schrien die Potsdamer 1841: »Es ist ein Skandal, daß die Kölner nicht mehr bezahlen müssen als wir!« Ein Gegner des Einheitsportos aber sprach damals klar aus, was der Revolution Jesu in der Arbeitszeit und auf dem Lebensweg der kommenden Weltpost entspringen müsse. Der Anruf dieses

Feindes der Neuerung wird den Leser erstaunen. Solche Hellsicht im ersten Augenblick eines großen Wandels ist oft atemberaubend. Bevor ich unseren ersten Augenblick um 1840 durch solch eine Hellsicht illustriere, darf ich wohl an ein berühmtes Beispiel erinnern, das die Geschichte der großen Revolutionen widerspiegelt*. Acht Jahre vor dem Bastille-Sturm des 14. Juli 1789 las man dem König und der Königin von Frankreich »Figaros Hochzeit« von Beaumarchais vor. Empört rief der König: »Man müßte die Bastille niederreißen, falls dies Stück gespielt werden dürfte.« 1784 wurde das Stück gespielt; im März 1785 wanderte sein Verfasser ins Gefängnis; im August empfing ihn das Königspaar als geehrten Gast; 1789 wurde die Bastille gestürmt. 1793 wurde der König guilliotiniert.

Und wie hieß es 1840? Der Scharfblick der Gegner durchschaute den revolutionären Charakter des Hillschen Einheitsportos und schrie entrüstet: »Das hieße ja Zeit und Raum abschaffen.« Genau dies macht die Bombe endgültig klar. Auf Erden hört die »Weltgeschichte« auf. Denn in der Weltgeschichte wurde zwischen Heimat und Welt ein tiefer Schnitt gelegt. Man zog in die Welt, und man konnte die Welt erobern, aber die Heimat belegte einen mit Beschlag. Wir können die Welt nicht mehr erobern, weil wir keinen Ausgangspunkt unser Eigen nennen, der nicht auch welt-überflogen würde. Weil die Heimat eingesehen wird, und die Weltpost Zeiten und Räume des Erdballs gleichwertig macht, leben wir auf einem Planeten und nicht mehr in der »Welt«. Auf ihn sind die Zeit- und Raumdifferenzen, die bisher unsere Heimat von der Welt unterschieden, auf unendlich klein abgeschrieben und müssen daher in unserer Lebensrechnung mit Null eingesetzt werden. Jeder Industrielle weiß, wie wahr das für seine Produkte ist. Ich erhielt neulich auf dem Lande in Amerika ein Gewebe, das in Bielefeld gewebt, in den Philippinen gefertigt, in Boston verkauft worden war. Was hingegen weder der Industrielle noch der Physiker bedenken, ist, daß diese Einsetzung von Null für alle Entfernungen auf unserer Erde es sinnlos macht, von dieser Erde weiter als »Welt« zu reden.

Daß die Albanesen chinesisch lernen, ist wahrlich ein Beweis dafür, wie heftig auch die abgeschlossenste Gruppe sich wehrt gegen die Isolierung in den eigenen Grenzen. Von da also mag es uns aufgehen, daß es Wege geben muß, den Ton, der fehlt, anzuschlagen, den Ton, der die Grenzen überwindet und übertönt, den Ton, der es mir ermöglicht, auch bei den Antipoden meine Frau zu suchen und auch dem Nachbarn in Chicago Hilfe zu bringen. Übrigens öffnen wir doch die Augen! Sind denn Staatsgrenzen unsere Grenzen? Menschen in der Großstadt nebeneinander werden ja wohl die schwerste Grenze zu überwinden haben. Die sind doch Luft für einander. Was gehen mich die Millionen meiner Großstadt an? Dennoch will ich zu zeigen versuchen, daß, wo Zeit gegeben ist, auch das Unmögliche möglich wird, auch das größte Hindernis schmilzt. Dazu lassen Sie

^{*} Die Einzelheiten in Out of Revolution«, Autobiography of Western Man, 2. Ausg. 1964, S. 169–175.

mich aber am Schluß meiner augenblicklichen Gedankenführung etwas sagen, womit ich den Grenzen Ehre antun möchte. Die Grenzen huldigen allem bisher uns Menschen von unserem Schöpfer Anvertrauten: denn in ihnen offenbart sich alles, wofür Menschen bisher ihr Leben eingesetzt haben. Landesgrenzen sind nicht so verächtlich, wie man sie heute gerne macht. Und alle Grenzen, auch die Eigentumsgrenzen, die wir also gegen den Kommunismus z. B. zu verteidigen beschlossen haben, sind nur so lange ehrenvoll, als Menschen gläubig Opfer dafür bringen. Das Wort »Grenze« ist ja sozusagen farblos - man treffe es in der Philosophie oder in der Jurisprudenz oder in der Politik -, aber im allgemeinen Sprachgebrauch müssen wir uns Goethes »Grenzen der Menschheit« entsinnen: »Ein enger Ring begrenzt unser Leben.« Wir Menschen haben als höchste Ehrfurcht die Ehrfurcht vor dem uns bisher Offenbarten, und alles bisher Offenbarte führt zur Grenzbildung. Ich möchte also mich selber in diesem Augenblick warnen, von den Grenzen nur negativ zu handeln; nein, die sind ehrwürdig, soweit sie uns erlauben, das bisher Anvertraute zu vererben. Nur dadurch, daß es Grenzen gibt, kann dir etwas Bestimmtes weitergegeben werden. Die Bestimmung des Menschengeschlechts bliebe sonst unbestimmt! Freilich ob das Weitergegebene noch lebendig ist, darüber kann die Grenze selber nichts aussagen. Aber daß einmal etwas Lebendiges seine Grenzen bekommen hat wie ein Körper seine Haut, wie ein Mensch seine Gestalt, das müssen wir eisern festhalten. Die Grenzen dürfen nur preisgegeben werden, wenn das unerläßlich wird. Notwendig wird die Grenzniederlegung nur, wenn etwas ruft, das ebenso wichtig und wertvoll ist wie das, was einmal die Grenzen niedergelegt und aufgerichtet hat. Am großartigsten hat vielleicht die Sehnsucht, Grenzen zu überbieten, sogar zu überspringen, der große Franzose Charles Péguy ausgesprochen. Er war 1873 geboren und war also, als der Weltkrieg ausbrach, in dem er am 4. September 1914 in der ersten Marneschlacht gefallen ist, bereits 41 Jahre. Er war eigentlich zu alt, um Soldat zu sein, und es ist ein merkwürdiger Fall; denn hier war ein Mann, der dem Bekämpfen alter Grenzen sein Leben geweiht hatte und dann für die Verteidigung der alten Grenzen Europas, wie alle die Kriegsgefallenen 1914, im Kriege gefallen ist. Und dieser Widerspruch liegt ja über meiner ganzen Generation - wir sind alle Soldaten gewesen für die Grenzen unseres Landes. Und wir sind alle schon gebrannt gewesen von der Einsicht, daß viele Grenzen würden fallen müssen, und so lautet das Grenzwort von Péguy, das er vor seinem Tode uns hinterlassen hat: » Oh, S'il faut pour sauver de la flamme éternelle les corps des morts damnés s'affolant de souffrance abandonner mon corps à la flamme éternelle, mon Dieu, donnez mon corps à la flamme éternelle« -»Und muß ich, um zu retten aus den ewigen Flammen die Leiber der Verdammten, die in Qual verzweifeln, den eigenen Leib verschreiben für die ewigen Flammen, dann, Gott, stoß' mich hinein in diese Ewigen Flammen, und muß ich, um zu retten aus der Qual die ewig fern zu stehn verdammten Seelen, die dies Dir Fernesein verzweifeln macht - ich, meine Seele, ewig fernestehen, mag meine Seele ewiger Ferne entgegen gehen, denn«, fuhr Péguy fort, »man muß

sich zusammen retten«. Hier haben Sie den erhabenen Helden Gottes, der keine Grenzen, selbst nicht die Grenzen der Hölle bestehen läßt. Und vor seinem Kampf und diesem Widerspruch sollte jeder erst einmal sich verweilen. Erst dann wird es uns ernst werden.

Halten wir fest: Polen und Deutsche und Russen und Holländer und Briten und Zyprioten sind sichtlich getrennt. Gleichzeitig aber steht fest, »Man muß sich zusammen retten. Man muß zusammen beim lieben Gott ankommen.«

Weil uns die technische Einsicht »Nie wieder Krieg« gepredigt wird, müssen die Seelen sich im Entgrenzen üben. Aber die Technik kann das nicht leisten. Denn die Schatten und Gespenster der Vergangenheit sind mächtig. Wer sie für technisch überwunden hält, dem wird es gehen, wie es den französischen Jünglingen und Studenten von 1929 gegangen ist. Sie veröffentlichten damals ein Büchlein »La guerre ce sont nos pères«, und das taten sie in demselben Augenblick, in dem die Wirtschaftskrise Europa so überschattete, daß der zweite Weltkrieg bald auf den ersten folgte. Dieselben Söhne, die sich 1929 von ihren Vätern losgesagt hatten und freigesprochen fühlten, wurden gerade in diesem Augenblick, da ihre Schrift die Väter verhöhnte, neu verstrickt in die Schuld der Vorfahren. Auch unsere Zeit entgeht nicht dem 4. Gebot. Shakespeare wußte bereits, daß wir immer noch mehrere Generationen zum Freispruch einer schuldig gewordenen Menschheit benötigen; dasselbe haben hier die europäischen Völker - die Amerikaner und Russen natürlich auch - zwischen zwei Weltkriegen nachexerziert; man wollte den Krieg vergessen, und man hätte gerade das nicht gedurft, und weil man sich nur von ihm abwandte, kam er wütender, allgemeiner zurück. Die wenigen, die damals 1918 oder gar 1914 wußten, was es für ein Krieg sei, der die Europäer zusammenriß und ins Verderben stürzte, diese wenigen haben uns den Weg gewiesen heute - wir müssen auch heute vom Kalten Krieg ausgehen und nicht von einem scheinbaren Frieden, der darin besteht, daß die Bomben nicht geworfen werden.

Als der Krieg 1914 erklärt wurde, erfuhr das der Marschall Lyautey in Marokko. Und dieser weise alte Mann sagte damals: »So ist also der Bürgerkrieg ausgebrochen.« Da sah man ihn erstaunt an, und die patriotischen Franzosen in seinem Gefolge fanden das höchst rätselhaft: Bürgerkrieg? Lyautey sagte leise: »Ein Krieg unter Europäern kann nur ein Bürgerkrieg sein.« Der Baron von Schön, der deutsche Botschafter in Paris, schrieb auf seine Visitenkarte, als er sich am 4. August 1914 in Paris verabschiedete: »C'est le suicide de l'Europe.« Und Sir Edward Grey, der Außenminister Englands, hat ja damals gesagt: »Die Lichter gehen aus über Europa.« Ende Juli 1914 fuhr Nathan Soederblom, der spätere Erzbischof von Upsala, im selben Zugabteil wie ich nach Kösen zu einer Universitätstagung. Er war außer sich, daß die deutschen Universitäten zum Kriege hetzten, statt für den Frieden zu wirken, denn er als Schwede empfand, daß er ja sowohl in Paris wie in Leipzig den Geist der christlichen Universität zu vertreten habe; er war Professor an beiden Universitäten und glaubte, daß Lehrer dazu da seien und gar Theologen, bis zum äußersten um die Einheit, um

den Frieden dieser neuen Weltbrüderschaft zu ringen. Er war sehr unzufrieden mit uns, und ich habe zum Glück diese seine Unzufriedenheit mit uns zeitlebens nicht vergessen. Jene Zugfahrt hat bei mir Epoche gemacht. Wie naiv aber der Krieg damals noch als Krieg zwischen fremd und fremd, zwischen Andersgläubigen und Andersartigen angesehen wurde, dafür mag Ihnen ein lustiges Beispiel dienen, etwas, das sich in Heidelberg 1908 begab. Da fiel nämlich das Luftschiff »Zeppelin« in Echterdingen herunter und verbrannte auf den Fildern, und in wenigen Tagen sammelte das ganze deutsche Volk genug Geld, um ein neues Luftschiff zu bauen. Riesengroß war die Begeisterung und Teilnahme. Aber der Neckarferge an der Stiftsmühlenfähre oberhalb Heidelbergs wußte es noch besser und sagte mir, als er mich übersetzte: »Natürlich ist der Zeppelin gar nicht verbrannt; das sagen wir nur den Franzosen, damit sie denken, wir hätten keinen Zeppelin mehr.« So sehr war damals alles dem Gegensatz von Nation und Welt untergeordnet. Daß jeder Krieg zwischen Europäern ein Weltbürgerkrieg sei, das wußte der Marschall Lyautey, aber die Zivilpatrioten und die deutschen Industriellen verhöhnten diese Einheit. Und doch ist es heute auch von außerordentlich praktischer Wichtigkeit, daß die Deutschen mit diesem Wort >Weltbürgerkrieg« es sehr ernst nehmen. Ich glaube, das Wort >Bürgerkrieg« ist in Deutschland verhaßt. Es ist aber nichts als die Verdeutschung des Wortes Revolution. Krieg und Revolution käme es zugute, wenn wir erkennen würden, daß es sich um Bürgerkriege in beiden Fällen handelt.* Und jetzt, nach der Aussöhnung zwischen Frankreich und Deutschland, sollte es nicht schwer sein zu begreifen, was wir schon im Jahre 1918 wußten, als wir vor Verdun zwei Jahre gestanden hatten: daß nie mehr Krieg zwischen Deutschland und Frankreich geschehen dürfe. Da waren achtmal hunderttausend Menschen, 350 000 Deutsche und 450 000 Franzosen, vor Verdun gefallen, und damit hatte jeder Krieg zwischen Deutschen und Franzosen seinen Sinn verloren. Den Gewinn wirft also eine solche Erfahrung ab, daß die Leute auf beiden Seiten der Grenze ihren Charakter als Mitbürger enthüllen, und daß die Benennung »französisch« oder »deutsch« zu einem bloßen Adjektiv heruntersinkt aus einem Hauptwort, sei es Franzose oder Deutscher. Das ist eine in Amerika längst geübte, in Europa leider unerkannte Wahrheit der Philologie. Die europäischen Philologen wissen zuviel indogermanisch, so daß sie die heute notwendigen Ausweichen der künstigen deutschen Sprache nicht anerkennen. Ich bin z. B. jüdischer Herkunft und stolz darauf, aber ich weigere mich, als Jude zu gelten. »Jüdisch« ist in meinem Fall wahr; » Jude« ist unwahr. Ebenso oft ist »polnisch« wahr, »Pole« unwahr. Wenn immer eine Grenze fällt, das möchte ich Ihnen sagen, wird aus einem Hauptwort ein bloßes Adjektiv. Es gibt deutschsprechende Amerikaner und spanischsprechende Amerikaner, aber es sind beide Amerikaner, und das, was sie unterscheidet, darf nur mit einem Beiwort, mit einem Eigenschaftswort ausgedrückt

^{*} Weshalb die künstliche Sperre zwischen Krieg und Revolutionen uns Kleindeutsche geschichtsunfähig gemacht hat, erzählt mein Buch von 1920, »Die Hochzeit des Krieges und der Revolution«.

werden. Vergils XII. Buch der Aneis hat ein Gleiches für die Römer gefordert. Es ist ein großes Gesetz; und so gibt es also Europäer, die deutsch sprechen und die französisch sprechen und meistens im Elsaß wohnen oder aus dem Elsaß stammen, d. h. wir sollen nicht mehr die Grenzen in Hauptworten ausdrücken! Sobald wir nämlich ein Eigenschaftswort für die Menschen auf der einen Seite und auf der anderen Seite einer Barriere anwenden statt eines Hauptwortes, begreifen wir plötzlich, daß die Grenze nicht absolut ist. Sie ist eine relative Grenze geworden, und von diesen relativen Grenzen also müssen wir auch für die beiden Kriege Gebrauch machen; denn sonst bleiben sie unübersteiglich. Aber das genügt noch nicht. Wenn Lyautey gesagt hat, ein Krieg zwischen Europäern kann nur ein Bürgerkrieg sein, oder wenn der Baron von Schön mit Recht auf seine Visitenkarte schreibt - die Nationalisten und die Nazis haben ihm für diesen schlichten Wahrheitsmut später das Leben unmöglich gemacht, - »Dies ist der Selbstmord Europas«, dann haben sie noch auf etwas mehr hingewiesen als auf den Weltbürgerkrieg. Wenn nämlich jenseits der Grenzen auch Menschen wohnen, die unsere Brüder sind, dann hört die Welt auf, Welt zu sein. Das größte Ereignis in diesen beiden Weltkriegen scheint mir zu sein, daß es nicht mehr erlaubt ist, nach zwei Weltkriegen diesen Erdball einfach »die Welt« zu nennen. Ja, wie soll man ihn nennen? - Ich habe 1946 in London, also außerhalb der Bereiche, in denen ich selbst gewohnt habe oder wohne, ein Heft veröffentlicht - es wurde mir abverlangt und hieß »Planetary Man«. - Es handelt von dem »Menschen, der einen Planeten bewohnt«, und wenn die Welt in einem Weltbürgerkrieg in einer solchen Welt der Revolutionen sich gegenseitig anerkennen lernt, dann hat diese Welt aufgehört, eine bloße Außenwelt zu sein, und dann dürfen wir den guten Planeten Erde für uns in Anspruch nehmen, als unsere einheitliche Behausung.

3. PLANET - WELT - ERDE

Wenn das Kind beten lernt, so wird von ihm der lebendige Gott in den Himmel versetzt, und es bittet, sein Wille möge auch auf Erden geschehen; seine Gedanken umspannen Himmel und Erde. Wenn der Mann handeln lernt, so werden ihm seine Ziele in die Welt verlegt, und diese geschäftige Welt birgt einen untrennbaren Mischmasch von Gut und Böse, und sie besteht ihm aus Außenwelt und Innenwelt. Die »Welt« also verbittet sich, in Gottes Himmel und unsere Erde aufgeteilt zu werden. Denn der astronomische Weltenhimmel ist genauso ungöttlich wie die Weltenerde. Oder die Weltenerde ist genauso göttlich wie die Milchstraße. Das Wort »Welt« ist schlechthin unbegreifbar durch Theologie, genau wie das »auf Erden« des Vaterunsers nur begreifbar wird, wenn ein himmlischer Wille sie lenkt. Auf dem Heilswege der Menschheit begegnen sich freilich die Worte »Welt« einerseits, »Himmel und Erde« andererseits so eng, daß sie einander nicht ausweichen können. Wir müssen bei Strafe des Weltunterganges, bei Strafe des Himmelseinsturzes und bei Strafe irdischer Vernichtung diese Worte Himmel, Erde, Innenwelt, Außenwelt übereinstimmend machen. Gute Genien haben seit Kopernikus einen Ausweg für den Zusammenstoß: hie »Himmel und Erde« - hie »Welt« vorbereitet. Wir Menschen leben nicht als Herren der Erde, als Knechte des Himmels. Wir leben auch nicht als Weltkinder. als sinnlose Stäubchen des Kosmos. Nein, wir bewohnen einen Planeten. Was besagt das? Nun, es beginnt gerade erst, etwas zu besagen. Noch bestreiten die Himmelnden und die Weltlichen uns das Recht dazu. Unser Planet ist nämlich weder ferne Welt noch einheimische Erde. Denn er ist ein Himmelskörper, der uns mitsamt unseren Antipoden einheitlich um die Sonne bewegt. Weder steht er uns also als fremde Welt gegenüber: wir sind ihm als einem Ganzen einverleibt, und er bewegt uns. Noch sind wir zufällig hier oder da einem Standpunkt auf der Erde ausgeliefert; aber von dem gesamten Planeten ergehen an uns schon die Tagesbefehle. Wo auf der dunklen Erde wir trübe Gäste waren ohne Zusammenhang, da wird mit dem Aufhören der Kriegsmöglichkeiten dem Ganzen unseres Geschlechts Halt geboten: »Ihr seid schon eins und einig. Dies bißchen Globus ist alles, was zum Einteilen, Abteilen, Verteilen übrig ist. Der Himmel kommt jedesmal dann auf Eure Erde, so oft Ihr sie als Planeten, als himmlische Wohnung aller Söhne und Töchter Adams anerkennt.« Der Welt gegenüber gab es eine Heimat und ein Eigentum. Auf dem Planeten aber sind wir alle gleichmäßig zu Hause - links und rechts, Amerika und Rußland sind alle gleich fern von der Anmaßung, deine exklusive Heimat darzustellen. Der Planet ist unsere Heimat.

Weil das schwer zu fassen ist, will sich dazu eine wahre Geschichte von dem

Kriegsausbruch von Pearl Harbour 1941 erzählen. Am 8. Dezember hat Hitler den Vereinigten Staaten den Krieg erklärt, weil am 7. Dezember die Japaner in Pearl Harbour angegriffen hatten. Pearl Harbour liegt in Hawaii, Hawaii liegt im Pazifischen Ozean, ziemlich weit südlich von Tokio und Japan. Ein Nordpolforscher, der Grönlandkenner, von Isländern stammende Amerikaner Vilhjalmur Steffanson ging alsbald nach Washington ins Kriegsministerium und sagte: »Liebe Leute, Ihr habt eben Eure Flotte beinahe in Pearl Harbour verloren. Wist Ihr auch, weshalb Euch das passierte? - Weil Ihr nicht geglaubt habt, daß die Erde rund ist, daß sie ein Planet ist.« »Nanu«, sagten die Leute, »das haben wir doch in der Schule gelernt«. - » Ja, in der Schule habt Ihr es gelernt, aber Ihr habt es nicht geglaubt, sonst würdet Ihr nicht wähnen, daß der kürzeste Weg nach Japan über Hawaii führt, vielmehr, weil die Erde rund ist, führt er oben bei Alaska und bei den Kurilen auf dem kürzeren Wege nach Tokio. Ihr müßt eben nicht nur wissen, daß die Erde rund ist; Ihr müßt es auch glauben.« So ist es mit der Welt und dem Planeten. Wir wissen alle, daß die Erde ein Planet ist; aber erst seitdem die Sputniks in 89 Minuten um den Erdball herumfahren, müssen wir auch glauben, daß die Erde ein Planet ist, und das hat nun für Deutschland ganz ungeheuere Folgen. Wenn nämlich die Erde ein Planet geworden ist, dann ist niemand mehr in der Mitte - sei es in der Mitte Europas oder in der Mitte der Welt -, sondern dann sind wir alle an der Peripherie, denn der Planet ist ja selbst in Bewegung, und dauernd geraten wir selbst in ein wechselndes Verhältnis auf der Oberfläche dieses Planeten. Die Geschichte Deutschlands wird heute noch in den Schulen und in den Zeitungen, bei den Parteien und in den politischen Reden nicht richtig gesehen, weil vergessen wird, daß seit 200 Jahren die deutsche Nation immer Hegemonialmächte gehabt hat, die sie voreinander schützen mußten. Jeder weiß, daß Preußen und Osterreich die Hegemonialmächte waren, die mit Galiziern und Polen und Litauern, Dänen und vor allem Ungarn zusammen ihr schützendes Schwert über den Kern des deutschen Volkes gehalten haben. Das heißt die Großmächte, die es auf deutschem Boden gab, waren in keiner Weise nur deutsch, sondern sie waren gemischt; denn diese beiden zusammen waren notwendig, um in der Mitte des Erdteils Deutsche deutsch zu erhalten. 1913 wurde der hundertste Jahrestag der Schlacht bei Leipzig gefeiert, so als habe sie nach Bismarck stattgefunden. Empört reiste der österreichisch-ungarische Thronfolger mitten aus der Feier ab, indem er rief: »Aber bei Leipzig fochten doch die Deutschen für Napoleon; nur Österreicher, Ungarn, Kroaten, Preußen, Polen, Russen haben da Napoleon besiegt.«

Nun, was ist denn jetzt geschehen? An die Stelle von Preußen ist Rußland getreten, an die Stelle von Osterreich Amerika, und Deutschland gibt es heute nur in der Umklammerung von zwei Weltmächten. Moskau und Washington ersetzen Berlin und Wien. Und da ist es nun außerordentlich wichtig, daß wir diese Weltmächte überreden müssen, sich nicht als Weltmächte, sondern als planetarische Mächte zu betrachten; denn dann haben sie alle miteinander etwas sehr Dringendes zu tun, nämlich Frieden zu halten. Wenn sie bloße Weltmächte

sind, dann geht natürlich der Weltimperialismus einfach immer weiter. Weltpolitik bedeutet, daß sie wie die wilden Haisische einander die Beute wegschnappen wollen. Lebten sie beide aber auf einem Planeten, dann könnte man hoffen, daß sie wissen, daß sie sich einrichten müssen, wie das ja jeder Mensch empfindet, sobald er nicht die alten politischen Walzen weiter plärrt.

Wenn man in 89 Minuten um die ganze Erde fliegen kann, hat es nicht mehr viel Sinn, die Rheinbrücken zu sprengen/ selbst wenn sie, wie Moltke 1870 zu Bismarck sagte, vorher furchtbar staubig waren. Diese Umwandlung aus Welt in Planet würde also die deutsche Lage hier erheblich entlasten, denn die Beherrschten, die Besiegten, die zwischen Rußland und Amerika Aufgeteilten, haben in dem Wort Planet einen Appell, eine Berufungsinstanz über deren Weltherrschaftsgelüste. Wir liegen auf demselben Planeten und jeder liegt nur an einer Peripherie dieses Planeten. Für die Seele des Menschen hat das eine ungeheuere Entlastung zur Folge. Wer nicht in der Mitte sitzt, der kann nicht eingekreist werden. Das deutsche Leiden der letzten 50 Jahre war diese schreckliche Angst, eingekreist zu werden. Wer nicht in der Mitte sitzt, sondern an der Peripherie, der braucht sich nicht so wichtig zu nehmen. Er kann gelegentlich schlafen und gelegentlich seine Weltmission durchaus vergessen; er kann dann wieder zu ihr erwachen, denn der Planet ist ja so liebenswürdig, sich andauernd zu drehen und jeden von uns einmal herankommen zu lassen. Wir kommen zeitweise jeder dran. Das ist das beglückende Entlastungsgefühl, das erzeugt wird, wenn die Völker lernen, daß sie auf einem Planeten wirklich leben; lernen nicht im Sinne eines Schulbuchlernens, weil Herr Kopernikus das 1543 entdeckt hat, sondern lernen im Sinne des seligen Wialnar Steffanson, als eine Lebenspraxis und eine liebe Angewohnheit, sich selbst auf diesem Planeten in wechselnder Gestalt und an wechselnder Stelle vorzufinden. Wenn aus dem Weltbürgerkrieg also eine planetarische Ordnung aufsteigen könnte, dann wäre das Resultat der beiden Weltkriege die Umwandlung der Erde aus einer bloßen Welt in den Planeten Erde. Dann wäre plötzlich auch für uns auf diesem Planeten ein geordneter Platz zu finden; denn die Bewegung des Planeten selber würde dann schon dafür sorgen, daß es keine Fixpunkte mehr gibt, daß jeder also wie ich vorher schon sagte - einmal herankommt, und wir würden dann erst aus den verlorenen Schlachten des Weltbürgerkrieges herausfinden. Wir können uns darüber nicht wundern, daß diese Umwandlung 40 Jahre oder 50 Jahre dauert. Man stelle sich vor, daß noch im Jahre 1893 das deutsche Reich ein paar Inseln mitten im Golf von Mexiko gerne als Kolonie an sich gebracht hätte. Das klingt heute geradezu komisch, ist aber schließlich erst 70 Jahre her. Dampfschiffe und Telegraphie gab es auch damals schon; trotzdem war es ein komischer Gedanke, im Jahre 1893 neuerlich eine deutsche Kolonie vor den Toren New Orleans' oder Floridas oder Washingtons anzulegen. Die Länge der Zeit, die erfordert wird, um einen einzigen gemachten Fehler auszuglätten und auszubügeln, wird in der Weltgeschichte, scheint mir, erheblich unterschätzt, und die Tatsache, daß ich anfing mit dem Zitate von 1929: »La guerre ce sont nos pères« sollte uns

auch heute davor warnen, diese Zeit des kalten Krieges zu rasch für beendet zu halten. Es liegt vielleicht eine gewisse Weisheit darin, daß dieser seelische Krieg so lange dauert - von 1914 bis 1965 währt er jetzt -, denn damit wird mehr als eine Generation gezwungen, sich auch noch selber dieses Wort »Weltkrieg« genau anzusehen und selber hinter das Geheimnis der Umwandlung zu dringen, die mit dem Worte »Planet« statt des Wortes »Welt« uns angetan wird. Ich wuchs noch auf, als man die Welt in Gegensatz zur Heimat stellen konnte und als man also das Lob der Heimat singen durfte und die Mißachtung der Welt. Man hat mir kürzlich in einem rückwärts gewandten Hause ein ebensolches Lob der Heimat und ebensolchen Tadel aussprechenden Vers von Theodor Fontane vorgehalten. Da mußte ich sagen: »So leben wir Menschen heute nicht - wir dürfen es nicht vorher wissen, was uns Heimat und was Welt ist; diese beiden Ehrennamen müssen immer neu verliehen werden. Denn wo unsere Mitmenschen versagen und unser Vertrauen enttäuschen, da kann das Wort >Heimat« seine Rechte nicht mehr über uns geltend machen.« Wir brauchen nur an die Heimatverbände der Heimattreuen zu denken, die heute in Deutschland sich zu behaupten versuchen, dann sehen wir die ganze Verlogenheit, die der Gegensatz von Welt und Heimat darstellt. Die Sekretäre der Heimatverbände sind heute die Unheimlichen. Ich habe doch auch meine Heimat verloren. Aber einen Heimatverband zu gründen, wäre für mich eine Missetat. Nein, meinen Enkeln habe ich eine wunderschöne Heimat in Amerika stiften dürfen dank der Liebe meiner schweizer Frau. Shakespeare hat Recht: »Die Enkel dürfen wieder Heimat finden.« Es ist also nicht mehr so einfach in unserem Zeitalter, die Welt und die Heimat geographisch zu bestimmen. Meiner Enkel Heimat ist mir nämlich wichtiger als meine eigene!

Das Wort »Planet« soll uns vielleicht darauf hinweisen, daß wir auf dem Planeten immer neue bloße Weltstücke und immer neue echte Heimat zu entdecken berufen sind. Der Name »Planet« schließt beides ein. Diese liebe Erde ist Heimat und sie ist zugleich sehr fremde Welt. Und der kann sich doch am meisten irren, der in dem Hause, in dem er in Miete wohnt, die Heimat zu erkennen wähnt. Wir sprachen schon davon, daß niemand heute voneinander entfernter zu wohnen scheint als die Bewohner eines und desselben Mietshauses in der Großstadt. Woran liegt denn das? Nun, es liegt zunächst wohl daran, daß viele unserer Lebenskräfte frei werden müssen für die ferne Welt, die ja auch ein Stück Solidarität verlangt. Als ich jung war, war ich sehr erstaunt, als mir die Bergarbeiter im Waldenburgischen Notbezirk oder die Bauern im Kreise Neusorge in Schlesien viel besser über die Zusammenhänge der Weltwirtschaft Bescheid zu sagen wußten als meine gelehrten Kollegen und als die Politiker oder gar die Pfarrer. Die Bergarbeiter wußten z. B., daß ihr Lohn, die Lohnhöhe und die Rentabilität ihrer Wirtschaft von dem abhing, was in Australien geschah, oder von dem, wie in Wales oder in Yorkshire die Kohle gegraben wurde. Die Gebildeten wußten das nicht. Die waren noch in der romantischen Vorstellung befangen, daß die Heimat etwas Geographisches sei, das von der

Nähe abhinge. Die Arbeiter und die Bauern aber - heute wissen sie es natürlich noch besser - wissen, daß ihr Eierpreis bestimmt wird von dem Weltpreis der Eier und ihre Arbeit in keiner Weise schon dadurch Segen hat, weil sie aus der Heimat des Herrn Rehwinkel stammt. Sie muß sich auf dem Planeten bewähren, und wir Gebildeten und Bauernführer sind also im Hintertreffen. Wir Bauernführer, Historiker, Soziologen, Juristen, Philosophen, Literaturhistoriker, Oberlehrer aller Art schleppen heute die Worte viel zu lange mit uns, die von den beiden Weltkriegen erledigt worden sind. Wir weichen vor dem Planeten zurück. Jeder einfache Mann erfährt es täglich an seinem eigenen Leibe, daß er auf einem Planeten wohnt. Aber wir sprechen immer noch ganz bescheiden von dem Weltkrieg, sogar von dem einzelnen Weltkrieg. Wir unterscheiden heute noch den angeblich anderen Zweiten Weltkrieg oder den künftigen Dritten von dem Ersten Weltkrieg. Soweit ich sehen kann, war er aber das zweite Mal ein und dasselbe, zwar nicht dasselbe in Grün, aber dasselbe in Braun. Meine deutscheste aller deutschen Freundinnen in Hamburg weinte 1940, als ihr geliebtes Paris fiel. Wer damals nicht trauerte, war eben schon verroht, war bloßer Nazi. Mit Recht schreibt 1964 sogar ein Nationalist wie Gerhard Ritter, daß jenes Deutschland, dem unsere Liebe galt, mit Bethmann-Hollweg 1917 gestorben sei.

Aber sogar das ist jetzt vorbei: der unnötige, überflüssige Zweite Weltkrieg ist vorbei. Der deutsche Bildungsphilister und die deutsche Flotte Wilhelms II. und die Weltkriege I und II liegen so sehr hinter uns, daß sogar schon 1939 der führende europäische Nationalökonom uns nach USA schrieb: »Herzliche Grüße aus dem Erdteil Europa, der eine herrliche Zukunft hinter sich hat.« Ein scheinbar späteres Ereignis kann eben vor Gott sehr wohl viel früher liegen. Geisteskranke leben die Zeit rückwärts. Das geschah z. B. in Deutschland von 1933 bis 1945. Es war eine Zwangsneurose, die Hitler von 1933 bis 1944 den Zweifrontenkrieg von 1914 wieder erzwingen machte*.

Vor uns liegt heute eine ganz andere Aufgabe. Jeder Bruchteil der Planetenmenschheit muß zusehen, wie er von diesem sich rasend drehenden Rotationsskelett nicht herunterfalle. Verschwunden ist der Traum von irgendeinem Lande der Mitte, für das sich die Chinesen so lange gehalten haben, oder dem Eingekreistwerden, mit dessen Hilfe sich die deutsche Besessenheit einer Mittellage entwickelte. Werst Eure Weltkarten mit Mercators Projekten von 1555 ins Feuer. Da allerdings, zur Zeit Karls V., wurde Deutschland genau in der Mitte hineingezeichnet, und das hat in den Schulbüchern eine fixe Idee erzeugt. Du, ich, wir saugen unausgesetzt Halbwahrheiten ein in der Kindheit, in der Klippschule, Höheren Schule, Hochschule, Wanderjahren. Sie sind keineswegs, sowenig wie Grimms Märchen, unwahr, aber sie müssen von unserer Erfahrung erst

^{*} Weil der Leser das leicht für einen Treppenwitz hält – was ja nahe liegt –, so muß ich sagen, daß diese Zwangsneurose 1919 von mir beschrieben worden ist als unfehlbar auf uns zukommend. Jetzt neu gedruckt in »Sprache des Menschengeschlechts« II (1964).

zur vollen Wahrheit aufgestockt werden. Sonst verstocken uns die Halbwahrheiten zu Besessenen. Germanen, Christus, Moses, Kaiser und Reich, »Im Feld unbesiegt«, plagen als Halbwahrheiten, solange der ewige Quintaner in uns nicht in seine Schranken gewiesen wird. Die Weltkarte in Mercators Projektion, auf der Braunau, Linz und Passau in der Mitte der Weltgeschichte liegen, ist ein solcher von 1555 bis 1914 geglaubter Anspruch. Ihn aufzugeben hat die zwei Weltkriege erfordert. Dabei hatten gute Geographen diese Weltkarte bereits längst als überholt erkannt und durch bessere ersetzt*.

Weil wir in der Schule allerdings unser eigenes Land in die Mitte rücken können, deshalb wird das doch nicht seine wahre Lage. Die Nationalisten behaupten das auch nicht, aber sie sagen: wir werden diese wahre Lage erzwingen. Wir rücken uns in die Mitte. Die Folge: sie selber werden verrückt. Denn die Welt taumelt, weil sie in Wahrheit nicht eine Welt ist, wie diese Zentralisierer wähnen, sondern wir sind auf einem sich um sich selber drehenden Planeten, und jeder, ob einzelner, ob Ehepaar, Familie, Firma oder Ländchen, taumelt. Die zu reichen Amerikaner werden gehaßt. Die zu fleißigen Juden werden gehaßt. Die zu faulen Neger werden gehaßt. Die reglementierten Kommunisten werden gehaßt. Und bei diesem St. Veitstanz der Menschheit trägt jede verhaßte Gruppe die Maske ihrer Souveränität, ihres Selbstbestimmungsrechtes bei ihrem Hüpfen wie ein Krönchen auf ihrem Haupte und behauptet, sie stünde fest und unerschütterlich wie die deutschen Eichen. Aber »wir sollen erschüttert werden«; das ist der Beginn unserer Menschlichkeit. Wer nicht weinen kann, ist kein Mensch. Der Wahn des Unerschüttertbleiben-Sollens und der Wahn, seine eigene Mitte zu bilden, sind ein und derselbe Wahn, für den die Weltkarte in Mercators Projektion der Deutschen Mitte von 1558 vielleicht den Grund gelegt hat.

Als das bismarckische Reich 1918 zu Ende ging, da sind zwei Leute dafür gestorben und haben besiegelt, daß die kaiserliche Zeit zu Ende war. Der eine war ein Mann, der gesagt hatte: »Es wäre gar nicht schön, wenn wir als Sieger durchs Brandenburger Tor heimkämen.« Der andere hatte Deutschland in seine wirkliche Zukunft als Produzent für die Welt im ganzen zugerüstet. Der eine war Walter Rathenau, und der andere war Albert Ballin. Albert Ballin hat sich am 9. November 1918 erschossen aus Gram darüber, daß ihn sein Freund Wilhelm II. vier Jahre lang in Berlin im Kaiserhof hatte sitzen lassen und ihn nicht einmal gefragt hatte, wie man Frieden mit England stiften könne, wo er doch wußte, daß ohne Frieden mit den Angelsachsen dies bißchen Deutschland keine Zukunft habe. Ein Land ohne Zukunft verurteilt seine besten Bürger zum Tode. Deshalb ist Albert Ballin einen ehrwürdigen Tod gestorben. Denn er ist nicht etwa an sich verzweifelt, sondern an der Zukunft seines Landes. Der andere

^{*} Die einzelnen Fortschritte der Kartographen sind abgebildet in meinem ›Out of Revolution, Autobiography of Western Man‹, 2. Aufl., New York 1964. 1938 ist dort die Karte veröffentlicht, die nunmehr die Vereinten Nationen in New York vor falscher Mittelpunktbildung schützen soll.

Tote, Walter Rathenau, hatte sich nie entscheiden können. Wir wissen, in dem »Mann ohne Eigenschaften« von Musil kommt er sehr deutlich vor als der Mann mit allen Eigenschaften. Er war ein Alleskönner und Alleswisser und Alleshaber und Allesseier, und er war doch ein armer Teufel. Er ist in die Weltgeschichte in Frieden eingegangen, weil er sich einverstanden erklärt hat, ermordet zu werden. Das Merkwürdige an Walter Rathenau ist nämlich, daß er genau gewußt hat, daß er im offenen Auto in der Koenigsallee in Grunewald eines Tages erschossen werden würde. Er hat es trotzdem abgelehnt, sich von der Polizei schützen zu lassen. Er wußte, was ihm zugedacht war. Er war wie erlöst; er ist in diesen Tod gegangen wie ein Soldat, der in den Krieg gezogen ist als Erfüllung seines Daseins. Er hat nämlich mit diesem Akt des Glaubens, » Ja, ich lasse mich erschießen«, den Deutschen einen ungeheueren Dienst erwiesen. Er hat bewiesen, daß er das Ende von 1918, die Niederlage Deutschlands annehme. Darauf aber kam es zwischen 1918 und 1945 für einen guten Deutschen an! Denn die Volkskraft war 1918 aufgezehrt. Genau umgekehrt wie aus Ballin die Verzweiflung sprach, daß dies alte kaiserliche Deutschland fehlgegangen war, so war es für Rathenau tapfer, zu sagen: »Es ist wahr, daß wir den Krieg verloren haben, aber genau dies war notwendig, es war sinnvoll; und wir alle müssen gerade von da aus weiterleben.« Damals, im Jahre 1918, 1919, 1920, 1921 gab es sehr wenige, die bereit waren, diesen Verlust der Mitte, wie man dieses Mitteleuropa ja nennen kann, von dem alle wußten, er sei eingetreten, auch öffentlich auf sich zu nehmen. Rathenau ist mir nicht ehrwürdig für irgend etwas, was er im Leben getan hat, aber für den Mut, mit dem er gesagt hat: » Jetzt muß einer aufstehen und bekennen, daß diese tödliche Zukunft des seelenlosen Ludendorff wirklich zu Ende ist.« Dafür ist er Außenminister geworden; dafür hat er also den Frieden in Versailles bejaht und hat gesagt: »Die Großmachtswähne der Europäischen Nationen sind zu Ende; wir sind alle besiegt.« Nur so nämlich wird die Zeit neu geschaffen, nicht aber von den Ludendorffs oder de Gaulles. Wenn die Zeit nicht hören will, wenn sie bloß Welt geworden ist, dann läuft alles auf Vernichtung hinaus; denn dann gibt es keine Gegenwart, weil es keinen Partner mehr gibt, mit dem ich mich, wie bisher mit Herrn Schmidt oder Herrn Enslin, unterhalten kann, und mit denen ich also die Vergangenheit und die Zukunft auseinanderbiegen und auseinandersetzen dürste. Wo dies fehlt, da hilft nur das Todesopfer. Dies Todesopfer hat der seelisch unfähige Ludendorff nicht zu bringen vermocht. So überstrahlt ihn Rathenau; denn allem Heidentum zum Trotz gehört größerer Mut dazu, eine Niederlage einzuräumen als sie abzuleugnen.

Nun muß ich von Ballin und Rathenau zu zwei Männern des Zweiten Weltkrieges herüberführen. In Ballin haben wir die Anerkennung der Leistungen des alten Kaiserreichs und die Liebe, die mit in die Vergangenheit hineinstürzen will, statt weiterzuleben. Bei Rathenau haben wir die Gläubigkeit, daß es das Leben einzusetzen lohnt, um den Zeitgenossen ihre eigene Zukunft und das Ende einer Vergangenheit aufzutun. Es sieht so aus, als ob die beiden vergebens

gestorben seien. Sie waren ja beide Juden, und die Deutschen haben nach 1933 gesagt, es wäre besser, ohne Juden zu leben. Das hat aber nur dazu geführt, daß der Tod noch einmal die Balance der dreieinigen Zeit hat herstellen müssen. Ich will zwei Opfer nennen. Der eine ist Claus von Stauffenberg, der andere ist Helmuth James von Moltke. Auch sie sind verschieden gestorben. Sie sind zwar formell beide hingerichtet worden, damit in den Kadavergehorsam des Bürgers Lammfromm endlich die Bresche der Erkenntnis geschlagen werde: auch der Staat könne schreiendes Unrecht tun. Aber sie sind sozusagen auf verschiedenen Ebenen hingerichtet worden. Stauffenberg war ein Patriot, ein Nationalist, ähnlich wie Ballin. Er kam aus derselben Vorstellung der absoluten Größen, daß die Nation nämlich das Edle verkörpern solle. Gefallen ist er mit dem Ausruf »für das heilige Deutschland«. Es mag nicht jedem, mir z. B. gar nicht, lieb sein, daß das Heilige und ein weltliches Land in dieser Weise verknüpft werden. Das kann an Lästerung grenzen, wenn man es nicht mit dem Leben bezahlt. Aber der Einsatz seines Lebens macht uns andere wohl schweigsam. Wo man das Leben einsetzt, da erwirbt man Rechte. Er hat also wie Ballin, so möchte ich ihn vergleichen, das gute, alte, heilige Deutsche geliebt und hat seine Verschimpfierung, seine Entehrung, seine Mißgestaltung durch das Lumpenproletariat mit Einsatz seiner ganzen Person abzuwehren versucht. Sein Ziel blieb aber dieses enge Deutsche Reich. Die jetzige Teilung Deutschlands und die ganze Lage der Welt zeigt uns ja, daß er damit zwar diese Entstellung verhindert hat, soweit das an ihm lag; denn ein Gerechter spricht Sodom und Gomorra schon sehr weitgehend frei. Aber die innere Zukunst ist nicht bei Stauffenberg; die Zukunst ist eher bei dem Grafen Moltke. Denn der hat gesagt: »Bringt den Hitler nicht um, daran liegt gar nichts; der muß seinen Krieg verlieren. Aber nach dem Kriege muß es Menschen geben, die sich von diesem Unrecht lossagen können; und wir müssen uns heute schon lossagen, damit uns unsere Lossagerei morgen geglaubt wird. Es wird heute eben wichtiger ein Christ zu sein als ein vom Hakenkreuz repräsentierter Deutscher. Denn in den Reichen dieser Welt hat das Heidentum abgewirtschaftet.«

Ich habe es einmal in einem juristischen Gutachten so formuliert: Im Augenblick ihrer Hinrichtung waren Helmuth James von Moltke und seine Freunde die einzige legitime Regierung Deutschlands. Denn Verbrecher können keine Regierung konstituieren, und in dem Augenblick, als diese Menschen fielen, herrschte das Verbrechen, soweit es herrschen kann. Es mag zwar machtmäßig herrschen, aber dadurch herrscht es noch längst nicht rechtmäßig. Daran, daß wir diesen Opfern des Nazismus die Legitimität zusprechen, hängt die Epoche für die nächste europäische Generation – nicht nur für die Deutschen. Diese Opfer des Nazismus bilden nämlich die legitimen Namen, die über dieser Epoche als wirkliche Menschheit stehen. So wie der Prophet Jesaias oder der Prophet Jeremias die einzigen sind, die in der jüdischen Geschichte ihrer eigenen Zeit zählen, und wie wir alle anderen Israeliten ihrer Zeiten ruhig vergessen dürfen, wie nur der Prophet seine Zeit im ganzen Rhythmus der Zeiten repräsentiert, so

haben diese Opfer des Nazismus die Gerechtigkeit repräsentiert, die zu jedem Augenblick der Gegenwart Gottes in der Welt gehört*. »Wenn Menschen schweigen, werden Steine reden«, denn Gott muß gegenwärtig sein. Wenn Steine nicht reden, dann müssen Opfer sprechen, die gegen das Unrecht protestieren. Es hängt also sehr viel daran, daß wir einsehen, daß die Zeit, die dreieinige Zeit, sich ihre Zukunst auch im Untergang noch heraufbeschwören kann, auch da, wo sie scheinbar nicht mächtig ist. Niemand sah im Jahr 1944 diese Opfer. Und doch haben sie die Grundlagen dafür geschaffen, daß es heute überhaupt noch lohnt, von einer deutschen Nation zu reden. Wenn es diese Gerechten in Sodom und Gomorra damals nicht gegeben hätte, hätte Deutschland seine Geschichte endgültig verloren, denn in jeder Zeit muß die Bestimmung aus Vergangenheit und Zukunft geschehen; es muß die Gegenwart Gottes bezeugt werden, sonst bricht die Zeit ab. Wo die Zeit abbricht, da rollt ein Gebilde in den Abgrund der Vergessenheit und kann nie wieder heraufgeholt werden. Nur durch die Gerechtigkeit Gottes, die ja immer gegenwärtig ist, und seine Liebe und seine Güte haben wir an der Weiterschöpfung der Geschichte teil. Vor diesen Opfern: Ballin und Rathenau und Stauffenberg und Moltke, aber auch Leber und Bonhoeffer und vielen anderen steht Ihnen nun die Entscheidung frei, die Zukunft auch im Untergang wahrzunehmen. Diese fünf oder sechs Personen sind wichtiger als all die Leute, die Mitläufer des Geschehens von Tag zu Tag waren. Wer fragt nach dem Mob der »patriotischen« Priester, der Blombergs oder Keitels, der da auseinanderlief, als Deutschland 1945 und 1919 übereilt demobilisieren mußte und die Leute in Hunger und Elend vergingen? Nur die haben das Recht, der rollenden Zeit den Namen zu geben, die damals für die Bestimmung des Zusammenhangs von gestern auf übermorgen geradegestanden sind. In dem sie sich als Opfer zwischenstemmten, zwischen den bloßen »Ablauf« der »Ereignisse«, wie man mit einem widersprüchlichen, ja wahnwitzigen Wort sagt - Ereignisse sind das Gegenteil von Abläufen! - haben sie der Zeit ihre Bestimmung verliehen. Sie sind die legitimen Verkörperer ihrer Zeit. Denn sie haben aus bloßen Abläufen von ihnen persönlich verantwortete und erlittene Ereignisse gemacht! So nämlich werde die Zeit richtig, weil ihre Stimmen nun den Sinn der Zeit bestimmen werden!

Ich selbst habe in meiner Fakultät in Breslau mit entscheiden müssen, ob der Rathenau-Mörder Techow nach seiner Begnadigung solle studieren dürfen. Das war eine sehr schwierige Entscheidung. Frau Rathenau, die Mutter Rathenaus, hatte diesem Mörder in einem sehr berühmten Brief vergeben. Sie hatte den Brief an die Mutter des Mörders geschrieben. Meine Fakultät hat gemeint, Techow könne wohl studieren, aber nicht gerade die Rechte. Denn das habe er verwirkt, Jurist zu werden. Ich glaube, das war eine salomonische Entscheidung, daß Techow zwar vergeben werden dürfe, aber nicht ohne bleibendes Mal. So

^{*} Näher dargelegt in meiner Festgabe für Franz Beyerle, »Die Interims des Rechts«, Norwich 1964, und in »Das Geheimnis der Universität«, Stuttgart 1958.

wie Golgatha, die Schädelstätte bleibend, hat geräumt werden müssen und Petrus aus Jerusalem nach Rom ging, so kann jemand, der das Recht als Attentäter gebrochen hat, wohl nachher nicht gerade Richter werden: aber er darf sonst wirken. Er kann begnadigt werden. Obwohl er nicht selber Recht sprechen darf, mag er doch etwas Rechtes tun! So ernst ist aber dieses Einwirken des Geschehenen auf die Zukunft und umgekehrt der Zukunft auf das Geschehene, daß dieser junge Techow, weil er 1921 ein guter Junge war, ein verführter, ein noch ganz unbestimmter Mensch, im Gefängnis neue Einsichten gewonnen hat. Er ist auch 1933 nicht Nationalsozialist geworden. Er hat sich davon freigehalten, weil er einmal, verfrüht sozusagen, den ganzen Wahn durchgemacht hatte. Er hat sich nach der Tat genügend mit seinem Opfer Rathenau identifiziert, um zu begreifen, daß Rathenau mit seinem Tode ihm etwas zu sagen hatte. Da er nun selbst diesen Tod herbeigeführt hatte, lag darin eine gewisse Aussöhnung. Also die Schuld des Mörders Techow wurde durch den Leidenswillen des Ermordeten und die Größe seiner Mutter zum Sinne umgestaltet. Der Ermordete hat also damals den Mörder für die Zukunft umbestimmt, und infolgedessen hat Techow nachher studiert, wenn auch nicht die Rechtel Das sogenannte Weltgeschehen ist eben immer nur die erste Hälfte der Wahrheit. Hernach muß eine Seele in der Halbheit der Welt den Sinn wahrnehmen und aus der Halbheit das Ganze wölben! Damit wird die bloße Halbwahrheit räumlicher Bruchstücke ausheilen zur vollen Wahrheit der Stunde in der wirklichen Zeit.

Welt und Seele vereinen sich, das heißt sie müssen sich zur Sinngebung vereinen. Denn die Welt ist sinnlos. Ohne Blutzeugen für den Sinn wäre die Welt ungeschaffenes Chaos, würde sie jedesmal neu ein ungeschaffenes, genauer, ein abgeschafftes Chaos, in dem die Sprache verfällt und jede Grenze unübersteigbar wird. Das Chaos geht nicht Gottes Schöpfung vorauf. Nein, wenn wir kleinen Teufel Gottes Wort abschaffen, bricht Chaos herein.

Die Übersteigung einer Grenze muß wohl immer darin bestehen, daß es da nicht nur Grenzwächter und Grenzpolizei gibt und Paßkontrolle, sondern daß Menschen unbefangen miteinander zu reden wagen, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist. Das ist der entscheidende, der immer lebensgefährliche Schritt. Wir denken vielleicht bei der Abschaffung der Grenzen an zu hochtrabende Dinge. Es ist etwas ganz Bescheidenes. Wir Menschen bilden Grenzen, wo wir aufhören, rückhaltlos miteinander zu sprechen, und wir Menschen beseitigen Grenzen, wo wir anfangen, miteinander so zu sprechen als hätten wir keine Geheimnisse voreinander.

Diese Formel klingt einfach, aber sie birgt einen ungeheueren Reichtum. Diesen Reichtum haben wir zu entfalten. Die lange heldenhafte Kriegsgeschichte der Deutschen mag es verschuldet haben, daß die äußerste Grenze, eben der Krieg, auf ihren sprachmörderischen Charakter hin in deutschen Schulen nie erörtert wird. Als 1848 die Revolution, wenn auch als dünnstes Flämmchen, sogar in dem deutschen Fürstentümchen Anhalt-Ballerstedt aufflackerte, schrieb der Kammerherr seiner Hoheit des geisteskranken Fürsten verzweifelt: »Nur ein Krieg kann

Q

uns jetzt vor der Revolution retten, ein Krieg um jeden Preis, ganz gleich mit welchem Ausgang.« Dieser Tagebuchschreiber war 100 Jahre lang der Liebling des deutschen Bürgers. Er hieß Wilhelm von Kügelgen und schrieb die berühmten »Erinnerungen eines alten Mannes«. Er schrieb und schrieb, Erinnerungen, Briefe, Tagebücher, aber ganz offenbar ist es ihm nie zum Bewußtsein gekommen, daß im Krieg das Schreiben und das Sprechen und das Fraternisieren an ihre Grenzen kommen. Hätte Kügelgen sonst den Krieg herbeigewünscht? Silent leges inter arma. Wir verweigern dem Feind im Kriege Grußwort und Antwort, Rede und Widerrede. Wo Gespräche noch hin- und hergehen, wie bei den homerischen Helden, da ist der Krieg noch nicht ganz Krieg. Als an Weihnachten 1914 im Ersten Weltkrieg die Soldaten der Feinde miteinander zu reden anhoben, bekamen ihre Vorgesetzten einen tödlichen Schrecken: damit schien die Fortsetzung des Krieges bedroht. Es geschah mir selber wohl noch vor dem 15. August 1914, gleich beim Einmarsch in Belgien, daß eine Nachbartruppe in einer Apotheke alle Gefäße sinnlos kurz und klein schlug; als ich dazutrat, war es zu spät. Als ob Millionen Scherben dagelegen hätten, dünkt es mich in der Erinnerung. Aber unversehrt lag mitten in dem Scherbenmeer ein Meßbuch. Ich war so gerührt, daß ich eine Visitenkarte hinterließ und auf ihr ein paar Worte des Mitgefühls an den Besitzer des Meßbuchs über die Zerstörung seines Anwesens kritzelte. Offenbar trieb es mich, das Wort an den Betroffenen zu richten. Die Karte legte ich in das Meßbuch hinein. Dieser Apotheker aus Marchiennes hat mir 1919 geschrieben, und ich war der erste Deutsche, mit dem er nach dem Ersten Weltkrieg wieder gesprochen hat. Ich will an diesem Beispiel und dem des Herrn von Kügelgen nur zeigen, daß Krieg das Sprechen unterbindet und daß wir von dem Abbruch der Sprache mehr zu fürchten haben als von Bomben. Bis 1918 hat die Ehrensitte des Übergangs von Sprechen in Verstummen in Widersprechen funktioniert. Mit dem Ausrotter Hitler endete das. Er schaffte den Frieden für immer ab. Seitdem liegt eine tiefe geistige Lähmung über der deutschen Bildungsschicht, weil sie das Fürchten vor diesem Sprachenschwund verlernt hat. Wer kann ihr aber noch trauen? Die Angst vor der Bombe wird breit geschildert. Die Angst vor dem Sprachloswerden sollte die eigentliche Angst sein. Als die Alliierten in Deutschland einrückten, wunderten sich die von Hitler 1933 Eroberten und Besiegten, daß sie selber kaum mehr deutsch sprechen konnten. Der Sprachentod durch Krieg und Bürgerkrieg ist ein Ereignis, mit dem die deutsche Wissenschaft nicht gerechnet hat und von der die Sänger und Statistiker der deutschen Bildungskatastrophe auch heute noch nichts hören wollen. Aber so lange der Leser dies Sprachloswerden nicht für möglich hält oder fürchtet, ist er wie ein zurückgebliebener Steinzeitbewohner. Er versteht dann nicht die Planetennot, die Gefahr, daß auf einer kleinen Erde die großen Sprachlücken bleiben, um deren Aufdeckung willen diese Blätter geschrieben sind. Wo die Menschen sprachlich veröden, droht Krieg. Kalter Krieg meinetwegen. Aber Friede heißt miteinander sprechen. Wir Menschen werden kraft der toten Worte, die wir im Munde führen, unglaubwürdig,

weil wir nicht länger unsere Gegner mit diesen Worten erreichen, und damit werden diese Worte Makulatur, Schutt und Asche. Der Krieg ist der Vorgang, in dem dies Sprachloswerden die Hauptsache und das Schießen die Nebensache ist. Ein totaler Krieg ist auch der totale Sprachenschwund. Vor Christus wurde er durch Ausrotten der sprechenden Feindesgruppe und durch Ausreißen der Stammeszungen durchgeführt. Heute bleibt der Dialekt übrig, ein Dialekt, ohne Hochsprache. Die Trümmer des Reiches von 1871 verfallen in Dialekten. Das einzige politische Hochdeutsch wird heute von der Neuen Zürcher Zeitung« geschrieben, hat ein Bonner Minister gesagt. Diese Sprachreste erinnern mich an meine Stallwache. Als der Oberst in unseren Batterie-Stall trat und nach dem Namen eines Rosses fragte, sagte der Mann ehrerbietig: »Hei schriewet sich Buzephalus (das Roß Alexanders des Großen).« Der Name war ihm zu schwer. So ungefähr klirren in der west- und ostdeutschen Presse die Scherben der während des Bürgerkrieges der Menschlichkeit ermordeten deutschen Sprache. Sie haben etwas läuten hören vom Untergang des Deutschen und sie bekennen das manchmal in der rührendsten Weise. Ein Buch von mir wurde von einer deutschen Zeitung in großen Lettern mit der folgenden Schlagzeile angezeigt: »Ein Überbleibsel des Deutschen Geistes.« Da wurde ich sprachlos. Das hat es doch wohl noch nie gegeben, daß ein Zeitgenosse sich selber hinter den Geist seines Volkes datiert. Denn wenn ich bei ihm ein Überbleibsel des deutschen Geistes heiße, so ruft der Kritiker die Frage hervor: aus welchem Geist schrieb und schreibt er denn selber? Da werde ich nun als ݆berbleibsel« geneckt, betrübt und gelobt zugleich. Daß man auf dem Grabe des deutschen Geistes Zeitungsartikel in deutscher Sprache schreiben könne und auf ein >Überbleibsel, das diesem Grabe also noch nicht verfallen sei, einen Artikel abschieße - das ist wohl die dramatischste Formel für den Eintritt eines Sprachentodes mitten in der weiterrollenden Zeit. Der Kritiker verzichtet darauf, aus dem Geist zu reden, über den er schreibt.

Der Leser wird vielleicht rufen: »Weshalb siehst Du nicht ab von dieser Entgleisung?« Damit gelangen wir an eine entscheidende Stelle dieser Schrift. Unter Gebildeten wird bekanntlich von allem abgesehen. Abgesehen von meines Nachbars Eigentumsrechten könnte ich seine Rosen klauen. Abgesehen von ihrer Seele ist dieses Mädchen gerade gut genug, verführt zu werden. Abgesehen von ihrer Hautfarbe sind alle Menschen gleich. Abgesehen davon, daß er allerdings Jude ist, ist er ein anständiger Mensch. Abgesehen davon, daß er Nazi war, ist er ein Ehrenmann. Sehen wir einmal von der Religion ab, so können wir uns doch herrlich amüsieren. Die Generalanzeiger-Presse und die akademische Welt leben von diesem einen Worte abgesehen«. Eine allgemeine Religion wird von ihnen geduldet unter der Bedingung, daß sie von jedem bestimmten Glauben absieht, denn Religion ist Privatsache. Sie stimmen ab, abgesehen von ihren Grundsätzen, aus faktischen Gründen. Das Mädchen verdient geheiratet zu werden, sogar abgesehen von ihren 5 Millionen Mark Mitgift. Die Vorstufe des Sprachentodes bildet das Wörtchen abgesehen«. Ich habe mich bei dieser Reinigung des

reinen Denkens der Herren Kant und Genossen so gelangweilt, daß ich lieber unter die unreinen Denker getreten bin. Ich will un-absehbar bleiben.

Nur die Wirtschaft, der Handel, das Geld, die Konjunktur sehen von dem Standort des Edelweißes hoch am Berge, der Heimat des Gastarbeiters im Rhodopegebirge, dem Wuchs der Kaffeestaude am Amazonas und dem »Sitz im Leben« des 23. Psalms, ab. Wir haben ja Lagerhäuser aller Güter dieser Welt; wir sammeln und lagern Vergißmeinnicht, Bilder, Münzen, Briefe, ganz abgesehen von dem Ort, an den sie im Ernst gehören, abgesehen von allem, was sie einzigartig und unwiederholbar hier und heute machen würde. Sie werden konserviert. Die Billionen Menschen, die heute zu leben scheinen, laut Statistik, werden alle behandelt, von UNESCO, UNICEF, UNO und von Universitätsprofessoren, indem dabei von allem abgesehen wird, was sie selber sein wollen, sein sollen und sein werden. In einen großen Absehraum oder Abstellraum werden wir verschleppt und dort gemustert. Vielleicht fällt deshalb unsere gebildete Welt immerfort aus einer Überraschung in die andere. Denn diese Überraschungen ereignen sich immer genau an dem Punkte, von dem sie abgesehen haben. Und weshalb hatten sie abgesehen? Weil sie sich überzeugt hatten, von ihm müsse man absehen, falls man wissen wolle, falls man siegen, falls man vorwärts kommen wolle. Alle wissenschaftlichen Fortschritte sind Triumphe des »abgesehen von«. Wer aber absieht und wer zu anderen sagt »abgesehen von...«, der abstrahiert, und bei dem fängt die Sprache zu sterben an. Ein Kind mag »Mutter« zu seiner Mutter sagen. Aber wenn es sagt: »Mütter im allgemeinen«, wobei ich natürlich von meiner eigenen Mutter absehe . . ., dann reist seine eigene Mutter am besten schleunigst ab. Denn was weiß denn das Kind von Müttern, wenn és dabei nicht bei seiner Mutter anfängt? Mit jeder Abstraktion, diesem blutleeren, »abgesehen davon« beginnt der nächste Bürgerkrieg der Menschheit. Ein Bürgerkrieg muß ausbrechen, so oft die Europäer von allem Wichtigen absehen und darüber nicht mehr mit allen Menschen zu sprechen wünschen.

Es ist nicht schwer, sich für einen Christen auszugeben, falls man von dem Judentum der Maria, der unehelichen Geburt Jesu, der Unwissenheit der Apostel, der Todesangst der Bekenner, dem Blutschweiß des Herren absieht. Mit dem Hohnruf »Ein Gott, der schwitzt«, hat sich Friedrich Nietzsche zum Mundstück dieser Absehenden gemacht. Niemand kommt heute in den Himmel, der diesen Hohn des Antichristen nicht in sich zu überwinden vermag. Ja, Gott schwitzt, schwitzt vor Todesangst. Gerade deshalb und dazu ist er Mensch geworden. Hätte er nicht die blutigen Schweißtropfen vergossen, so wäre er nicht vor 1965 Jahren Mensch geworden und müßte es daher noch erst übermorgen werden. Abgesehen von dem blutigen Schweiß gibt es unsere Auferstehung nicht. Am Kreuz vergießt unser Vorgänger blutigen Schweiß, aber zu Ostern bleibt der irdische Schweiß in dem zusammengefalteten Tuch, das Petrus und Johannes finden.

Das Verstummen, das Sprachloswerden, der kalte Krieg auf der einen Seite und der Schweiß der Edlen sind wie zwei Richtungen des Zusammenlebens, die eine auf Krieg, die andere auf Frieden gerichtet.

4. ZERTRETENE KEIME

Nunmehr habe ich wohl von den zertretenen Keimen zu reden, die in der langen Wartezeit vom ersten Weltkrieg bis heute aufgesprossen und wieder vergangen sind. Zwei Punkte hatten wir ja festgehalten; erstens, daß im Augenblick Krieg und Frieden, also der blutige Ernst und das Gesellschaftsspiel, miteinander in Verwirrung geraten sind, weil die Menschen sagen, Krieg kann nicht mehr geführt werden - darin stimmen die Bolschewiki und der Papst überein -; auf der anderen Seite weiß noch niemand, wo wir Menschen den blutigen, ia tödlichen Ernst nun zeigen können, aus dem alles ernsthafte wertvolle Leben immer sprießen muß. Wo können noch Geburten stattfinden? fragten wir, wenn alle Grenzen der menschlichen Verwirklichung unabänderlich nun stehenbleiben, da der absolute Ernst des Krieges bisher das Leben getragen hat. Der zweite Punkt war, daß die Welt und die Heimat sich nicht mehr so einfach wie früher unterscheiden lassen, weil Heimat und Welt zusammen auf dem sich drehenden Planeten Erde zu liegen gekommen sind. Der bislang vor uns stehende Globus, den bisher wir Kinder mit eigener Hand umdrehen konnten, hat uns selber erfaßt, und wir spüren, daß wir auf einem Planeten liegen. Niemand ist da in der Mitte; nichts ist bloß Welt, nichts ist nur Heimat! Der Sender in Chicago kann über Tokio den eigenen Nachbarn in Chicago befreien müssen. Mit diesen beiden Punkten nun verbanden wir eine dritte Erkenntnis, die ich jetzt etwas ausführen muß, daß nämlich die Grenze auch im eigenen Volke laufen kann und bei der Arbeiterbewegung deutlich zu laufen begonnen hatte - schon vor rund 100 Jahren -, weil die Arbeitskraft nicht angesprochen wurde. Ihr Antlitz blieb unansehnlich, und infolgedessen tat sich da eine Grenze mitten im Betrieb des Alltags auf, die unüberschreitbar und unzerbrechlich vielen noch erscheint. Zu dem Arbeiter spricht der Ingenieur nicht, er sieht ihn nicht von Angesicht zu Angesicht, sondern er sieht seine Bewegung auf seiner Arbeiterkarte, und das ist alles. Dieser dritte Punkt soll uns nun heute helfen zu erklären, weshalb seit der ersten russischen Revolution, seit 1905, die Menschheit in Unruhe geraten ist. Daheim und draußen hat man versucht, den Ernst des unmöglich werdenden Krieges durch einen anderen Ernst des Dienstes zu ersetzen. Von diesen Keimen muß ich also jetzt erzählen, obwohl sie heute im Rückblick oft einen sauren Geschmack hinterlassen, einen bitteren Geschmack. Zum Beispiel las ich erst neulich wieder über eine Kundgebung einer deutschen Jugendorganisation, die es sich verbat, ihr mit einem Arbeitsdienst der deutschen Jugend zu kommen, obwohl sie anerkennen mußte, daß in den Entwicklungsländern auf solche Art gedient werden müsse. Da haben wir also eine Narbe, oder was ich einen zertretenen Keim nenne. Der deutsche hitlerische Arbeitsdienst hat eine Beklemmung hinter-

lassen, und die Leute heute rufen - wahrscheinlich ohne Sachkenntnis der vorhitlerischen Dienste und des hitlerischen Dienstes selber -: »alles, nur das nicht wieder!« und damit sind sehr viele vorwegnehmende und wichtige Bestrebungen heute zum Schweigen verurteilt, zum Vergessenwerden, und es ist sehr fraglich, ob man statt ihrer denn noch etwas Originelles herausbringen kann. Wahrscheinlich sind da diese alten Antworten auf die neue Not der Menschheit in ihren Grenzen ganz tief und iedenfalls sehr redlich erfaßt worden. Vielleicht waren sie also richtig, auch wenn sie von den Zeitgenossen im Stich gelassen worden sind. Der Mißerfolg erster Anfänge widerlegt sie nie. Wer sie verhöhnt, ist ein Sklave des Erfolgs. Ich will also einfach erzählen, daß ich selber seit 1912 in die Lage gekommen bin, das Gespräch zwischen Arbeitskraft und anderen Mitbürgern in der Gesellschaft, sei es von Inländern, sei es von Ausländern, für etwas Schwieriges zu erkennen, etwas so nachdrücklich Zerstörtes, daß es nicht durch Diskussionen und Unterhaltungen und Theaterspielen oder Gesangvereine überbrückt werden kann. Weshalb ist der nachhitlerische Jugendring gegen den Arbeitsdienst gestimmt und weshalb wird es zum Arbeitsdienst trotzdem mit Notwendigkeit kommen? Nun, in der »Roten-Plüsch-Gesellschaft«, der guten Gesellschaft von 1875, war die spielerische Art des Schwätzens und der Unterhaltung, das, was man Diskussion nennt, an die Stelle jenes ernsten Wortes getreten, durch das Menschen wirklich gegeneinander aufgeschlossen und entgrenzt werden. Heute noch begegne ich Menschen, die nicht wissen, daß nur, wer zusammen gearbeitet hat, auch miteinander beten kann. Das alte »ora et labora« ist eine Tatsache der Menschheit. Es geht nicht, daß man mit jemand, wie es heute so billig heißt, ins Gespräch kommt; man hat sich nur etwas zu sagen, wenn man zueinander gehört oder miteinander geschuftet hat. Die Sprache also, von der ich jetzt im folgenden zu reden habe, die wächst nicht auf dem Mist von Clubversammlungen oder heiteren Verabredungen oder kleinen dramatischen Liebhaberspielen, sondern nach getaner Arbeit kann man reden, weil man gemeinsam unter dieser Arbeit gelitten und bei dieser Arbeit sich zusammengerauft hat. Das Wesen der Arbeitsdienste, die seit 1910 empfohlen, begonnen, versucht worden sind und die noch heute leiden unter ihrem Mißbrauch durch die Nazizeit - diese Arbeitsdienste gingen nicht auf die Arbeit als solche, sondern sie gingen auf die Vorbereitung des menschlichen Gesprächs. Nur wer miteinander arbeitet, muß hinterher wirklich miteinander singen. Die Arbeit ist vielleicht dafür nur das Minimum. Auch wer miteinander geweint hat, wer sich miteinander gesorgt hat, auch die können reden, aber das Einfachste, das Allgemeinste ist die menschliche Arbeit, und die berühmte Arbeitsgemeinschaft von 1918 ab Ende des Ersten Weltkrieges zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, die hatte gerade diese Großartigkeit, daß sie sagte, weil wir tagtäglich stumm bisher miteinander gearbeitet haben, deswegen können wir jetzt eine Gemeinschaft bilden und miteinander zu reden anheben*. Also Arbeit als Vor-

^{*} Siehe dazu das Kapitel '» Arbeitsgemeinschaft« in meiner » Hochzeit des Kriegs und der Revolution«, Würzburg 1920.

bedingung des Wortes ist das Geheimnis all der Bemühungen seit 1910, die Grenzen zu überschreiten ohne Blutvergießen, aber mit wirklichem Ernst. Überall gärte es an diesem Punkte. Seit 1905 trat an die Stelle der nationalen Politik in den Gedanken und Redewendungen der Verantwortlichen ganz unerwartet die Weltpolitik, an die Stelle vieler nationaler Revolutionen trat die Erwartung einer Weltrevolution; diese Weltrevolution hat ja die Form zweier Weltkriege angenommen, mit einem »Waffenstillstand von 20 Jahren zwischen beiden«. Es wurde klar, daß die Weltwirtschaft die Völker einschlingen werde so oder so -, wie sie es heute ja sichtlich tut. Diese kalte bedrohliche Welt forderte uns heraus. Herauszufinden galt, ob wir der stummen Welt eine Harmonie der Sphären, eine planetarische Ordnung würden entgegenstellen können*. Denn in der bloßen Welt kann es kein Mensch und kein Volk aushalten. Unter diesem weltweiten Druck jährlicher Kriegsgefahr öffnete auch ich mich in einer unerwarteten Art der Zukunft jenseits der Kriege. Die kam in Heidelberg auf mich zu. Ich schrieb dort im Winter 1911/12 an meiner Habilitationsschrift. Ein Bekannter, Werner Picht, lud mich ein, in das sogenannte Max-Weber-Seminar - eine Doktoren- und Doktorandengruppe - zu kommen. Er werde da über die englische Settlement-Bewegung (Toynbee Hall) referieren, jenes Gemeinschaftshaus, das reich und arm menschlich beim Teetrinken miteinander zu verbinden wisse. Wir hörten sein Referat. Nun war da ein erprobter in den Gefängnissen des Zaren gereifter Marxist, Eugen Leviné, ein russischer Revolutionär, der auch später sein Leben für die Räterevolution hingegeben hat, der sagte: »Solange die Proletarierkinder mit den Bürgerkindern nicht zusammen spielen, solange glaube ich nicht an Eure Menschheitsversöhnung und an Eure brüderliche Gesinnung. « Da kamen wir, in die Enge getrieben, als Deutsche in die Lage zu sagen: »Schaffen wir doch einen Arbeitsdienst.« Ich schrieb dem preußischen Kriegsministerium, es seien doch so viele Einjährige, die aus lächerlichen Gesundheitsgründen nicht zur Militärpflicht herangezogen würden, und so sei es auch mit anderen zweijährigen Dienstpflichtigen. Die könnten alle zu einem Sozialdienst zusammengefasst werden, indem sie leben üben und leben lernen können **. Diese Denkschrift von 1912 habe ich 1956 in Sonthofen vor 300 Offizieren der kommenden Bundeswehr noch einmal explizieren dürfen. Der General Speidel verstand gut, daß dieser Dienst das Militär seelisch entlasten könnte. Die viel zu frühe Remilitarisierung Westdeutschlands hätte in solchem Dienst ihre seelische Rückendeckung erfahren können.

Und ich bin auch noch heute der Meinung, daß jeder Dienst übernationaler oder internationaler Art sich müsse messen können an dem Verständnis seitens des Militärs, daß nämlich dieser Dienst und der Kriegsdienst eigentlich zusam-

^{*} Diese planetarischen Sphären behandelt mein »Heilkraft und Wahrheit«, 1952.

^{**} Diese Denkschrift von 1912 steht jetzt in »American Youth«, Harvard Press 1939, auf englisch. Sie wurde zuerst gedruckt in Picht-Rosenstock, »Im Kampf um die Erwachsenenbildung 1912–1926«, Leipzig 1926 unter dem Titel, den sie auch 1912 trug: »Ein Landfriede«.

mengehören, und daß der Krieg heute mehr denn je der Adelung durch eine Erziehung der Krieger zu einem menschlichen Verhalten bedarf. Die meisten Menschen halten natürlich ein solches Beginnen für wahnsinnig. Die meisten solchen Keime werden nicht in Eintracht mit dem Militär geplant, sondern im Gegensatz zu ihm, nämlich von Pazifisten. Eine ganze Reihe von solchen Versuchen sind der Schweiz entsprossen. Nach dem Ersten Weltkrieg hat Pierre Cérésol, der edle Sohn eines schweizer aktiven Offiziers, eine solche Sühneaktion für die ganze Welt sozusagen zur Ausplättung der Schrecken des Ersten Weltkrieges zu entwickeln versucht. In Deutschland waren es Alfons Paquet und Martin Buber und Florenz Christian Rang, die zu einem Wiederaufbau Frankreichs auf friedlichem Wege 1921 aufgerufen haben. Soviel mir bekannt, ist praktisch damals daraus nichts geworden. Nach dem Zweiten Weltkrieg gibt es eine ganze Anzahl von solchen Organisationen: in Deutschland ist es vor allen Dingen die Aktion Sühnezeichen; sie versucht jetzt auch, in Rußland, in Jugoslawien und in Polen Dienst zu tun, hat aber solchen Dienst auch in anderen Ländern und soviel ich weiß sehr erfolgreich unternommen, z.B. in Griechenland und in Palästina. In Nordafrika betätigt sich der Schweizer Zivildienst, der schon seit Jahrzehnten in dieser Richtung tätig ist. In Amerika sind es die Quäker, die seit über 30 Jahren Lager veranstalten, auf denen in den Ferien die Jugend in Mexiko oder in dem japanischen Siedlungsgebiet von Kalifornien oder in Notstandsgebieten tätig wird: sie reparieren Schulhäuser, sie bauen Straßen. Diese Unternehmen der Quäker sind ausgezeichnet in ihrem Geist; sie haben nur einen Fehler: sie sind Ferienunternehmungen und, was der Student in den Ferien tut oder der Hochschüler, das ist nicht ganz ernst. Ferien werden als Zeitvertreib behandelt; und so ist die Gefahr bei den Quäkerlagern, daß der Spielcharakter, das »einmal ist keinmal«, ebensosehr vorherrscht, wie beim Heer der blutige Ernst. Selbst der Friedensdienst des Soldaten in Vorbereitung auf den Krieg ist bitterer Ernst. Schon vor 50 Jahren hat ein Franzosenfreund den Engländern vorgehalten, daß sie in ihrem Leben diese bittere Pflicht nicht kennen würden; aber jeder Franzose erfahre mit der damals zu drei Jahren gesteigerten Dienstpflicht den schrecklichen, eine fremde Ordnung einimpfenden Ernst der einem selber weggenommenen wirklichen Lebenszeit; denn, so sagte Belloc, drei Jahre seien kein Kinderspiel. Ich selber habe sechs Jahre in der Armee zugebracht in Krieg und Frieden, und wenn ich alles zusammenzähle, etwa weitere drei Jahre als freiwilliger Arbeitsdienst-Soldat, in denen ich wirklich mit der Schippe oder anderem Gerät tätig geworden bin. Im Ersten Weltkrieg, als die Moral der Truppe zu sinken begann, wurde mir gestattet, in meiner eigenen Division ein Arbeitslager zur Wiederaufstockung der Moral direkt hinter der Front im Divisions-Stabsquartier in der Champagne abzuhalten. Das war 1916 - ich habe das auch öffentlich beschrieben -, und es war die erste Erfahrung, die ich mit Arbeitslagern machte. Es liegt viel daran, daß man erkenne, wie auch im Heer zwischen Offizier und Mann eine Grenze läuft, ähnlich der zwischen Ingenieur und Arbeiter in der Fabrik. Es ist genauso notwendig, dort Saturnalien zu feiern, d. h. Zustände, in denen Mann und Mann und nicht Offizier und Mann miteinander leben, weil die sozialen Parteien und die Programme der politischen Gruppen heute allzusehr festgelegt sind auf gewisse Interessenten, wie Arbeiter und Unternehmer. Und so müssen die Laien und der Priester, der Offizier und die Leute, genau wie der Ingenieur und der Unternehmer und die Arbeiter miteinander zu leben lernen im Inkognito, in der Anonymität. Die Ränge, die Sonderungen und die Hierarchie muß jeder vergessen, dank gemeinsamer Arbeit, aus der sich die Würdigkeit und die Amtlichkeit und die Berufenheit erst neu ergeben sollen. Ich habe das Experiment von 1916 dann fortzupflanzen gesucht nach dem Ersten Weltkrieg in verschiedenen Formen und auch da ist es wichtig, wenn ich eine kleine Probe gebe von dem Mißverständnis, das meist obwaltet. Der bekannte Graf Keyserlingk in Darmstadt meinte zu meinen Vorschlägen eines jahrelangen Dienstes an die Studenten der Technischen Hochschule in Darmstadt: »Was sie (die Studenten) bei mir, dem Grafen Keyserlingk bei einem Glas Sekt nicht in einer halben Stunde lernen, das lernen sie bei Ihnen auch nicht in einem Jahr.« Wir kommen hier auf einen anderen ernsten Anblick des Dienstwillens, Spielen kann man in einer halben Stunde genausogut wie in einem Jahr. Einen wirklichen Ernst kann man in einer halben Stunde bei einem Glas Sekt nicht entwickeln. Da nun der Krieg heute durch etwas ebenso Ernstes oder fast ebenso Ernstes abgelöst werden muß, so muß ich darauf bestehen, daß ein Zeitopfer nötig sei, und zwar ein erhebliches, ein Einschnitt im Leben. Deshalb aber konnte der geistvolle Graf Keyserlingk sich einbilden, daß der Blitz des Genies in einer halben Stunde genauso zünden kann wie beim nachdenklichen Leiden oder Schweigen in einem Jahr. Er mißverstand das Ringen zwischen Ernst und Spiel. Er war ein wirklich verspielter Mensch durch sein ganzes Leben; es ist ihm nie ganz ernst gewesen.

Meine Versuche sind dann weitergegangen, und den schönsten Erfolg in Deutschland haben wir gehabt mit einer Gruppe von Freunden in den Arbeitslagern für Arbeiter, Bauern und Studenten; die fingen in Schlesien 1926 an. Junge Menschen kamen zu je 100 zusammen, lebten da mehrere Wochen - einmal mehrere Monate - zur gemeinsamen Beratung der in diesen Armutsbezirken Schlesiens damals obwaltenden groben Mißstände. Das Beispiel ging wie ein Lauffeuer durch die Landschaften. 1929 waren in vielleicht 15 Landschaften Deutschlands solche gemischten Arbeitslager im Gange; unser schlesisches Muster erwies sich als unwiderstehlich. Freilich teilten viele dieser Lager mit denen der Quäker den Fehler, daß sie nur vier oder sechs Wochen dauerten und daß sie die bösen Wetterperioden ausließen. Aber sie hatten einen Vorzug, den ich dem Leser nicht dringend genug ans Herz legen kann im Zeitalter des Wirtschaftswunders. Diese Lager fanden statt in Zeiten einer ähnlichen Hochkonjunktur, in Zeiten, wo kein Arbeiter arbeitslos war oder zu sein brauchte, und in Zeiten, wo wir jeden Teilnehmer mühsam herauskratzen mußten aus seiner gewinnbringenden Beschäftigung, um zu uns zu kommen trotz der Hochkonjunktur. Hier lernen wir neben den anderen Gefahren eines solchen Dienstes die eine,



Zwei der Söhne von William James bei der Einweihung von »Camp William James« (siehe Seite 52).

•

die wohl besonders groß ist, daß die Leute mit dem Notwendigen warten, bis Not am Mann ist, bis die Arbeitslosigkeit das Land überflutet, wo es dann kein Kunststück ist zu sagen, jetzt müsse was für die Arbeitslosen geschehen. Und dann kommt der ungeheuerliche Fehler zustande, daß die Arbeitslosen in sich massiert werden, daß man sie allein läßt, daß man jeden, der arbeitslos ist, zwar in ein Arbeitslager steckt oder einen Dienst, daß man aber die Mitarbeiter anderer Art, die das Leben vor sich haben und der Zukunft sicher sind, draußen läßt: man hat das Unglück der Arbeitslosen dadurch ins Ungemessene vergrößert, daß man sie isoliert. Als ich nach Amerika kam, hatte man gerade diesen Fehler nachgemacht. Präsident Roosevelt hatte für die Arbeitslosen ein Civilian Conservation Corps gegründet und ließ das von den Gewerkschaften betreuen. Ich will nicht leugnen, daß dies Corps am Anfang eine sehr nützliche und notwendige, ja unerläßliche Sache war, um die jugendlichen Arbeitslosen aus den großen Städten in Ordnung zu kriegen. Aber der Grundfehler des deutschen freiwilligen Arbeitsdienstes von 1931 und seiner Nachahmungen in USA war die Massierung oder Isolierung der Arbeitslosen unter sich. Das letzte, was ein Arbeitsloser verträgt, ist die gesellschaftliche Abkapselung. Weil er arbeitslos ist, braucht er mehr Umgang mit Andersartigen als der tätige Mensch!

Gefährlich dünkt es mich, daß niemand heute die beiden Lagen auseinander hält: die Hochkonjunktur mit Arbeitermangel - als wir die Menschen von ihrer gut bezahlten Arbeit losrissen, um sie statt der Arbeit das Dienen erfahren zu lassen - und die Wirtschaftskrise, in der die hoffnungslose Masse von den Straßen heruntergeholt werden mußte. Denn erst dadurch entdeckt sie, auch trotz Arbeitslosigkeit, sie gehöre in eine gegliederte Gemeinschaft. Die Fabrik und das Büro gliedern uns ein. Eben das tut auch das Heer. Die Arbeitslosen leiden unter ihrer Aus-gliederung. Die Eingliederung des Arbeitslosen fordert die Entdeckung einer weiteren Angehörigkeit. Die Jahre 1929-1933 zeigten, welche Kluft zwischen Arbeiter und Arbeitslosen klafft. Die Kluft ist so riesig wie die zwischen Carl Severing und Hitler. Und sie ist viel tiefer als die zwischen Unternehmer und Gewerkschaftssekretär. Da die Erfahrungen mit Arbeitslosen im Zeitalter des Wirtschaftswunders versunken sind, so will ich doch auf diesen für das ganze Erdenrund belangreichen Unterschied hinweisen: Der Arbeitslose wird »nervös«, unsicher, hysterisch. Er geht dem Facharbeiter auf die Nerven. Der tätige Mensch blickt gequält vom Anblick des Arbeitslosen fort: »He looks the other way« sagt man englisch. Der Arbeiter hat Angst vor dem Arbeitslosen! Er muß ihn fürchten als Überangebot, als Lohndruck.

Da wir uns heute einbilden, die Krise komme nie wieder, so wird der Leser an diesem Punkt vielleicht gähnen. Aber da in den Entwicklungsländern der Anschluß an die Industriewelt neue Arbeitslosigkeit produziert, entbehrt auch die deutsche Erfahrung nicht des Interesses. Ich selber bin in der freundschaftlichsten Form das Opfer der Vergeßlichkeit geworden, die heute die Szenen der Industriegeschichte verschüttet. Darf ich das kurz berichten?

Mein Freund Hans Thieme hat seine Erinnerungen an Schlesien zu Papier

gebracht* und hat mir darin Ehre antun wollen. So erwähnt er, daß ich mich der Arbeitslosen angenommen habe durch Dienstlager und so zum Erzvater des Kreisauer Kreises geworden sei Grund genug, daß ich erröte. Aber die wirkliche Geschichte zerfällt in zwei im Rückblick ineinander geschobene, aber damals völlig getrennte Zeitabschnitte.

Von 1923-1929 lief ich Sturm gegen das Vergessen des Weltkrieges, hielt ich ihn doch für noch nicht beendet, weil die deutsche Oberschicht sich belog. Ich bettelte in den »Fröhlichen Weinbergen« der heimkehrenden Arbeiter, Bauern, Studenten um den Ernst eines gemeinsamen Friedensdienstes. Meine erste Werbeschrift, die an die von 1912 anknüpfte und an meine Kriegstätigkeit in der Champagne, hieß »Industrievolk«; sie erschien im ersten Jahre der Hochkonjunktur 1924. Sie war drei Kronprinzen der Industrie gewidmet. 1926 konnte ich die Dokumente aus den Jahren 1912-1926 drucken und mit Hilfe des aufgewirbelten Staubes gelang es, jugendbewegte Freistudenten, völkische Jungbauern und sozialistische Arbeiterjugend zu dem ersten schlesischen Arbeitslager zu gewinnen: Als seine Krönung kamen die Honorationen der Provinz, katholisch und evangelisch, Industrielle und Landwirte, Staat und Kirche, auf drei Tage zusammen. Für dies erste Lager bekam der 20jährige Helmuth James von Moltke (1945 von Hitler ehrenhalber gehenkt) dank Heinrich Brüning, unserem Reichstagsabgeordneten für Mittelschlesien, 6000 Mark aus Hindenburgs, des Reichspräsidenten, Schatulle für uns. Wir mußten jeden einzelnen Lagerteilnehmer mühselig zur Teilnahme überreden. So glänzend war die wirtschaftliche Konjunktur. Im Jahre 1929 hatte diese politische Ordnungsform in 14 deutschen Gegenden trotzdem Nachfolger gefunden. Das Wirtschaftswunder will wieder ohne solche Liturgie auskommen.

1930 kam die Wirtschaftskrise und die Arbeitslosigkeit. Die an den Arbeitsämtern Schlange stehenden Massen wurden jene seelische Cloaka Maxima, aus der sich die Braunhemden mit Naturnotwendigkeit formten. Nie, lieber Freund Thieme, habe ich diesen hoffnungslosen Massen die Begeisterung jener ersten Lager der Bauern, Arbeiter und Studenten mitteilen dürfen. Vielmehr ging ich zu dem Oberpräsidenten der Provinz Schlesien und warnte: »Sehen Sie diese Lawine der Verpestung heranrollen? Durch Ihre eigenen Maßnahmen des Stempeln-Gehens züchten Sie diese Masse.« Da eben erfuhr ich dieses alten Gewerkschaftlers Hilflosigkeit: es schauderte ihn vor den Arbeitslosen. Er fühlte sich unfähig, ihnen nahezukommen. In Breslau standen die reichen Villen im Südviertel zu Dutzenden leer. Ich schlug vor, 50 Villen mit je 8–10 meiner Studenten zu bemannen, die Arbeitslosen in 50 Gruppen zu teilen und die Unterstützungen durch die Studenten auszuzahlen. Ich versprach, daß die 50 mal 10 sich gut zusammenschließen und zu Freunden werden würden. In diesem Verfahren könne an die Stelle der entwürdigenden Schlange eine menschliche Ord-

^{* »}Letzte Vorkriegsjahre an der Breslauer Universität«, S. 199 in »Meine schlesischen Jahre«, hg. von H. Hupkå, München.

nung treten. Der Oberpräsident der Provinz hat mich damals ausgelacht. Darauf also, lieber Thieme, beschränkt sich meine Bemühung um die Arbeitslosen. Hingegen mein letztes Arbeitslager im Stil der Hochkonjunktur von 1924 und 1929 fand im Oktober 1932 in Oberschlesien statt. Die Kluft zwischen Hochkonjunktur und Krise war damals in Deutschland eine zeitliche. Beide passierten säuberlich getrennt. Was ist in Indien oder Burundi oder den Philippinen anders? Dort geschieht beides zur gleichen Zeit. Obwohl diese bescheidene Schrift keine Heilmittel vorzuschlagen hat, schon deshalb, weil jedes Land von Costarica bis Somaliland verschiedenes fordert, so ist doch der grundlegende Unterschied, der heute vergessen wird, eine bleibende Denkhilfe: Industrialisierung braucht zwei Maßnahmen: 1. Arbeitslose müssen trotz des Fehlens der Arbeit »angehören«, müssen Freunde finden können. 2. Die Arbeitenden aber müssen die Nase aus ihrer Arbeitsteilung herausstecken, Arzte so gut wie Dreher, Pfarrer so gut wie Alpler; jedes Schicksalsgenossen Feierabends- und Sonntagsgesicht muß aus ihm herausgeholt werden. Nur wer zwischen den zwei Gesichtern, in der Arbeit und bei der Feier, abwechselt, wird unser Mitmensch!

Es mag nun nicht immer möglich zu sein, die Maßnahmen zu 1. und zu 2. zu kombinieren. Wir haben das 1939-1942 in USA versucht.

Der Brüningsche Arbeitsdienst von 1931, den ja die Nazis später verballhornten, war für die 11 Millionen Arbeitslosen in den Vereinigten Staaten 1933 nachgebildet worden. Er hieß hier Civilian Conservation Corps. Und das Corps begann mit der fabelhaften Improvisationskraft der Amerikaner in großer Frische. Aber nach ein paar Jahren wurde es vom Heiligen Bürokratius ermordet. 1938 überredete ich einige vorzügliche Studenten, sich in dies - schließlich erst fünf Jahre alte - Korps in den verschiedenen Landesteilen einzulisten. Das gelang und förderte in den einzelnen Lagern ziemlich haarsträubende Zustände zutage. Diese gelangweilten Jungens - zwischen 17 und 22 - organisierten Autofallen; beim Löhnungsappell war der Revolver auf dem Tisch notwendig, damit niemand die Kasse bestehle. Ein »Erzieher« - diese educational officers waren Reserveoffiziere der Armee - berichtete mir persönlich - und er schämte sich, zu seiner Ehre sei's gesagt - er zahle den Insassen seines Nebenlagers von 50 Mann bare Geldgeschenke, damit sie sich herbeiließen, Sonnabend und Sonntag, die arbeitsfrei waren, Gesellschaftsspiele zu spielen! Und das Traurigste: die Bengels jagten sich beim gemeinsamen Mahl die besten Bissen ab. Es ist eine wichtige Wahrheit, daß der erste Anfang einer jeden Gemeinschaft vom Mahl seinen Ausgang nimmt und nehmen muß. Tiere fressen Futter. Einzelne Menschen essen, aber die Mahlzeit vereint dergestalt, daß aus einheitlichem Vorrat jeder jedem das Beste gönnt. Sie müssen es einander gönnen. Sonst ist der Friede gebrochen. Man kann hier studieren, wie der Friede nicht darin besteht, daß wir uns nicht prügeln, sondern der Friede verwandelt die Beteiligten in Teilhaber. Ansonsten wäre er nur ein Waffenstillstand. Der kindliche Wahn der Gebildeten, Friede sei etwas Natürliches, verhüllt den Gegensatz von Waffenstillstand und Frieden. Ohne den Zutritt von Nichtarbeitslosen konnten und können die Arbeitslosen ihren Frieden mit der Gesellschaft nicht schließen und nicht einmal einander den Frieden entbieten. Einhundert Arbeitslose in ihrem abgesonderten Lager – ich habe auch 1927 beim Studium des Arbeitsdienstes in Bulgarien dasselbe gefunden – sind deshalb, weil sie unter sich bleiben müssen, mehr ein Korps der Rache als ein Friedenskorps.

Der Blick auf die mißglückten Arbeitsdienste fügt also ein wichtiges Element unserem Verständnis hinzu. Einhundert Bruchstücke befrieden deshalb nicht, weil sie alle an derselben Stelle gebrochen sind. Scherben fügen sich nur dadurch zum heiligen Gefäß, daß sie mit den entgegengesetzten Scherben zusammengekittet werden. Weil sich die Massierung Arbeitsloser als eine Verschärfung des Friedensbruches erwies, holten wir etwa 50 Hochschüler und 50 Arbeitslose zusammen. Das verschob die Betonung so gründlich, daß niemand sich zu rächen brauchte. Aus diesem Camp William James, so hofften wir, sollten die neuen Leiter hervorgehen, die Präsident Roosevelt mir zur Ausbildung anvertraute. So wurde ein Fehler kühn ausgemerzt, der noch heute in den meisten Köpfen der Unbeteiligten weiterfristet, und der ein lebensgefährdender Irrwahn wieder wie vor 35 Jahren werden könnte:

Wir luden zwei der Söhne William James' zur Lagertaufe ein. Dieser Prophet eines die Krieger ablösenden heroischen Dienstes von 1910 gab unserem Lager den Namen

Camp William James

Der Angriff der Japaner auf Pearl Harbour am 7. Dezember 1941 hat dieses Lager zur Ausbildung von Friedenskorpsführern beendet.

Den vollen Umfang der einem Friedensdienst möglichen Leistungen hat noch kein praktischer Kirchenmann oder Staatsmann durchgedacht. Theoretisch habe ich versucht, 1932 in der Schrift »Arbeitsdienst – Heeresdienst?« (Eugen Diederichs Verlag) zu ermessen, wohin bei fortschreitender Automation ein Volk geraten muß, und gefolgert, daß nur ein Friedensdienst der künftigen Gesellschaft gerecht werden kann.

Weit umfassender ist aber eine künstige Umwälzung 1908 von einem radikalen Geiste durchgedacht worden. Der Oheim des jetzt in London lehrenden Nationalökonomen Karl Popper war Ingenieur und hat 1908 unter dem Namen Lynkeus in Dresden eine Schrift veröffentlicht, die mindestens als Gegenbild zu unseren Nöten beachtet werden will. Die Schrift forderte, daß alle jungen Menschen 10 Jahre lang für die Erzeugung der zum Leben des ganzen Volkes nötigen Güter dienen sollten. Hernach würden sie frei sein zu tun, was sie wollten. Er hatte berechnet, daß dieser zehnjährige Dienst ausreiche, die notwendigen Güter der Menschheit, vor allen Dingen das tägliche Brot, zu produzieren. Hier ist unsere Sache sozusagen auf den Kopf gestellt. Anstelle der Entgrenzung seelischer Art durch gemeinsame Arbeit und das dann sich daran knüpfende Gespräch hat Lynkeus-Popper umgekehrt die Menschen aufrufen wollen, einen

Dienst aufzunehmen, der die ganze Sozialordnung des Privateigentums ersetzen sollte durch einen öffentlichen Dienst in allen Ländern der Erde. Das war eine sehr kluge Schrift und ich nenne sie hier nur, um zu zeigen, daß sie sicher zu den Keimen gehört, die heute zertreten werden in dem Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit, zwischen sogenannten kapitalistischen und kommunistischen Ländern, einem künstlich aufgebauschten Gegensatz. Der Bankerott der reinen Kriegswirtschaft des Kommunismus ist offenbar; aber vielleicht hat Poppers Gedanke noch einmal eine Zukunft; so uneben ist ja die Vorstellung nicht, daß, wenn wir das Militär abschaffen können, die Dienstjahre, die beim Militär abgeleistet wurden, vielleicht für die unmittelbare Produktionsleistung verwendet werden sollten. Ich selber glaube nicht an den Lynkeusvorschlag. Aber es ist aufregend, zu sehen, wie bei einem solchen Übergang in eine neue Weltordnung wie dem zwischen 1905-1965, an den verschiedenen Ecken, an den verschiedensten Punkten mit dem Nachdenken eingesetzt werden muß und tatsächlich eingesetzt wird und wie gerade ihre Güte diesen Plänen oder diesen Versuchen schaden kann; denn wenn sie wieder aufgegeben werden, bleiben die Leute entmutigt zurück, und sagen: »Es hilft ja doch alles nichts.« Ich erzähle hier von all den zertretenen Keimen, ich erzähle von meinen eigenen Enttäuschungen. Die, die nur den Mißbrauch des Richtigen und Notwendigen sehen, sind nämlich oft selber seine Verhinderer. Es gehört wohl eine außerordentliche Glaubensstärke und eine besondere Geduld dazu, nach unvermeidlichen ersten Fehlgriffen neuer Formen, sie trotzdem zu wiederholen und nun gerade und erst recht durchzuzwingen. Erst der Mißerfolg stellt ja unseren Ernst auf die Probe. Von dieser Gefährdung oder Schädigung zukünftigen Lebens durch kurzatmige Erwartung und Ungeduld ist merkwürdig wenig die Rede. Ich habe noch niemals einen Pfarrer darüber predigen hören, weshalb der Mißerfolg zum Erfolg gehört, und deswegen der einzige Weg, zum Erfolg zu kommen, darin bestehen muß, den Jungen zu sagen, eine Sache könne gerade dadurch, daß sie zum ersten mißglückt, legitimiert werden. Die Arbeitsdienste können unmöglich den richtigen Fuß fassen in der Neuordnung der Welt zu einer Zeit, wo die Heimatverbände in Deutschland noch immer das Bismarcksche Reich fortsetzen wollen, wo ein Napoleon IV. von der Hegemonie Frankreichs in Europa träumt, kurzum wo die Menschen in jedem einzelnen Staat die Linie fortzusetzen trachten, auf der ihre Großväter sie ausgebildet haben.

Der Kontrast heute ist ja urkomisch. Auf der einen Seite sagen die Jungen: La guerre ce sont nos pères, sie werden analysiert auf ihre Psyche; und sie kriegen Flugbillette auf ihren Leib geschrieben: sie werden Weltenbummler. Auf der anderen Seite lassen sie die nächstliegenden neuen Aufgaben unangerührt, weil ihre 150 Jahre alten akademischen Gehirnwindungen nicht angetastet werden dürfen. Es ist kein Grund, weil die ersten Keime zertreten worden sind, wie die Rufer im Jugendring in Deutschland zu schreien: »alles, nur kein Arbeitsdienst!« Wir müssen das vielleicht neu benennen, was wir jetzt zu tun haben; aber deswegen, weil eine Sache verhunzt worden ist, ist, sie noch

nicht widerlegt, sondern die Alten, die Überalterten, die Veralterten, die Reaktionäre versuchen natürlich einen Teil des Neuen billig zu beziehen und das Wasser auf ihre eigenen Mühlen zu lenken. Reinigen muß man das Mißbrauchte, erneuern muß man es; aber widerlegt ist es nicht deswegen, weil es mißbraucht worden ist. Coruptio optimi pessima – das Beste wird immer zuerst mißbraucht und ist dann die schlimmste Verderbnis, d. h. aber: das Am-schwersten-zu-Verstehende, das Neueste, wird auch am leichtesten zurückgerissen in das Alte, um dem Alten aufzuhelfen, um es aufzuplustern, um es vor vollkommener Verwesung und Vermoderung durch eine scheinbare Reform noch ein bißchen zu retten. So ist es den Diensten gegangen, die an die Stelle des Heeresdienstes zu treten haben und zuerst politisch von den nationalen Gewalten in die überlebte Zwangsjacke der einzelstaatlichen Eitelkeiten gesteckt worden sind und noch werden.

Der Mißbrauch widerlegt nie den rechten Gebrauch. Als z. B. die Cäsaren sich scheußlicherweise vergotten ließen, war es trotzdem auch wahr, daß Gott Mensch geworden sei. Heute lassen sich die souveränen Staaten bedienen, obwohl sie weder souverän noch Staaten zu bleiben vermögen. Wahr aber ist, daß statt ihrer dem neuen Souverän gedient werden muß. Aber Herr de Gaulle ist das nicht.

5. GAR NICHT LANGSAM GENUG

back of the

Die Neugewinnung des rechten Verhältnisses zu einem ernsten Dienst ist unsere Aufgabe. Dabei steht im Wege das Gerede von den Entwicklungsländern und der Hilfe, die ihnen von den bevorzugten, den reichen Ländern zuteil werden müsse. Ich habe nichts gegen die Entwicklungshilfe an sich einzuwenden; wenn aber der ernste Dienst, um den es mir geht, angehängt wird an die Entwicklungshilfe, dann wird da noch einmal der Keim zertreten, der schon seit 1905 in eine machthungrige und kriegsgierige und ausbeuterische Menschheit vergebens geworfen worden ist. Deshalb sehe ich in dem Gerede von der Entwicklungshilfe eine Gefahr; ebenso schädlich ist das Gerede von der pluralistischen Gesellschaft und das Gerede von der Wirtschaft im allgemeinen. Das Wirtschaftliche trägt uns heute in die größeren Gemeinschaften leicht hinüber und so wird das Wirtschaftliche als eine Entnationalisierung oder Befreiung vom wilden Nationalismus mit Recht begrüßt. Wenn aber Wirtschaft hier als die bloße Ausbreitung oder der bloße Austausch von Waren und Diensten über politische Grenzen betrachtet wird, dann ist das doch zu sehr eine Heller-und-Pfennig-, eine Mark-und-Taler-, eine Dollar-Demokratie. So geht es nicht, aus dem einfachen Grund, weil Reichtum Feinde macht. Der italienische Botschafter in Bonn, Veroni, hat gesagt: »Wenn wir so weiter machen, schaffen wir uns mit unseren Darlehen an die unterentwickelten Länder nur Feinde.« Wenn wir die Dienstwilligen, die nach Afrika gehen, sei es mit Kennedys Peace Corps, sei es mit der Aktion Sühnezeichen, sei es mit dem >Crossroads Africa«, sei es mit dem englischen oder schweizerischen Zivildienst - den englischen nenne ich besonders rühmend, weil er so wunderbar klein ist, für ihn sind jetzt 96 Leute tätig*, die aber alle erstklassigen Dienst tun -, mit Entwicklungshilfe gleichsetzen, dann läßt sich zwischen Eigennutz und Dienst überhaupt kein Unterschied mehr machen. Die Entwicklungshilfe setzt auch Leute ein; sie baut ihnen prachtvolle Häuser. Man hat in einem gewissen Ort im Reich der Bundesrepublik zwei Millionen Mark ausgegeben, um für die Besucher aus den unterentwickelten Ländern, d. h. für ihre zu Besuch kommenden Staatssekretäre, genügend Badezimmer zu schaffen: jedem Besucher sein eigenes Badezimmer! Nur damit sie sich recht wohl fühlen in deutschen Landen. Ganz geglückt ist dieser gutgemeinte Plan nicht. Einer dieser Badezimmerstaatssekretäre kam eines Abends in die große Villa zurück und bat um eine Tasse Kaffee: »Bedauere sehr«, sagte die Hausdame. »Wir haben nur eine Kaffeemaschine, die für alle 90 den Kaffee kocht.« Eine persönliche

^{*} V.S.O. = Voluntary Service Overseas, Fourth Floor, Royal Commonwealth Society Building, Northumberland Ave. London.

Tasse Kaffee wäre dem Siamesen lieber gewesen als das persönliche Badezimmer. Ich habe dagegen den Vorschlag gemacht, daß man möglichst vielen Ausländern die Erfahrung eines deutschen Dorfes durch das Leben im Hause eines guten Volksschullehrers verschaffen solle. Und wenn man in ein solches Lehrerhaus ein paar Leute aus dem Ausland setzte, dann würden sie da mehr lernen aus dem Geiste des Friedens und der Geduld und der Freiheit, als sie in sämtlichen Badezimmern und Empfangsräumen der großen Villa je spüren können. Reichtum macht Feinde. Wohltun mag ein angenehmes Gefühl dem verschaffen, der die Wohltaten erweist; es ist aber eine alte Regel, daß der Empfänger bloßer Wohltaten sich oft für sie zu rächen sucht. Wohltun ist gefährlich, wenn der Reiche zum Armen kommt. Der einzige Dienst, den ich anerkennen kann, ist der Dienst dessen, der sich arm weiß, der also dienen muß, um sich aufzustocken, um mehr zu werden, als er bisher gewesen ist. Es ist eine harte Frage, wie kann denn in einer reichen, allzu reichen Gesellschaft mit allen Konsumgütern der Welt ein Mensch heute noch sichtlich so arm werden, daß er geliebt werde für den Dienst, den er tut, und sich nicht dadurch verhaßt machte, weil er mit seinem Übergewicht und seiner Obmacht zu prunken scheint. Es nützt dem Reichen ja nichts, daß er selber es gut meint. Die Mißdeutung tritt nicht in seiner Seele hervor, sondern in der des Empfängers, der eben den Reichtum des Gebenden nicht zu trennen weiß von der doch in Wirklichkeit auch furchtsamen, armen, zitternden, suchenden Seele dessen, der diesen Reichtum ausgibt. Das ist zu allen Zeiten die große Frage gewesen - das ist nichts Neues in der Weltgeschichte -, das Armwerden ist heute vielleicht noch schwerer als in den Zeiten, wo man reich und arm sichtbar unterscheiden konnte. Heute ist es ja eine Art Konfusion: wer ist denn reich, wer ist denn arm? - Für den Augenblick, in Zeiten der Hochkonjunktur, ist niemand arm; aber damit wird der Ausdruck »arm« in einem armseligen Sinne verwendet. Das wird sich erst im Laufe eines langen Lebens zeigen, wer arm ist und wer reich. Die Schwierigkeit also der Gestaltung der Dienste ernster Art, die aus dem Menschen genausoviel herausholen wie der Kriegsdienst getan hat, bleibt im Augenblick mit einem ungeheueren Fragezeichen versehen. Die Bürde des Überflusses hat man es genannt; das Wirtschaftswunder hinterläßt deutliche Spuren in unseren Seelen und in unseren Leibern. Wir helfen den unterentwickelten Ländern dadurch nicht, daß wir von unserem Reichtum abgeben. Damit treiben wir vielmehr nur Kundenfang. Das Werk, das in Pakistan gebaut wird, liegt bald verrostet still, weil schon nach 8 Tagen Olung, Pflege, Säuberung ausbleiben.

Oder es steht die alte Hütte des Häuptlings neben dem Palast, den er sich von deutschen Baumeistern und Ingenieuren hat bauen lassen, und bereits nach vier Wochen zieht er es vor, wieder in seiner Hütte zu wohnen und das Haus nebenan als leeres Prunkstück stehen zu lassen. Diese wahre Geschichte aus Afrika läßt sich vervielfachen. In die politischen neuen Gebilde werden heute die Güter dieser Welt so schnell eingefüllt, daß sie an bestimmte Menschen gar nicht herankommen. Aber nur bestimmten Menschen bringen die Güter Gutes.

Und es müßte also die Wellenlänge, auf der die Seelen wirklicher Menschen ansprechen, ein bischen beachtet werden. Mit dem Einstellen des Fernsehapparats kann zwar das Auge Schritt halten, aber nicht der Mensch, dem dies Auge gehört. Ich möchte das auf Erfahrungen übertragen, deren Gewicht Deutschlands Schicksal bestimmt hat und die trotzdem anscheinend in Deutschland völlig unbekannt geblieben sind. Nicht nur der Negerhäuptling lernt nichts, wenn er zu schnell lernen soll. Die Völker sind da alle gleich. 1919 sagte Foch: Ein Waffenstillstand auf 20 Jahre. 1945 sagte Roosevelt: Diesmal kann der Friede frühestens nach fünf Jahren geschlossen werden und der Koreakrieg von 1950 hat ihm Recht gegeben. Während hundertjährige und dreißigjährige Kriege früher sich hinschleppten, wird heute der technische Krieg so schnell abgewickelt, daß die Völker längst nicht mitkommen. Es hieß 451 von der Schlacht gegen die Hunnen, die Toten hätten die Nacht hindurch weitergekämpst. Nun, die Deutschen haben nach 1918 technisch das Kämpfen einstellen müssen, hingegen war damit der Krieg eben nicht zu Ende. Ich kann zur Aufklärung eines greulichen Mißverständnisses aus dem Jahre 1945 beitragen. Damals haben viele Deutsche naiv erwartet, die Angelsachsen sollten mit ihnen zusammen gegen die Russen Krieg anfangen. Das ist eine falsche und mechanische Vorstellung vom Kriege. Kein Engländer oder Amerikaner ist solch eine tote Maschine. Vielmehr hat es bei den Amerikanern von 1941 bis Ende 1944 gedauert, ehe die Seele des Volkes bei der Sache, d. h. im Kriege war. Erst die Rundstedt-Offensive Ende 1944 brachte in den Herzen der Amerikaner die von dem amtlichen deutschen Psychologen für den Tag eines Kriegsausbruches vermutete Kriegsleidenschaft hervor, so daß sogar meine besten amerikanischen Freunde von mir als einem bösen Deutschen Ende 1944 plötzlich abrückten. Bis Weihnachten 1944 hatten sie nie daran gedacht, daß ich ja deutsch sei. 1946 und 1947 waren daher die Amerikaner gegen die Deutschen mehr eingenommen als 1942, und das zeugt doch von ihrer Menschlichkeit. Sie waren eben keine Zinnsoldaten mit Zick und Zack; sie brauchten Zeit und ihr Herz schlug in einer organischen Zeit nach seinem eigenen Takt. Darin aber steckt eine Lehre, die jedes Politiker-Konzept verdirbt. Sie lautet: Technisch geht das Leben heute viel schneller vor sich, als wir es erleben können. Ein Krieg kann technisch bereits zu Ende sein, wenn das Volk seelisch gerade in ihn hineingerissen wird mit seiner Leidenschaft. 100jährige Kriege gibt es künftig nicht mehr. Wohl aber 100jährige kalte Kriege vom Waffenstillstand bis zum Friedensschluß.

Die Zeiten der Völker verlangen anderes als die der Technik. Ich habe die Gesetze der Technik so formuliert: Jeder technische Fortschritt verkürzt die Zeit, erweitert den Raum, zerschlägt eine Gruppe. Sobald auch den Weltkriegen diese drei Züge entnommen werden, kann es niemanden verwundern, wenn Techniker mit den Entwicklungsländern nicht fertig werden. Die drei Gaben der Technik:

Beschleunigung der Zeit

Erweiterung des Raums Zerstörung des Friedens – die müssen wettgemacht werden, und zwar mit Hilfe von Leuten, die mit Technik nichts zu tun haben.

Ist das Bemühen um die Entwicklungsländer nicht ein Widerspruch in sich selber? Man redet von Entwicklungsländern und im selben Atemzug plant man, sie glücklich zu machen.

Ach, wer glücklichgemacht werden kann, der kann sich bestimmt nicht entwickeln; umgekehrt, wenn es sich wortwörtlich um »entwickeln« handelte, dann dürsten wir alles getrost der Entwicklung überlassen. Aber diese wächserne Nase des 19. Jahrhunderts, Evolution, Entwicklung, wollen wir uns lieber nicht vorbinden. Entwicklung ist nichtssagend. Denn Völker können zugrunde gehen; Reiche können verfallen; Nationen können wahnsinnig werden. Das Entwickeln ist eine so verwickelte Angelegenheit, daß wir lieber die Finger davon lassen; die neuen Staaten sollten wir lieber nicht als Entwicklungsländer verunglimpfen; Entwicklung ist meistens Verfall. Hingegen dürfen wir bescheiden den nächsten Schritt tun, der sie unserer Solidarität versichert. Als Entwicklungsländer sind sie Objekte. Wer wagt es, ein anderes Volk anzurühren, es sei denn als sein Nächster? Und da kann nicht das große Stahlwerk mit Bordell und Badezimmer das nächste Ziel sein.

»Gar nicht langsam genug«, sagte mir ein Rhönbauer, den ich gefragt hatte, wie sein Ort modernisiert werden könne.

»Gar nicht langsam genug?« Ich meine, seitdem unsere Technik die Weltkriege schneller geführt hat als die Seelen der Völker sie führen können, die nun einmal in Generationen empfinden sollen und müssen, hört dieses Wort »gar nicht langsam genug« auf, komisch zu klingen.

Als Anthony Eden, der frühere englische Außenminister, drei europäische Hauptstädte hintereinander im Flugzeug abgeklappert hatte, bekam er in Köln einen Herzanfall. Das ist nun dreißig Jahre her. Damals zog ich meinen Hut innerlich vor ihm ab. Denn Eden war keine Blechtrompete à la Ribbentrop, auch kein Bürokrat. Das Herz dieses gewiß nicht sehr begabten Außenministers war ein menschliches Herz und daher brachte der Zusammenprall dreier politischer Klimata (Moskau, Rom, Berlin) sein Herz ins Schwanken. Im 18. Jahrhundert bei Lessing hieß es: Wer über gewissen Dingen den Verstand nicht verliert, der hat keinen zu verlieren. Heute sollte es heißen: Wem über gewissen Flügen das Herz nicht zerspringt, der hat kein ursprüngliches Herz. Und dem Mann oder dieser Frau würde ich nicht trauen. Aber das politische Publikum, dieses Scheusal, erwartet, daß wir alle fliegen. Denn schneller gilt als besser. Diese Strohdummheit regiert heute die Weltpolitik. Was ist da zu tun? Wir sind als Menschen ja gliederungsfähig. Wir können wie Magen, Herz, Lunge, Leber füreinander in Arbeitsausgliederung eintreten. Der Minister des Auswärtigen mag fliegen müssen. Das würde erträglich werden, wenn andere Glieder als Gegengewicht gegen seine Blitzflüge auf Verlangsamung bestünden.

In der Tat: Wenn es Euch gar nicht schnell genug gehen kann, so ist die offenbare andere Seite der Medaille eine Weltansicht, laut der es nicht langsam genug

gehen kann. Unser Planet Erde bewegt sich auch gleichzeitig schnell und langsam. Vor Gott sind tausend Jahre wie ein Tag; aber dem Menschenkind dehnt sich ein einzelner Tag in schier nicht endender Mühsal unerträglich langsam. Du aber und ich, die wir Gott und Mensch in uns tragen, müssen gleichzeitig beide Zeitmaße verkörpern: Blitz und Schnecke sind beide unser Teil. Die Extreme des Blitzes und der Schnecke wohnen jedem Ereignis inne. Daher sind sie uns auferlegt als ein und dasselbe. Jede Verwechslung, als gelte es, nur den schnellen oder den langsamen Rhythmus der Wirklichkeit zu pflegen, trägt zum Weltuntergang bei. Also wer den Traum vom tausendjährigen Reich verwirklichen muß, bevor er selber 50 ist, wird sein Volk notwendig in zwölf Jahren verschütten. Denn Völker sind nicht Blitze, sondern Schnecken, mit der Syphilis durch drei Generationen. Und sie können nicht Menschlichkeit und Barmherzigkeit und Gerechtigkeit an einem Tage austeilen. Erst in Jahrhunderten beweisen sie. ob sie die Forderung des Tages anerkannt und ihr geduldig entsprochen haben. Wer nicht die Forderung des Tages erfüllt, sei es die langsame, sei es die schnelle, fällt aus der christlichen Zeitrechnung heraus, zurück in die Vorwelt. Deshalb war Hitler ein vorchristlicher Mensch; denn er konnte auf den Segen nicht warten. Deshalb waren die Fellachen Ägyptens ungeschichtlich von Ramses VI. bis zu König Faruk. Denn da regierten Fremde eine entscheidungslose Masse.

Das seltsamste dieser Gleichzeitigkeit von Blitz und Schnecke ist vielleicht nicht einmal ihre Verkettung, sondern ihre Anordnung. Wenn ein Säugling verhungert und der Vatikan Feuer fängt, so geht der Säugling vor. Wenn Du lieber wie ein geölter Blitz den Hausbrand, das Haus rettest, das Kind aber währenddessen aus Schwäche umkommt, dann hast Du beide, Deinen Vatikan und das Kind ein für allemal verwirkt. Man glaubt Dir niemals mehr. Denn das Kind geht dem Vatikan vor.

Danach wird der Leser vielleicht Geduld aufbringen, wenn ich ihn warne: mit den Entwicklungsländern ist es so wie mit dem Säugling. Das Haus brennt doch, es blitzt von Revolution, Krieg, Hungersnot und du wagst ein Schneckentempo auch nur zu erwähnen? Verhöhnst du uns und all die Sachverständigen der Weltbank, Länderkonferenzen, Vereinten Nationen? Höchste Eile ist geboten. Im Verzug liegt die Gefahr. Eine Weltwirtschaftskrise und revolutionäre Ausbrüche sind sonst zu erwarten.

Die Ungeduld und Empörung sind begreiflich. Und ehe ich mein Schneckentempo an den Mann oder an die Frau bringen kann, die sich um diese neuen Länder kümmern, will ich die Westler nur um so viel Geduld bitten, wie sie brauchen, um der eigenen ungeheueren Lebenslänge ansichtig zu werden, die hinter ihren Monteuren, Ingenieuren, Technikern von heute sich als ihre eigene Vorzeit dehnt. Das Wort Westler war unter Nazis ein Schimpfwort, aber weil dieselben Nazis die unanständige Eile der Westler geteilt haben, sind sie untergegangen. Dank ihres Untergangs haben wir unverschämt viel Zeit. Aber der Westen glaubt keine Zeit zu haben. Deshalb wandelt der Westen, d. h. die gespornte und gestiefelte Industriemenschheit, im kurzen Tageslicht seines bloßen

Heute. Er verkörpert den Fortschritt, die Eile, die Bewegung; deshalb spricht auch Herr Mao, der uns überbieten möchte, von der Weltrevolution. Der Arme muß uns in der Rede überbieten, weil die Chinesen zweitausend Jahre hinter uns herhinken. Um der Chinesen willen hört der verehrte Leser mir vielleicht zu; denn ich sage ihm offen: mit Planck und Henry Ford und Rutherford und Einstein allein werden wir den Chinesen nicht überlegen bleiben. Die kaufen sie sich und sie haben daher auch die Bombe bereits erzeugt. Das sind Fertigfabrikate des Augenblicks.

Aber Christus ist zwar auch Herr des Augenblicks, aber er ist gleichzeitig Herr der Ewigkeit, Mensch nämlich und Gott zugleich. Die sämtlichen Reden der Handelskammerpräsidenten von den Entwicklungsländern klingen so, als ob wir mit Mohammed statt an Gott an Kismet glaubten. Gott tut da nämlich wie im Islam, was er will; und wir tun, was wir wollen und scheitern damit regelmäßig. Zum Glück aber ist Allah barmherzig. Darum sind wir trotzdem immer noch gerade ein bißchen vorhanden, wie denn die Länder, die der Islam überrannte von 700 bis 1900 gerade nur eben vorhanden geblieben sind. Uns ist Gott dank seiner Dreifaltigkeit lebendig geworden. Dadurch ist er viel schrecklicher als wenn er nur barmherzig wäre; aber er ist dadurch auch so schaffensmächtig wie am ersten Schöpfungstag. Und das erste, was uns an der Schöpfung des lebendigen Gottes tröstet, ist ihre Unerschöpflichkeit. Wenn daher Gott nicht nur Welt, sondern auch Mensch geworden ist, so muß seine unerschöpfliche Kraft neue Menschen zu schaffen, ganz nüchtern an dem Auftreten noch nie dagewesener Menschen zu zeigen sein. Wir leben von einer im Namen des Dreieinigen Gottes dreimal erneuerten Wirtschaft, und wir begegnen der anderen Hälfte unseres Geschlechts, dem diese dreifache Erneuerung nicht widerfahren ist. Ehe wir ihr das Fernsehen verkaufen, wollen wir uns lieber in unserer Nähe umsehen.

Dreimal haben sich die europäischen Menschen mit dem Wagnis einer neuen Wirtschaftsweise eingelassen. Das geschah zum ersten Mal, als die wandernden Germanen seßhaft wurden, sich zur Siedlung unter der Anleitung des Krummstabes bereit fanden. Die tätige Schicht der Bevölkerung, die wir heute Arbeiter nennen, hieß damals Bauern. Sie hatte zu jener Zeit genau die gleiche Bedeutung wie heute die Arbeiter. Und jene, die man mit den heutigen Ingenieuren vergleichen könnte, das waren die Mönche, unter deren Leitung das Land bebaut wurde. Die Bauern und ihre Lehrmeister, die Mönche, haben etwas sehr Praktisches getan, was nun heute wieder als Exportartikel Europas in die Welt gehen muß: Sie haben die Wüste, das Dickicht, den Urwald und den Sumpf urbar gemacht. Sie haben genau das getan, was von den Europäern, die heute in die unterentwickelten Länder gehen, verlangt werden muß. Sie hatten den Mut, in unwirtschaftliche Gegenden zu gehen und das urbar gemachte Land für die Dauer in Besitz zu nehmen. Sie haben also das einmal kultivierte Land nicht nach dem ersten Ausnutzen wieder der Versteppung überlassen, wie wir es heute in Kleinasien oder in Mexiko sehen.

Durch die Abwanderung aus dem Osten, durch den Rückfall ganzer Länder

in die Unfruchtbarkeit – man denke nur an Spanien, an Marokko, ja an den ganzen afrikanischen Kontinent – wird offensichtlich, daß es sich durchaus nicht von selbst versteht, wenn man den Boden weiterhin kultiviert und ihn nicht liegen läßt und weiterzieht, nachdem man ihn 30 Jahre lang ausgenutzt hat. In dieser bäuerlichen Einstellung der Europäer liegt also etwas, das erhalten und weiter vermittelt werden muß.

Die zweite Stufe des Wirtschaftens in unserem Geschichtsabschnitt ist die handwerkliche. Unter der Führung des Stadtbaumeisters und des Dombaumeisters haben sich die Fähigkeiten der Handwerker im Mittelalter ohne Rücksicht auf die Dauer in der Zeit entfalten können. Heute ist das Handwerk ja in Mißkredit geraten, aber noch immer beruht die deutsche Konkurrenzfähigkeit im Ausland zu einem guten Teil auf dieser Kunstfertigkeit und diesem Gewerbefleiß handwerklichen Könnens. Bei der sogenannten Automation wird zu leicht vergessen, daß noch immer eine Verläßlichkeit der Arbeit, eine gleichbleibende Qualität des Werkstücks verlangt wird, die es an nichts fehlen läßt. Auch die Schönheit der Form, wie sie der Werkbund anstrebt, ist ja nicht zufällig mit dem Wort Handwerk verknüpft.

Dieses handwerkliche Können, das uns noch ganz vertraut ist, wird heute vielfach überdeckt durch die neue Arbeitsgruppierung von Ingenieur und Arbeiter. Bauer und Handwerker sind etwas in den Hintergrund getreten; die dritte Epoche des europäischen Wirtschaftens ist gekennzeichnet durch die Technik, ausgedrückt in dem Verhältnis von Arbeiter und Ingenieur als Ausführendem und Leitendem.

Das Erbe dieser drei Stufen des Wirtschaftslebens gewinnt seine volle Bedeutung angesichts der Aufgaben der Europäer in den Entwicklungsländern. Was diesen gebracht werden muß, ist nicht allein der technische Fortschritt und das Teamwork, sondern es sind Menschen, die in sich und ihrer Werktätigkeit etwas von allen drei Stufen bewahrt haben. Wir müssen etwas vom Bauern in uns haben, der es auf sich nimmt, in einer wenig ertragreichen Landschaft für die Dauer zu siedeln. Diese sittliche Leistung wird verlangt werden, sonst wird man in den Entwicklungsländern nur schnelle Konjunkturen und Raubbau haben, statt Aufbau und Gestalt. Dann wird man zwar aus der Sahara das Ol abzapfen. das Gebiet aber nicht in dem Umfang erschließen, in dem es erschlossen werden muß, nämlich als bleibende Stätte des Lebens. Ob wir nun Marl in Westfalen nehmen oder die Wüste Sahara oder das Kongogebiet, immer bedarf es ganzer Stämme von Arbeitern, die dort tätig bleiben, Geschlecht nach Geschlecht, gleichviel ob nun physisch dieselben Stämme oder nicht. Ein einmal erschlossenes Gebiet muß ein Teilgebiet der menschlichen Gesellschaft bleiben. Man kann nicht immer mit Abwanderungen und Verschiebungen rechnen, sondern man muß im Hinblick auf das Schulwesen, das kirchliche und das sittliche Leben - den Menschen einen Anreiz geben, in jedem Klima auszuharren.

Die weitere besondere Mitgift, die die Europäer den anderen Völkern überhaupt erst zu bringen haben, ist die Werktreue. Jeder Arbeiter mag seines Loh-

nes wert sein, das will ich dahingestellt sein lassen, aber wichtig ist mir, daß in jedes Werkstück die ganze Arbeit, die es verdient, hineingesteckt werden muß. Das ist eine Einsicht und eine Fähigkeit, ohne die Europa in der Welt nicht konkurrenzfähig bleiben wird.

Erst aus dem bäuerlichen und dem handwerklichen Erbe kann der Ingenieur wachsen. Das ist wesentlich für die Menschen, die jetzt ins Ausland geschickt werden, beispielsweise um eine Fabrik aufzubauen. Ein Monteur muß die Qualität des Handwerklichen und des Bäuerlichen in sich tragen, um sich in dieser neuen Umwelt sittlich zu behaupten. Es wird nie darüber gesprochen, aber zu dieser Auslese kommen immer Leute, die zu Hause noch irgendeine Verantwortung fühlen. Also sind es meist Familienväter. Sie vertreten eine Werkgerechtigkeit, die dem Arbeiter nicht allein aus seiner Handwerklichkeit erwächst, sondern die ihm von einer Gebundenheit in Sitte und Tradition zukommt.

Ich wünschte, die Industrie gestände sich dieses Problem ein. Es können nicht nur Werksdirektoren mit Handelshochschulreife weggeschickt werden, vielmehr müssen vom einfachen Waldarbeiter bis zum Prokuristen, die nach Persien oder Afghanistan gehen, Persönlichkeiten geschickt werden, die in ihrer Haltung ansteckend wirken. Ich plädiere für ein europäisches Menschenbild – wenn man dieses Wort gebrauchen soll –, welches die Qualitäten der bäuerlichen Seßhaftigkeit und Stetigkeit, der handwerklichen Zuverlässigkeit und der arbeitsmäßigen Wendigkeit umschließt und kombiniert.

Ich fürchte, wir haben kostbare Zeit verloren in ständischen Auseinandersetzungen, im Auseinanderreden von Bauer, Handwerker und Arbeiter. In diesen Gegensätzen hat sich Europa in den letzten Jahrzehnten verzehrt. Es wäre höchste Zeit, daß wir eine geschichtliche Zusammenfügung der verschiedenen Epochen der Ausbildung des schaffenden, des produzierenden Menschen vornehmen. Wir müssen einsehen, daß die letzten eintausendfünfhundert Jahre europäischer Geschichte das sind, was wir exportieren müssen und nicht die momentane Spitzenleistung irgendeiner einzelnen Maschine. Ich weiß natürlich, daß die dringende Not des Augenblicks die Aufmerksamkeit zunächst nur auf diese Lieferung richtet; aber wenn wir die Stellung Europas in einer Vielfalt von anders gearteten Welten sehen, so müssen wir die Einheit der Leistung dieses Menschen, der heute als Europäer die übrigen Wirtschaften befruchten soll, beiahen und fördern.

Es ist im übrigen erstaunlich, daß die Führungsmächte – der Mönch in der romanischen Zeit, der Künstler im Mittelalter und der Ingenieur in der Neuzeit – alle recht eigenartige schöpferische Typen waren. Der Mönch hatte keinerlei Macht. Der Baumeister, die Künstler, die in Florenz oder in Konstanz oder in Straßburg die Kirchen für hundert oder zweihundert Jahre schufen, auch sie waren nicht machtvolle Menschen, gemessen an der äußeren Hülle der Macht. Aber sie hatten Autorität! Wenn wir von den Bauern, Handwerkern und Arbeitern hinüberblicken auf den heutigen Ingenieur, auf den damaligen Dombaumeister, und einstmals auf den im unwirtlichen Lande siedelnden Mönch, dann

haben wir die drei Führungstypen, die wir auch in der heutigen Gesellschaft brauchen.

Ein Beispiel nur: Die Amerikaner haben in Persien hochwertige Ingenieure eingesetzt, die alle Schiffbruch erleiden mußten. Sie konnten sich den Leuten dort nicht verständlich machen, sie leisteten zu viel und es war ein zu großer Abstand zwischen ihrer letzten feinsten Ausbildung und dem mehrere Jahrtausende alten rückständigem Wirtschaftswesen. Ihn zu überbrücken waren die Amerikaner bei aller Generosität und Gutwilligkeit nicht gerüstet.

Sie stoßen in den Entwicklungsländern auf Menschen, die ganz naiv an den Fortschritt der modernen Technik glauben, die sich rückblickend über Unwissenheit und Stumpfsinn vielleicht lustig machen, selber aber meist zunächst noch keinerlei Ehrgeiz haben, sich im Umgang mit den neuartigen Einrichtungen auszuzeichnen. Es bedarf einer mühsamen, zähen Arbeit der importierten Techniker aus Europa, bis endlich eine Wasserleitung gebaut ist. Den Ansässigen zur Bedienung überlassen, verdreckt sie schon am nächsten Tag. Es nutzt nichts, wenn man die technischen Dinge einfach hinstellt, um bei der Rückkehr nach Monaten festzustellen, daß sie gar nicht mehr in Betrieb sind.

Hier liegt das Problem. Man darf die Menschen nicht von außen mit etwas beglücken, sondern man muß es ihnen so einpflanzen, daß sie es sich aneignen, daß sie ein Verhältnis dazu bekommen und stolz sind, wenn alles funktioniert. Diese Aufgabe finden wir auf der ganzen Welt vor. Aus den gleichen Ursachen entstehen auch die Schwierigkeiten der christlichen Mission. Die Amerikaner haben Albert Schweitzer ein modernes Krankenhaus hinstellen wollen. Er hat dankend abgelehnt und gesagt: Meine Leute müssen mit ihrer gesamten Sippschaft ins Krankenhaus gezogen kommen, sonst verlieren sie alles Vertrauen zu mir. Wenn der Vater krank ist, ist die ganze Familie krank. Das ist übrigens auf den Philippinen genauso. Dort hatten die amerikanischen Arzte die Krankenhäuser sperren wollen, weil die Philippinos zu 16 Personen ins Krankenzimmer kamen, die gesamte Sippschaft des Patienten. Das ist eine sehr ernste Sache. Die Weißen bringen meistens die Verbindung zwischen den letzten Dokumenten unserer technischen Verfeinerung und den Herzen und Hirnen dieser Menschen nicht zustande. Ich verstehe nicht, warum die Industrie diese Sachlage nicht längst erkannt und praktische Konsequenzen daraus gezogen hat.

Eine Ökonomik der Menschheit ist nur möglich, wenn mindestens drei Generationen auftreten, wo das lebende Geschlecht sich in die Bresche zwischen die vom Lebensbaum Abgefallenen stellt und sie zurückträgt und auf den Baum des Lebens wieder aufpfropft. Glauben wir denn, daß diese Worte in der Bibel alle nur Redensarten sind? Jeder Gärtner weiß, daß ein Baum aufgepfropft, beschnitten und gedüngt werden muß. Wir aber wollen den Baum der Menschheit nicht düngen. Nur die Köpfe und die Hände werden versorgt, aber sonst geschieht nichts. Das hat mit Ökonomik nichts zu tun, sondern nur mit Verschwendung, mit Raubbau.

Das Bild vom Baum der Menschheit ist sehr real gemeint. Das weltgeschicht-

liche Novum ist eingetreten, daß wir Eine Menschheit geworden sind, wenn auch die einzelnen Menschen noch in nationaler oder rassischer Selbstüberhebung verharren mögen. Mit dieser neuen Vollzähligkeit aber treten die Staaten als Strukturelemente zurück und die übergreifenden Kräfte des Gesellschaftlichen lenken unser Schicksal.

Die Gesellschaft, die jene neue Okonomik leisten soll, muß auch hinauskommen über die bloßen Begriffe von Ost und West, von Sowjetsystem und Kapitalismus. Entscheidend ist die Funktion, die in der zeitlichen Aufeinanderfolge der Geschlechter von den Lebenden geleistet werden muß. Der Name dieser Funktion spielt keine Rolle, sie ist nicht gebunden an Programme, die doch nur vorübergehender Natur sind. Wir müssen die Funktion der europäischen Gesellschaft unter verschiedenen Namen wiedererkennen. Wovon ich spreche, ist selbstverständlich Mission, aber ich würde mich hüten, es so zu nennen. In der kommenden Gesellschaft werden gewisse Formen unter ganz neuen Namen sich durchsetzen; aber sie werden das Ewige darstellen, das die Mönche dem Bauern zugeführt haben, der Künstler dem Handwerker und was im Zeitalter der Technik die großen Naturwissenschaftler und Erfinder dem Arbeiter zugeführt haben. Heute, wo es auf die Zusammenordnung aller arbeitenden Kräfte ankommt, wird man hierzu wieder eine Schar, eine Gruppe von Menschen heranbilden, die maßgebend sind für die Art, wie man geduldig, langsam, unauffällig und ohne sichtbaren Gewinn tätig ist.

Wenn also heute der Großraum der Erdteile unseres Planeten so bewirtschaftet werden soll, wie es der Schöpfer des Bodens und seiner Schätze verlangt, dann müssen Industrie, Handwerk, Bauernsame ihre drei Gaben zusammenwerfen; die verläßliche Hingabe des unüberwachten freien Bauern, die zuverlässige Kunstfertigkeit eines Teams von Genossen, der Zusammenhalt der Antipoden in den weltweit gespannten Unternehmen. Wo tritt uns das schon jetzt zwingend entgegen?

Der aus Hamburg gebürtige Maler Hans Heysen hat die australische Landschaft gemalt. Wie kam er dazu? Das Bild wurde gebraucht für die Menus der australischen Weltluftlinie »Qantas«. Die Linie schreibt sich ganz uneuropäisch »Qantas« ohne u, und sie fliegt riesige Jets, aber sonst ist alles an und auf ihr fungibel, d. h. gegen die Lufthansa oder Boac oder KLM oder SAS oder Panam austauschbar. Die Stewardessen auf Qantas gehören dem neuen Geschlecht an, um dessen Bestimmung wir uns hier mühen. Dem Stab dieser Luftflotte von den Antipoden kommt ein neuer Rang zu: Planetarische Hausangestellte möchte ich sie nennen. Denn aus dem Planeten stammt ihre Rolle. Mehr als 72 Stunden im Monat können sie nicht fliegen, ohne zugrunde zu gehen. Indessen in diesen 72 Stunden sind sie bei ihren weltweiten Flügen nicht einfach irgendwo in der Welt. Der Ausdruck »Welt« würde sie beschädigen; vielmehr sind sie aufs straffste in den Dienst des Planeten eingespannt. Das ist ihre Würde. Denn an ihrem Dienst wächst der Planet zusammen. Also um seiner Einheit und Beweglichkeit willen leiden sie und treten sie fast wie die Astronauten aus dem bequelichkeit willen leiden sie und treten sie fast wie die Astronauten aus dem beque-

men Ortssinn und der altfränkischen Schollenhaftigkeit heraus. Ihre neuen Tugenden sind härter und schmerzhafter als die Tugenden des auf seinem Heimatboden angewurzelt lebenden Tagelöhners. Wer es wagt, bei ihren Leiden teilnahmslos zu bleiben, der zeigt sich gefühllos und zurückgeblieben. Ihnen verdanken wir unser künftiges Leben. Das größere gesellschaftliche Opfer für uns bringen heute diese Mitglieder des Planetenhaushalts; denn sie verlieren ihre bequeme Ordnung an einer einzigen Stelle und zu ihrer eigenen Zeit. Wir sind gewohnt, auf die Ruhe des Benediktiners ehrfurchtsvoll zu blicken. Eine Qantasmannschaft und Qantasfrauenschaft fordert nicht Ehrfurcht. Aber in dieser Bescheidenheit, die keine Ehrfurcht heischt, gebietet sie uns etwas anderes: wir sind verpflichtet, für diese Hausangestellten des Planeten Platz zu machen. Da sie uns dienen, müssen wir auch unsererseits ihnen zu dienen bereit werden. Dazu gehört als erstes, daß wir einsehen: wir haben die Schichtarbeiter, die Nachtarbeiter, die Telefonistinnen, die Wachen, zu gleichgültig an den Rand unserer Ordnung gestellt. Nun aber werden sie so zahlreich, so sehr die Regel, treten so eindrucksvoll vor uns hin, daß wir anfangen müssen, uns nach ihnen zu richten. Alle unsere Feste werden noch immer lokal angefaßt, in Anlehnung an die Sonne, die Jahreszeiten, das Klima, die Landesgeschichte. Zwar müht sich die Kirche seit Christus, ein Jahr der Seele zu gestalten, das über die Landesnatur emporsteige und das für alle Zeiten gelte. Aber die Zugeständnisse an die Landschaft, die bei diesen Festen mit Sonnenrädern, Ostereiern, Pfingstzweigen, Weihnachtsbäumen die seelische Feier verkleiden, werden leicht zum aufgeklebten Putz für die 72 Stunden jeden Monat durch alle Jahreszeiten fliegende Seele.

Wir haben hier keine Lösung anzubieten, sondern nur das muß der Leser willig werden, einzugestehen: die Romantik des Dorfs und der Jagd auf Höhen und in Tälern ist ein Extrem, dem der Planetenhaushalt mit steigendem Gegenanspruch entgegentritt. Und die Würde dieses Planetenhaushalts verbietet es, seinen Gegenanspruch nur schamhaft als Ausnahme von der Ortssitte nur eben zuzulassen. Er fordert ganz das gleiche Recht. Wer Garten, Jagd und Fischfang verklärt, wird zum Possenreißer werden, wenn er den Planetenhaushalt nicht ebenfalls zu verklären sich sehnt. Die Zukunft ist genauso poetisch wie die Vergangenheit, der Romantik zum Trotz. Ohne Sehnsucht wird nie neue Ordnung geschaffen. Was wir hier zu finden trachten, ist das Samenkorn des Friedens zwischen zukünftigem Planetenhaushalt und vorgestrigem Bauerntum und heutigem Welthandel. Dieser Frieden ist nicht denkbar, solange wir die Vergangenheit erbbäuerlich verklären und die Zukunft beseufzen.

Aber auf viele Jahrhunderte ausgedehnt muß unser Atem wehen. Wir müssen die Erben der erworbenen Eigenschaften der Bauern, Handwerker, Arbeiter bleiben, müssen unseren Stolz auf Einsiedler, Baumeister und Ingenieur behalten. Denn diese Vererbung erworbener Eigenschaften, diese Leistung muß wirksam bleiben. Ihr entspringt auch das künftige Leben des Planetenhaushalts, seine Freiheit, seine Geschichtlichkeit, seine Einheit und sein Zusammenhalt.

6. DER HAUSHALT DES PLANETEN

Zwar erscheint uns unsere eigene Lage, jetzt, kurz vor dem Jahre 2000 nach Christi Geburt, überwältigend anders als jede der vergangenen Tage. Aber Kopf und Herz und Nieren unserer Vorfahren waren genauso neugierig, mitleidig und erschrocken wie die unseren. Obwohl der Planetenhaushalt eine neue Aufgabe stellt, so ist ein Teil dieser Aufgabe vom ersten Tag der Gastfreundschaft gelöst worden. Die Una Sancta, die Okumene, die heilige, eine allgemeine Kirche des Menschengeschlechts hat nicht auf Päpste oder Konsistorialräte oder Patriarchen oder Unescos gewartet. Schlecht und recht und oft genug wie heute. mehr schlecht als recht, hat der Gastfreund diesen endgültigen Planetenfrieden vorweggenommen. Der hostis, der Feind, wurde der Gast. Dasselbe Wort bezeichnete beide und ließ den Umschlag aus einem in den anderen offen. So wird aus Säugling Greis, aus jung alt, aus unten oben. Die viel strapazierte Dialektik ist in uns Menschen von jeher zu Hause, weil Du und ich nur im ewigen Rollenaustausch uns zu behaupten vermögen. Daß aus Kindern Eltern werden, aus Bräuten Mütter, aus Schülern Lehrer, ist die nicht erst von uns entdeckte Dialektik der Weltgeschichte. Sie verdient aber mehr Respekt als sie empfängt. Denn sie besagt, daß jeder von uns eines Tages auch zu seinem eigenen Gegenspieler berufen werden soll. Wenn der trotzige Knabe, der dem Lehrer widerspricht, doch eines Tages selber lehren wird, und zwar einen wieder ebenso trotzigen Schüler, dann ist das Geheimnis der Dialektik auf dem Planeten offenbar recht anders als sich der kleine Moritz und der große Max das vorstellten. Denn dann werden die Lehrer und die Schüler, die Meister und die Lehrlinge, die Bräute und die Mütter, die Wähler und ihre Abgeordneten »an sich« gleichgültig. Wichtig wird statt dessen, daß jedesmal aus Lehrling Meister, aus Patient Arzt, aus Untertan Herrscher und zwar zur rechten Zeit hervorgehen mögen. Wäre die Befriedigung der verschiedenen »Menschen« unser Anliegen, dann müßte man freilich wie in der Zoologie die Menschenarten sortieren. Aber es ist ja nicht an dem. Sondern in uns allen muß die Abart etwa des Lehrers oder Polizisten oder des Schweißers oder des Schöffen zur guten Stunde hervorgerufen werden! Weil ein und derselbe homo insipiens jeden Tag zu etwas anderem »weise«, und damit zum »homo sapiens« werden muß, deshalb hören und sprechen wir; denn dadurch berufen und erneuern wir einander unaufhörlich. Unsere Welt ist die größte Schwatzbude des Universums, weil in ihr alle Veränderung, alle Lebensarten hervorgerufen werden müssen in gegenseitigem Anruf und Gehorsam.

Es ist keine fromme Redensart, daß wir hervorgerufen werden. Die Widersprüche von Kind und Greis, Jungfrau und Großmutter, Meister und Lehrling,

die wir hervorgerufen haben, können wir nur deshalb hinterher hervorheben, weil sie vorher einmütig hervorgerufen worden sind. Sie sind wortwörtlich Wider-Sprüche. Wir pflanzen uns nämlich durchaus nicht nur leiblich fort. Auch im Sprechen handelt es sich um Geschlechtsvorgänge. Denn wer spricht, handelt im Namen des menschlichen Geschlechts. Es geht kein Wort aus unserem Munde, das nicht im Namen der Gattung Mensch ergeht. Wie könnte sonst der Betrüger betrügen, der Fälscher fälschen, der Meineidige schwören? Sie alle können uns ja nur deshalb irreführen, weil wir ihren Worten das Gewicht einer wahren Aussage beimessen. Der absolut Mißtrauische kann nicht leben. Wir müssen vertrauen dürfen, um auch nur einen Schritt über die Straße zu tun. Mit Recht hat man lustig gefragt: »Wer ist ein Pessimist?« Und erwidert: »Wer sich auf einer Einbahnstraße nach der anderen Seite umblickt.« So sehr verlassen wir uns auf alles Gesagte. In der Tat, lögen die Verkehrsschilder, so würden wir totgefahren.

Nun ist es heute fast unbekannt, daß all unser Hören und Sagen, daß Wahrheit, daß Hervorrufen Tätigkeiten der Gattung sind, kraft deren in unsere stummen tierischen Selbste die Bestimmung des Menschengeschlechts und unsere Bestimmung innerhalb des Geschlechts hineingerufen, angesagt und hervorgerufen werden. Ihr Sprecher spricht immer für unsere Gattung, so wie jeder Wähler für den Staat wählt. Der cartesische Traum von den denkenden und mündigen Individuen verhüllt das *. Die frühe Waise Descartes hat ihn geträumt. Aber, verehrter Leser, ich schreibe diese Seiten mit Seufzen ganz gegen das Selbstinteresse meines faulen und genußsüchtigen Individuums. Ich muß mich überwinden, diese Blätter zu füllen. Ich rede mir vor, einer müsse doch endlich die vergessene Wahrheit wieder aussprechen. Ich rede mir gut zu; ich beschwichtige meine eigenen Einwürfe gegen alles Bücherschreiben. So oft ich faul werde, mache ich mir Vorwürfe. Die Gattung redet also auch auf mich selber ein, nur um dies Buch aus mir hervorzurufen. Und dieser Widerspruch gegen den Herrn Mich und seinen Widerstand ist sogar eine Bedingung dafür, daß ein Buch zustande kommt, das etwas taugt. Das Über-sich des sprechenden Ganzen muß den Kerl, den inneren Schweinehund, kleinkriegen. Die armen Individuen der Aufklärung gerieten in die größte Schizophrenie, weil sie dem »Selbst« die Sprache zuschrieben. Conrad Ferdinand Meyer endete in geistiger Umnachtung; vorher hatte er gedichtet: »Ich bin kein ausgeklügelt Buch, ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch.« Ein schöner Vers, aber so lebensgefährdend und nachtwandlerisch wie die schizophrene Menschheit. »Mein Widerspruch« muß immer aus mir berausgestellt werden und in einer mich liebenden Seele Widerspruch hervorrufen: Nur wem durch Mitmenschen widersprochen wird, nur dessen Widersprüche bleiben heilbar. Das gilt von dem Denker Descartes, der mit den Jesuiten liebäugelte, aber mit einer Calvinistin Kinder erzeugte, und es gilt von den reichen Imperien und von den armen Kolonialvölkern. Es gilt von China

^{*} Über das Knabenhafte des Descartes siehe die genauen Angaben in »Die Übermacht der Räume«: Eugen Rosenstock-Huessy Soziologie I, Stuttgart, 1956, S. 315–329.

heute und von Rußland und Indien. Und bevor Deutschland zerstört, zerteilt und widerlegt wurde, hatte es jeden Widerspruch in seinem Inneren ausgeschlossen, hatte es das Volk des ewigen Widerspruchs, Israel, ausgerottet und in dieser Wut zu seiner eigengesetzlichen Widerspruchslosigkeit seinen Untergang selber hervorgerufen.

Dies liegt nun nicht so fern ab von dem Wirtschaftswunder oder den Entwicklungsländern oder dem Planetenhaushalt, wie es auf den ersten Blick scheinen könnte. Das Menschengeschlecht hat immer zwischen offenem Widerspruch und stummem Widerstand geschwankt. Gesunde Zeiten widersprachen. Kranke Völker widerstehen nur stumm und verfallen in ihrem Widerstand und Trotz dem Wahn des Alleinseins auf der Welt. Wer Weltanschauungen frönt, wird wahnsinnig, denn die Weltangst macht wahnsinnig. Zwischen 1871 bis 1918 hatte jeder Deutsche eine Weltanschauung, ja sogar seine Weltanschauung. Das geht nicht. Denn ich habe schon dargetan, daß der Ausspruch die »Welt« zwischen Himmel und Erde einerseits, Planet andererseits in der Mitte unentschieden schwebt. Weil die Welt uns nichts zu sagen hat - liebesleer und stumm wie sie ist -, kann sich jeder über sie seine eigene Anschauung bilden. Weder die Erde noch der Planet lassen sich aber mit dieser Weltanschauung des Gebildeten meistern. Die Erde heischt unsere Arbeit, Mühe und Schweiß, der Planet Mitwirkung, Eintritt und leidenschaftliche Mitgliedschaft. Deine »Weltanschauung« ist gegenüber deinem Schweiß und deinen Tränen ein wertloser Plunder. Ich werde sie dir nur glauben, wenn du für sie dein Leben wagst. Das ist uralte Weisheit. Die lebenden Seelen zwischen Himmel und Erde haben sich nie den Luxus von Weltanschauungen leisten dürfen. Sie sind aus Erdenklößen zu Mitgliedern der Heerscharen Gottes aufgestiegen. Und die Heerscharen Gottes gehorchen und glauben ohne zu sehen und ohne »anzuschauen«.

Unsere Rückbesinnung auf diese Heerstraße von Hans Adam, dem Erdenkloß, zum deutschen Michel, d. h. zu Michael, diesem persischen Erzengel und Streiter Gottes, soll also nur die Bahn von den verruchten Weltanschauungen frei fegen. Längst hat die gläubige Seele die Völker sich widersprechen lassen. Den Widerspruch nimmt nur der hin, der sich dabei in Gefahr für Leib und Leben begibt. Die Völker haben zwei Wege eingeschlagen, um sich widersprechen zu lassen: den Krieg und die Mission. Weil aber sowohl die Kriege wie die Missionen heute in Frage gestellt sind, schreibe ich ja diese Schrift. Ich bin nur einer unter Tausenden, die Morgenluft wittern, Morgenluft jenseits der Missionen der Kirche und jenseits der Imperien der Staaten. Meine Entschuldigung für ein Buch mehr mag darin bestehen, daß ich seit 1912 die heutigen Formen statt Mission und Imperialismus gesucht habe. Ich wußte, weder Afrika noch China kamen dafür in Frage, sondern mein eigenes Hinterhaus. Im Manöver kam ich als Vizewachtmeister der Reserve zu der Stelle der Bonifaziuseiche zwischen Lengenfeld und Geismar heraufgestiegen und traf da den Einsiedler, einen Franziskanermönch im Freien sitzend. Es stellte sich heraus, daß er Kommandeur des Berliner Garderegiments der Franzer gewesen war. Da saß er nun in der Sonne, über der

geschäftigen Welt und bezeugte mir, dem Berliner, die Ruhe der Ewigkeit über den Weltläufen.

Die Einsiedler haben immer dadurch missioniert, daß sie innerlich Zeit hatten. »Er hatte Zeit, er hatte innerlich Zeit«, ruft im »Edlen Blut« Ernst v. Wildenbruch aus, um seinen Helden zu kennzeichnen. Ja, was ist das wohl, innerlich Zeit zu haben? Wer das wüßte, der hätte das »Sesam, öffne Dich« für das Morgen unseres Planeten. Denn immer muß die lächerliche, vom Techniker gedachte Uhrzeit vor der todernsten inneren Zeit weichen, vor iener inneren Zeit, die sich zwei Menschen in tödlicher Gefahr entbieten und dank der sie in ein Leben eintreten. Wer innerlich Zeit hat, mit dem fängt immer eine neue Zeit an. Seit der Kreuzigung des Herrn treten wir deshalb unaufhörlich in eine neue, in eine innerliche Zeit ein, und überlassen die Uhrzeit der »Physikalischen Reichsanstalt«, der SS, den deutschen Christen und Herrn Bischof Dibelius. Aber unser Heiliger wird jeder, der uns die heile Zeit entbietet, wie jener Junge, der ein für allemal die Zeit des Planetenfriedens ausgerufen und angesagt hat. So schrieb dieses edle Blut: »Ich muß Euch eine traurige Nachricht mitteilen, daß ich zum Tode verurteilt wurde, ich und Gustav G. Wir haben es nicht unterschrieben zur SS. Da haben sie uns zum Tode verurteilt. Ihr habt mir doch geschrieben, ich soll nicht zur SS gehen, mein Kamerad Gustav hat es auch nicht unterschrieben. Wir beide wollen lieber sterben als unser Gewissen mit so Greueltaten beflecken. Ich weiß, was die SS ausführen muß. Ach, liebe Eltern, so schwer es für mich ist und für Euch ist, verzeiht mir alles, wenn ich Euch beleidigt habe, bitte verzeiht mir und betet für mich. Wenn ich im Kriege fallen würde und hätte ein böses Gewissen, das wäre auch traurig für Euch. Es werden noch viele Eltern ihre Kinder verlieren. Es fallen SS-Männer auch viel. Ich danke Euch für alles, was Ihr mir seit meiner Kindheit Gutes getan habt, verzeiht mir, betet für mich.« Hier ist das »Moral Equivalent of War« des William James, ist unsere seelische Kriegsgleichwertigkeit auf ihre glorreichste Bewährung gestoßen; an ihm kann sich diese unerläßliche Kriegsgleichwertigkeit immer neu orientieren. Wer dafür, die Missetaten nicht zu begehen, den Tod auf sich nimmt, der hilft uns, die Taten zu tun, die an die Stelle des Krieges zu treten haben, wollen wir unseren schöpferischen Atem nicht verlieren.

Ein Freund von mir, der am Hochofenwerk in Holland arbeitet, las Frau und Kindern diesen Brief, bevor er das Lukasevangelium am Weihnachtsabend 1964 folgen ließ. Die Familie brach in Tränen aus, aber die Jüngste fragte: »War dieser Junge denn Jesus?« Der Vater schrieb mir in einem Brief dazu: »Sie hat es verstanden, ohne daß ich dies gesagt hatte. Wir hatten gute Weihnachtstage.«

Unsere innerliche Zeit ruht auf einem Sieg über die Angst. Die Angst vor der Welt weicht der tiefen Ruhe auf dem Planeten, wenn wir innerlich Zeit haben. Ohne einen Sieg über die physikalische, natürliche, materielle, sichtbare, gemessene Zeit wird der Zeitkrieger nicht dienstfähig. Nur wer sich unendlich viel Zeit nimmt, kann die planetarische Zeit an die Stelle der bloßen Weltzeit der Fluglinien und der Fabrik setzen. Das will gelernt sein. Aber auch der Einsiedler,

der Künstler, der Ingenieur haben gerade dies gelehrt. Sie haben unendlich viel Zeit an die Stelle des »von der Hand in den Mund« gesetzt. Das Münster brauchte 100 Jahre, der Wald 70 und 80, die transsibirische Eisenbahn war ein Projekt, an dem von 1850 bis 1917 gearbeitet worden ist. Jedesmal ging also die Wirtschaft über eine Generation, ja über zwei Generationen hinaus. Und Geschehen braucht mindestens drei Generationen und das heischt zwei Gräber, ehe es Geschichte wird. Die Broschüre, die der Rittmeister von Lustig wohl 1917 druckte: »Das deutsche Reich auf dem Wege zur Episode«, sprach für die kleindeutsche Lösung des Herrn von Bismarck die Wahrheit aus, die den tiefer blickenden Zeitgenossen schon nach Sedan nicht verborgen war: Marx, Nietzsche, Richard Wagner teilten sich damals mit Bismarck den Ruhm des einaltrigen Übermenschen, der keine zweite oder dritte Generation in seine Tat hineinzureißen vermag. Großartige Tat des Helden, aber erblose Epigonen eben deshalb. Als Herr von Bismarck es 1884 ablehnte, dem Deutschen Reichstag das Beileid des amerikanischen Kongresses für den Tod des in Amerika gestorbenen Reichstagsabgeordneten Lasker zu übermitteln, war sein Reich auf dem Weg zur Episode. Als hingegen der englische Premierminister Wilson von der Arbeiterpartei seinem Gegner, dem Tory Winston Churchill, die Gedächtnisrede im Unterhaus hielt, verlängerte er das Leben Englands um viele Generationen. Herr Adenauer ist nicht zur Beerdigung des Märtyrers der Sozialdemokratie Schumacher gegangen, als wolle er unterstreichen, daß er nur im Schatten des Hassers Bismarck seinen Vorort von Köln zu regieren wisse. Seit diesem Akt steht es fest, daß die Bonner Republik für die Seele der künstigen Menschen so viel Bedeutung besitzt wie preußisch oder belgisch Moresnet zwischen 1815 und 1919. Denn wenn aus unserem Sterben nicht Frieden ausdrücklich gestiftet wird, dann herrscht der Tod als der Alleszermalmer, dann gilt der Vers: »Und auf Vernichtung läufts hinaus. Der Junge, der 1944 nicht in die SS eingetreten ist, hat doch dank des Lesers, der von ihm ergriffen wird, den Tod überwunden. Das gibt uns Hoffnung. Aber weil das Militär einseitig den Tod in Reih und Glied für ehrenvoll, den Widerstand gegen einen Befehl aber für undenkbar erklärt hat, wird ein Dienst auf dem Planeten nur schwer sich in Deutschland einpflanzen lassen. Wer in der Truppe vor dem Feind nicht wegläuft, aber jeden Schandbefehl wegen Befehlsnotstand auszuführen beflissen ist, scheidet für den neuen Dienst aus. Er braucht zu seinen Stiftern Jungen wie den Hingerichteten. Etwas sehr Praktisches nehmen wir aus dieser Erörterung in die neue Zeit hinüber. Friede muß ausdrücklich gestiftet werden. Sonst bleibt der Kalte Krieg nach! Der Friede ist eben kein Naturzustand, in den sich zurückfallen oder auf den sich zurückgreifen ließe. Das ist der Urirrtum aller Naturanbeter. Nein, Krieg wird erklärt, genau wie Liebe erklärt werden muß. Friede hingegen wird geschlossen trotz eines Grabes, genau wie Ehen ausdrücklich geschlossen werden. Der erklärte Krieg macht also den Friedensschluß nötig. So folgen sich ein sprachloser Zustand vor dem Krieg, eine ausdrückliche Kriegserklärung und am Ende das sprachliche Wunder eines Friedensschlusses. Der Dienst auf dem Pla-

neten ist nicht stumme Gewohnheit; er kann nie bloße Routine werden, denn er bedarf ausdrücklicher Einsetzung. Ein Unfriede geht ihm voraus. Dieser Unfriede muß ausdrücklich ausgesprochen und anerkannt worden sein. Nur dann nämlich kann Friede geschlossen werden. So bedarf der Dienst für den Frieden einer Form, eines aussprechlichen Anfangs und einer ausgesprochenen Besiegelung.

Diese grobe, einfach unentrinnbare Wahrheit wird heute geleugnet. Das schwachsinnige Wort »Entwicklungshilfe« verbreitet die schlechte Luft der Dekadenz. Denn für jeden, der nicht gerade Zoologie studiert, bedeutet bloße Entwicklung Verfall. Das, was sich selber überlassen wird und sich entwickelt, entbehrt der Liebe, die von oben teilnehmen muß, um uns vor dieser sogenannten Entwicklung zu retten. Es gehört ein auf Kaninchenzucht beschränkter Verstand dazu, an Entwicklung als ein Ziel oder eine Aufgabe zu glauben. »Von selbst geht alles, was entsteht, zugrunde, und was entsteht ist wert, daß es zugrunde gehe.« Solange also die deutschen Banken nur befragt werden, wieviel Geld sie ohne Zinsen vorstrecken, solange ist die Dekadenz Südamerikas oder Westafrikas unvermeidlich: Denn Entwicklung ist Verfall.

Der Planet wird nur dann Planet aus bloßer Welt werden, wenn die weltliche Entwicklung durch liebende Teilnahme aufgehalten und aufgehoben werden kann. Wem das unpraktischer Firlefanz dünkt, der lege sich doch die einfache Frage vor: Werden die Südchinesen, die Kongolesen, die Fidschiinsulaner des Jahres 2033 ihren Studenten erlauben, in Deutschland zu studieren, ihren Bräuten erlauben, ihre Aussteuer in Deutschland auszusuchen, ihre Turbinen in Deutschland bestellen? Nur wenn wir das mit Ja beantworten, werden wir auf einhundert Jahre praktisch geworden sein.

Über 66 Jahre hin Teilnahme zu erzeugen ist nichts Entwickelbares oder Verwickeltes, sondern das verlangt eine Saat, die gesät, eine Liebe, die erklärt, eine Teilnahme, die bezeugt worden sein muß, ehe sie nach zwei weiteren Generationen, nach zwei Begräbnissen also und dem Wegsterben aller heute Beteiligten, Frucht tragen soll!

Die Entwicklungshilfe ist deshalb eine bloße Weltklugheit für die nächsten 24 Stunden; sie ist nichts auf hundert Jahre, weil sie ja unsere eigene lange Leidensvergangenheit zweier Jahrtausende verschweigen will; sie protzt mit dem, wie herrlich weit wir es gebracht haben, statt sich des Rühmenswerten zu rühmen, also unserer alten Geduld, unseres langen Harrens, und der gläubigen Hingabe. Dies sind die Kräfte, die exportiert werden müssen, um der bloßen technischen Entwicklung ihre Giftzähne auszubrechen. Wenn die Ökonomen ihre Vorschläge machen, dann zeigen sie nie, daß sie Ökonomie studiert haben. Das edle Wort »Ökonomie« hat nämlich mit Zahlen, Löhnen, Preisen nicht viel zu tun. Es bedeutet den Haushalt der Kräfte und der Antriebe, die uns durchwogen und bestimmen. Da wir Haushalter sind und eine Ökonomie verkörpern, so sind wir Sterblichen vorübergehende Träger ewiger Funktionen. Wir sind wie diensthabende Wachmannschaften und müssen abgelöst werden.

Mithin müßte die nächsten zwei Generationen mindestens jede Tat der Planetendiensthabenden erreichen. Auch jeder Soldat, der in der Schlacht fällt, stirbt ja fürs Vaterland, das heißt, dafür, daß seine Söhne oder Nachfahren aus seinem Opfertod für das Vätererbe ihr Leben neu gewinnen. Jeder Krieg setzt die drei Generationen des Tyrtaios in Kraft: die alten Männer, die Jünglinge, die Knaben. Deshalb ist das Wort Entwicklungshilfe ein bischen komisch, weil es die Geschlechterkette ignoriert. Drei Generationen werden nie durch Geld, Planen und Bücher verkettet. Die Bindung ist nur Glaube der Alten, Liebe der Jungen und Hoffnung beider. Wenn der Krieger nicht die Eltern und die Nachkommen zu verknüpfen vermochte, blieb er ein Haudegen, ein Landsknecht, ein Söldner. Also erst als ein Drei-Geschlechter-Wesen verstehen wir den Krieger, den künftig das Zeitalter ohne Kriege wird ersetzen müssen. Sonst läßt sich der Krieg nicht abschaffen, weil ohne ihn wir Menschen verkümmern müßten. Denn von uns muß die Gattung verkörpert werden. Unser Individuum hat eben nur als ein die Gattung verkörpender Träger Würde. Ein so wahres, mutiges, gläubiges Wort wie der Brief des Bauernknaben, den ich als die vermittelnde Generation aus seinem Sterben herauslöse und Dir, dem Leser, hier zumute, ermutigt uns zu der Erfahrung, daß drei Generationen wirklich zusammengehören. Eine kann nämlich auf die andere hören! Der sterbende Knabe wird durch mich in dich hinein übersetzt und von dir fortgesetzt. Und keine andere Art der Fortsetzung durch die Zeit zählt, als diese eigenartige eine, bei der Wahrheit aus Sterbenden durch Lebende an künftig Geborene gelangt. Die seelische Gleichwertigkeit mit dem Krieg kann also nur ein Friedensdienst aufweisen, der über das bischen Leben des jeweils Dienenden hinausreicht und über sein Ausscheiden hinüber wirksam bleibt. Danach werden gewisse handgreifliche Leistungen des Tages von selber als bloße Begleitmusik oder Verpackung unwesentlich. Diese Emballage mag ja nützlich sein, aber nutzen bei der Vererbung auf drei Generationen wird sie wenig. Denn die Verpackung blendet und verblendet oft genug unseren Sinn für das Ewig-Wiederkehrende. Die Mode des Tages ist ja nur das Einwickelpapier, das wir überheblich oder über-höflich den Geist unserer Zeit nennen, um unsere Feigheit zu bemänteln, und um ungestraft die Missetaten unserer eigenen Zeit zu begehen. Das Drei-Geschlechter-Wesen hingegen, jeder Schwertträger des Geistes, überzeugt uns durch seine Opfer.

7. DER FRIEDE DER PIRATEN

Der Pirat ist der Versucher. Das ist zunächst alles, was in der griechischen Wortwurzel πεῖρα, lateinisch pira – sprachlich steckt. »Peira« ist ein Versuch. Und außer in Brechts Dreigroschenoper und bei Gilbert and Sullivan wird des Piraten in Deutschland nicht herzlich gedacht. Wir sind Landratten und das bestimmt unser Verhalten zur Piraterie trotz Goethes Vers im Faust: »Krieg, Schiffahrt und Piraterie, dreieinig sind sie, nicht zu trennen.« Gerade das aber ist geschehen: wir haben die drei getrennt. Die deutschen Krieger haben nie Piraten als Ihresgleichen anerkannt. Ein Regierungsinspektor und ein Landwehrleutnant haben für Piraten nichts übrig, so wenig wie für Wegelagerer. Auf der kirchlichen Front hat der Missionar weit draußen auch so fremd auf die Lutheraner daheim gewirkt. Von Luther bis zu den Pietisten fehlte die Mission außer Landes fast ganz im deutschen Landeskirchentum. In dem Singular-Dual-Plural-Spiel mit dem Charakter der Nationen heißt es bezeichnenderweise:

Ein Italiener: ein Tenor Ein Engländer: ein Missionar Ein Deutscher: ein Gelehrter Ein Franzose: ein Held.

Da sind also die personalen Ausfuhr-Artikel der großen Nationen registriert: den Sänger Caruso liebt die ganze Welt, den Deutschen Gelehrten liest die ganze Welt, aber dem Missionar der Briten und der Yankees lauscht die ganze Welt. Deshalb würde meine Behauptung, es gehe in der Zukunft um eine neue Art des Piratentums auf englisch nicht angebracht sein; denn da gehört der Missionar ins Urbild der eigenen Nation. Aber im Lande der Bezirkskommandos wirkt der Name Missionar bloß kleinbürgerlich. Wie unser Planetensendling richtig heißen sollte, könnte gleichgültig scheinen. Indes der Name des Piraten hat den Vorzug, mindestens den Ärger aller Pharisäer und Pensionsberechtigten und Kleinbürger zu erregen. Der Pirat verliert ja womöglich seine Pensionsansprüche. Was für ein Scheusal! Das bedroht ja die Heiligkeit des § 131. Trotz Jesus von Nazareth will man von unehelichen Kindern oder von das Gesetz überbietenden Vorgängen nichts hören. Die kindische Verschanzung der Deutschen hinter den dem Tier aus dem Abgrund geschworenen Eid wird während der nächsten tausend Jahre in dem Konfirmationsunterricht der Kirchen außerhalb Deutschlands den Kindern niedriger gehängt werden, aber schwerlich in Deutschland. Die Lutheraner haben seit 1517 für den 30. Dezember den König David in den Kalender an die Stelle des Heiligen Thomas Beckett, des Märtyrers der Freiheit, gesetzt, und dank dieser Setzung erschien seit 1517 das fürstliche Gesetz, das

römische Gesetz, Seite an Seite mit dem Buch Leviticus, geheiligt. Darüber ist der berühmte Jurist Ernst Zitelmann so erschrocken, daß er dichtete:

»Daß es gesetzlich, das ist so entsetzlich.«

Das ist kein schöner, aber ein wahrer Vers. Die Grenzen des Gesetzes in Mitteleuropa sind so ehern gezogen, daß sich eine gesetzesfreie Zone auf dem Festland nicht mehr denken läßt. Ein italienischer Justizminister hat das Grauen kindlicherer Menschen vor dem Paragraphenmenschen so ausgedrückt: »Welch ein Land ist Deutschland, alle Gesetze werden dort befolgt!« Das Wort Anarchist gilt als bloßes Schimpfwort und die Staatslehre, die Ethik, der Katechismus, die Psychologie, ja sogar die Dichter haben uns nirgends die herrschaftsfreie Gotteswelt erhalten. Das Chaos, schrie freilich der von allen diesen Gesetzesparagraphen angewiderte Friedrich Nietzsche, das Chaos sollte einen tanzenden Stern gebären. Aber der Arme galt für verrückt und wurde verrückt. Auch ist das Wort Chaos zu sehr ein bloßes Wort unserer feinen Bildung. Man kann wirklich nicht vor braven Schulkindern das Chaos glaublich oder anziehend machen. Darum versuche ich es mit dem Wort Pirat.

Piraterie ist der Versuch, sich ohne Obrigkeit zu behaupten. Und weil das auf dem Festland kaum noch denkbar erscheint, denkt, wer das Wort Pirat hört, an die hohe See. Indessen die Besetzung einer Insel oder eines Hafens hat sich zahllose Male aus Anlaß der Piraterie ereignet. Es ist also eine Erweiterung des Robinson Crusoe, wenn sich Piraten von der zivilisierten Welt absetzen.

Weil der Pirat nicht unter die anerkannten Obrigkeiten zählt, ist er schwer anders zu bestimmen als durch Verneinung, also was man in der Logik »per exclusionem« nennt. Er richtet sich nicht nach den Gesetzen der anerkannten Staaten, aber im übrigen schließt Piraterie Akte von außerordentlicher Verschiedenheit ein. Die Unterschiede betreffen zunächst ihren sittlichen Wert. Die edelsten Handlungen können unter die Taten des Piraten zählen: die Rettung Schiffbrüchiger, die Befreiung von Sklaven, der Schutz von Frauen, die Aufbewahrung von kostbaren Dokumenten, die Zahlung von Lösegeld, die Ernährung von Hungernden, oder die Löschung einer Feuersbrunst unter eigener Lebensgefahr. Das normale Lehrbuch des Völkerrechts von Roland R. Foulke (Philadelphia 1911) sagt daher mit Fug (§ 287): »Die Vorstellung von roher Gewalt oder Verbrechen, die meist mit Piraterie verbunden wird, ist kein wesentlicher Bestandteil. Eine Gruppe Vergnügungsreisender ohne die leiseste Absicht, jemandem wehe zu tun, mag lossegeln, mag die Flagge des Staates, dem sie bis dahin angehörte, einziehen, und eine eigene Flagge hissen; ihr Schiff könnte daraufhin von jedem Kriegsschiff jedes unabhängigen Staates beschlagnahmt werden ohne jede Aussicht auf Rückgabe: Sie wären Piraten.« Denkt lieber an Paulus und Barnabas, wollt Ihr Piratengeist würdigen.

Auf der alten Erde der Ökumene zu Zeiten des Kaisers Nero erschienen die christlichen Missionare wie Landpiraten. Denn damals gab es ja auch auf dem Lande noch Lücken im Wegnetz der zivilisierten Staaten. Und diese wegelagernden Christen raubten den Ortsgöttern ihre Einnahmen wie die Korsaren oder

Piraten die Häfen brandschatzen. Offenbar naht der Tag mit Riesenschnelle, an dem die offenen Meere so weggegeben sein werden wie heute bereits die gesamte Festlandsmasse des Planeten. Und in dem Luftraum über uns wird wohl ebenso schnell die Bewegungsfreiheit unbeamteten Freiballons entzogen werden. Ich selber bin noch Freiballon geflogen und habe dabei unangemeldet Landesgrenzen überquert. Sind aber Erde, Wasser, Luft ganz weggegeben, dann werden der Pirat, der Anarchist, der Missionar uns Saurier aus unserer Vorzeit dünken, denn die Vorstellung, es gebe einen von Menschensatzung freien »Naturraum« wird untergegangen sein.

Für diesen Zeitpunkt aber ist die vorliegende Schrift geschrieben. Wenn die Polizisten und die Geographen eines Tages dieselben Grenzen verhängen, dann ist das Kind Gottes in uns erstickt. Der doppelte Druck von Gesetz und Wissen wird dann unsere Gewissen überwältigen und uns einreden, daß niemand fliegen, schreiben, lieben, hassen, dienen könne, es sei denn auf den legitimen Bahnen der Eisenbahn, der Lufthansa, des Skilifts, der akademischen Stipendien, der Staatsexamina und der Wehrpflicht, der Verkehrsschilder und der Begabtenprüfungen und der Empfängnisverhütung. Im Staat Arkansas kriegt heute schon ieder Neugeborene seine fortlaufende Nummer. So gelten wir alle als durchschaut. An dem Tage, wo dieser Wahnsinn siegt, hören Bücher auf, Sinn zu haben, die Bibel hört auf, verstanden zu werden, die freien Urheber jeder Zukunft rechnen dann als geisteskrank und werden in dieselben Anstalten gesperrt werden, in denen früher die Irren siechten. Beinahe ist es ia schon so weit. daß wer einen Frieden anruft, der höher sei als alle diese sozialistische Vernunft. für verrückt erklärt wird. Ich habe die Ehre, mehr als einmal in meinem Leben für gemeingefährlich gegolten zu haben. Das erste Mal war es 1912, als ich schrieb: »Die Sprache ist weiser als der, der sie spricht.« An dieser störenden, aber von mir wahrgenommenen Wirklichkeit des Heiligen Geistes sollte meine Habilitation scheitern. Denn Bileams Esel schien unwissenschaftlich zu sein! Ein zweites Mal war es im Februar 1919: da forderte ich die deutschen Juristen noch vor Versailles öffentlich auf, sich vor den Kaiser und die Generäle schützend zu stellen und statt ihrer sich von den Alliierten den - nach 1945 ja durchgeführten -Prozeß machen zu lassen, auf daß sich so nach unserer Haftbarmachung das unentbehrliche neue planetarische Recht bilden könne. Der Leser mag sich die Wirkung denken. Ich wollte also die Immunität der deutschen Professoren aufheben! So verließ ich diese »Hohe Schule ohne Haftpflicht.« Ein drittes Mal war es 1935 in USA: Da galt ich für einen Schandfleck der Wissenschaft, weil ich im Hörsaal mich auf das Wirken des lebendigen Gottes berief. Wieder glaubte die wertfreie Universität Harvard ihre Ehre nur dadurch wiederherzustellen, daß sie mich verachtungsvoll in die Theologische Fakultät verstieß. Die drei Gelegenheiten betrafen also unsere drei Glaubensartikel, 1912 den dritten, 1919 den zweiten, 1935 den ersten. Ich war so vermessen, mich auf sie zu berufen. Vermutlich überlebte ich dank der Dreiteilung. Nur das Vaterland, die Kollegen und die sogenannte Wissenschaft gingen dabei drauf. Wer aber in den letzten Jahren das Unglück hatte, alle drei Artikel gleichzeitig anrufen zu müssen, statt sie bloß in der Kinderlehre auswendig zu lernen – also die Moltkes, Haeftens, Delps, Bonhoeffers, Kleists, Schwerins, Lebers, Reichweins – die mußten ihr Leben lassen. Das vertrackte unserer Lage ist ja, daß fast keiner, der heute an dem christlichen Credo sein Brot verdient, die Vorstellung damit verbindet, das Credo sei lebensgefährlich. Das glauben nur Laien und Leute wie Bonhoeffer, die den Talar ausziehen. Gilt aber das Credo für gefahrlos, hat man den Gottes-Dienst entmannt. Das Credo ist Hochspannung oder es ist leeres Stroh.

Aus diesem Dilemma heraus muß ich wohl oder übel hier den künftigen Planetendienst unter die Piratenflagge stellen. Wie sollt Ihr mich sonst verstehen? Pirat ist immerhin der letzte Rest einer Paragraphenfreiheit, deren Sinn sich von unseren Mitmenschen einsehen läßt, und deren unsereiner noch für fähig gehalten wird. Das aber ist unentbehrlich, denn wir brauchen einen Bereich für unseren Planetendienst, den keine Regierung oder Behörde betreut und verantworten kann. Das gängige Handbuch des Völkerrechts sagt dazu ebenso beredt wie nüchtern: »Alle Piraten haben eines gemeinsam: Die Handlungen, die sie begehen, machen es unmöglich, irgendeinen Staat oder irgendeine Kirche für das, was sie begehen, verantwortlich zu machen.« Was für großartige Leute das sind! Ihnen wird nachgerühmt, daß sie die tolle Kunst üben, eindeutig klarzumachen, daß sich niemand für sie verantwortlich zu fühlen braucht! Dies ist die schwerste Kunst. Im Zeitalter der Statistik ist sie wichtiger als alles andere. Denn was nicht in der Statistik vorkommt, gilt als entweder nicht vorhanden oder doch als unwirksam. Einer meiner besten Freunde versicherte mir an meinem eigenen Tisch: »You are statistically unimportant!« Das könnte mir freilich gleichgültig sein. Aber das fernsehtrunkene Publikum und der Diplomvolkswirt schließen daraus, daß der statistisch Unwichtige nicht zählt und danach schreiben sie die Gesetze! Ich habe einmal einen gelehrten, quellenmäßig belegten Vortrag über das alte Wort gehalten: »Ouod non est in actis non est in mundo.« Was nicht in den Akten steht, gibt es nicht. Heute gilt der Satz: »Was nicht in einer Statistik steht, spielt keine Rolle.«

Nun ist das höchst Seltsame, daß Luther mit seinem zu Tode gehetzten »allein durch den Glauben«, sola fide, ungefähr diese beiden Sätze »you are statistically unimportant« und »was nicht in den Akten sich findet, zählt nicht« ebenfalls wie der Pirat heute auf den Kopf stellen wollte. Luther meinte nämlich: Nur das, was nicht in Akten steht, und was nicht statistisch erfaßbar sei, nur das sei für den Frieden auf Erden den Menschen seines Wohlgefallens dienlich. Der Frieden der Piraten ist also nicht viel mehr als eine laienhafte Übersetzung des »sola fide« des Reformators. Sein Ausdruck ist leider ausgelaugt. Vielleicht ist aber der Ausspruch »Der Friede des Piraten« noch nicht kraftlos; denn der Pirat gehört mindestens zu keinem Staat. Er ist nicht Mitglied einer sichtbar organisierten Rechtsordnung oder einer diplomatisch anerkannten Gewalt. Er ist durch die Eigenart seiner Handlungen imstande, zu beweisen, daß er die Absicht und die Vollmacht habe, jene Autorität oder jene Gewalt, von der wir ihn auf den

ersten Blick für regiert ansehen und der wir also seine Taten zurechnen müßten, abzuschütteln oder sogar ausdrücklich zu verwerfen.

Fragt der Leser mich, wie denn das heidnische Altertum die regelfreien Teile der Menschenwelt betitelt habe, so muß die Antwort wohl lauten: mit einem Wort, das unserem >Landsknecht< nahe kommt: Wer sich frei gegen Lohn bald hier bald dort verdingt, auch wohl das Land auf eigene Faust wie Schillers »Räuber« als Brigant, Wegelagerer durchstreift. Die von niemandem völkerrechtlich ausdrücklich anerkannte Schar hieß ohne Rücksicht auf ihre guten oder bösen Taten von den Worten für Sold und Söldner »latrocinium«. Auch die Schächer am Kreuz hießen »latrones«. In den klerikalen Weisheitssprüchen über diese armen Teufel wird das nie erläutert. Das Wort für diese Schächer ist von Haus aus kein unedles Wort. Es brandmarkt nicht seinen Träger für eine böse Tat - wie Dieb, Mörder, Verbrecher, sondern es ist abgeleitet von dem Wort für Arbeitslohn, latris! Jeder kann also in der Antike ein latro heißen, der als Tagelöhner sich verdingt. Was diesem Räuber abgeht, ist eine bleibende und förmliche Anerkennung durch die übrigen Gruppen der Menschheit. Also das fehlt ihnen, was die amerikanische Soziologie heute »status symbol« zu nennen beliebt und zu Tode hetzt; sie behauptet, jeder von uns opfere Geld und Ehre diesem Statussymbol zuliebe, sei es dem Cadillac, sei es der Einladung ins White House. Nun, die Piraten mindestens bringen diese Opfer nicht, so wenig wie der Zöllner im Evangelium. Ein Pirat hat nämlich auf sein Status Symbol verzichtet! Weil das in der heutigen Welt der Atlanten und Enzyklopädien und Wer ist Wer? für unmöglich gehalten wird, deshalb muß ich dem Leser zumuten, sich eine zukünftige Gesellschaft vorzustellen, die der statistisch rubrizierten, alphabetisierten und komputierten Welt der Elektronenhirne spottet und die sich auf unberechenbare, unerkannte, erst noch zu benennende und zu erkennende Mitglieder aufzubauen trachtet, eine Gesellschaft also, der nicht ein Bankpräsident, sondern das von den Königen aus dem Orient gesegnete Kind präsidiert. Wer dieser über die heutige Welt hinausgreifenden Zukunft wohl will, der wird von den Piraten etwas Wichtiges lernen. Der Name Pirat, den ihnen die feindlichen Nationen und ihre Juristen geben, läßt das Tun der Piraten in völligem Dunkel. Der Pirat kann die Tugend in Person sein. Nicht durch Verbrechen wird man Pirat, sondern, ob edel oder unedel, durch die ihm verweigerte Anerkennung. Nun aber ist seltsamerweise jetzt am Ende der Weltgeschichte, wo es kaum noch Piraten gibt, die Sehnsucht aller Nationen gerade dieser selbe Drang geworden, der die Piraten bedrängt. Wie die Piraten will die Nation aus eigenem Selbstbewußtsein heraus ihren Status bestimmen. Statt daß ein gesundes Volk, eine gesunde Familie, ein gesundes Menschenkind von seinem Nächsten ins Leben gerufen, ernannt, benannt, bezeichnet und bestimmt wird, müssen sich heute die Existenzialisten selber verstehen, die Staaten selber bestimmen, die Künstler selber deuten und die Wissenschaftler selber sich und die ganze Wissenschaft bezeichnen. Diese selbstbewußte Selbständigkeit alles weltlichen Geistes gleicht also zur einen Hälfte der Piraterie. Auch die Piraten verzichten darauf, auf ihre

Anerkennung durch die Gesellschaft zu warten oder zu hoffen. Aber die Nationen und die Individuen machen aus einer Lage, in der die Piraten nur der Not gehorchen, ihren eigensten Trieb: Sie pochen darauf: »Meine Vollmacht, selber anzuerkennen und zu erkennen, genügt.« Ich habe keines anderen Anerkennung nötig. Diese Proletenhaltung - »daß wir von Gottes Zorne - sind das Proletariat« - scheint heute der einzelnen Nation zu frommen. Aber nie haben sich Völker vor 1870 so verhalten. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika begannen ihr Dasein mit einem - wörtlich! - »schicklichen Respekt vor dem Urteil des menschlichen Geschlechts!« Alle gesunden Nationen haben sich gegenseitig angeredet und daraus selbst ihren Lebensatem gesogen. Die Deutschen ernannten unter Karl dem Großen im Angesicht des Dreieinigen Gottes im Himmel die Bewohner der romanisierten gallischen Erde zu Franzosen und die Franzosen ihrerseits ernannten die nicht latinisierten Glieder des christlichen Heeres des Himmelsherrn zu Deutschen.* Gegenseitige Anrede zeugt von geistiger Gesundheit. Solange wir auf die Anrede, die uns zuteil wird, ansprechen und hören, kann sich eine entsprechende Ordnung bilden. Aber seit 1870 rast der nationale Mythos in den gehirnerweichten Nationen Europas: Wem sollten sie entsprechen? Der Teufel flüsterte: »dir selber!« Und in der Tat, sie ernennen sich selbst! Sie schleudern das Wort vom nationalen Mythos sich selber an den Kopf und reden sogar stolz von ihrem eigenen Mythos, auf gut deutsch: sie belügen sich. Sie erkennen nicht mehr, daß »Mythos« der Bumerang ist, mit dessen Hilfe sich der Geisteskranke zum Kaiser von China ernennen kann, dafür aber entmündigt werden muß. Die Selbsternennung ist die zentralste Geisteskrankheit beim Individuum wie bei der Nation. Um ihr zu entgehen, flog der Papst neulich nach Indien. Wir können uns selbst weder ernennen noch zufriedenstellen. Friede wird uns durch die Mitteilung, daß andere sich von uns, wir uns von ihnen, ernennen lassen. Diese wechselseitige Ernennung oder Entsprechung ist jener Friedensschluß aus der Bibel, der höher ist als alle Vernunft. Denn er greift immer höher als dein eigenes Begreifen. Der einfache Grund dafür ist eben, daß wir in der gegenseitigen Aussprache zu der im Mythos geleugneten Mitgliedschaft in Gottes Una Sancta aufwachen. Friede heißt nämlich: »Du bist ja gar nicht allein. Du wirst geliebt. Dein Name in deines Nächsten Munde sagt dir das.« Denn wessen Name in seiner Mitmenschen und Nachbarn Munde getragen wird, dem wird ein geschwisterliches Betragen zugesichert. Als meine Frau und ich in eine Lage gedrängt wurden, die uns zur Führung unseres Doppelnamens Rosenstock-Huessy nötigte, traten unsere beiden Elternpaare vor den Justizminister und diese für uns wichtigsten fünf Standespersonen haben uns daher zuerst so genannt. Damit gelangten wir auf den rechten Weg.

Gesunde Menschen entbieten einander die Tageszeit und den Namen. Weil mich meine Bekannten auf der Straße mit meinem Nachnamen und meine Hausgenossen beim Vornamen anreden, heiße ich so, wie sie mich nennen! Christus

^{*} Vgl. mein Buch »Frankreich - Deutschland. Mythos oder Anrede«, Berlin 1957.

heißt Christus, weil wir das Kind Jesus von Nazareth als unseren Christus anerkennen. Ein anderer Grund ist nicht gelegt für das ganze Christentum! So heißt es ausdrücklich im Neuen Testament. Auch für die deutsche Nation ist kein anderer Grund gelegt als daß sie im Kreis der Völker die deutsche Nation heiße. Der Irre, der da sagt: »Ich bin der Kaiser von China« ist eben deshalb durchaus und gerade nicht der Kaiser von China. Umgekehrt soll gerade der Kandidat Bischof werden, der am demütigsten ruft: »Ich will nicht Bischof werden.«

Aber wo sind wir heute hingeraten? Wer wartet heute noch auf die Anrede oder Anerkennung? Die Leute halten sich für berechtigt, vor einen hinzutreten und zu schnarren: »Erlauben Sie, daß ich mich vorstelle, Meier, Meier mit ei.« Das ist krankhaft und der verzweifelte Ausspruch der deutschen eingekreisten Nation; ob so vieler Nachbarn Anrede als Schwaben, Allemands, Möffen, Sachsen, Nemecz ungeduldig geworden, hat sie, wie der Gründer der Baptistensekte, der Selbsttäufer Smith, sich selbst ernennen wollen und nun ist sie dafür entmündigt worden. Denn man hält nun alle Deutschen für bloße Maschinenteile einer Kriegsmaschine, des Reiches. In England oder Amerika ist das Wort »ich stelle mich vor« unübersetzbar. Auch wird einem Redner das Wort erteilt, während in Deutschland der Vortragskünstler uneingeführt sein Primadonnen-Solo anstimmt und daher die Kluft zwischen dem Mann auf dem Podium und der Masse unten nie geschlossen wird.

Die Ursache für diesen Unterschied ist in der phantastischen Ausdehnung der deutschen Staatsgewalt zu suchen. Dreihundertfünfzig Hofstaaten gab es 1800 in deutschen Landen. So kann noch heute der Bürger nur als Staatsbürger, der Gelehrte nur als staatlich ernannter Professor, der Kommerzienrat, Sanitätsrat, Justizrat nur als fürstlicher Rat zufrieden werden. Längst gäbe es doch sonst eine freie, die erstorbene Hochschule in Schach haltende freie Universität. Und diese ganze Schrift brauchte nicht so umständlich außer Landes zu den Piraten zu gehen, um die einfache Wahrheit des sola fide neu auszusprechen. Luther meinte 1517 mit seinem sola fide: ohne das kanonische Recht. Ich meine 1965: ohne eines einzigen Staates Recht. Kein Deutscher wird darauf trainiert.

Als ich jungen Deutschen zu einem freien Dienst, den sie suchten, zu raten versuchte, trat ein Mönch, ein Priester, ein Leiter einer angeblich katholischen Volksbildungs-Akademie mir entgegen und bestach diese jungen Männer: »Hören Sie doch nicht auf diesen Außenseiter, kommen Sie zu mir. Bonn zahlt alles.«

Ach, der von der deutschen Umwelt betörte Pater wußte nicht, daß die Welt daraufhin ihn mitsamt seiner freien Volksbildung und Kirchenarbeit als Staatsbüttel einordnen und daß diese von ihm Bestochenen in Nigeria, Kambodscha und Brasilien nicht als Freiwillige Christi gelten würden, sondern als Staatspolizisten aus Bonn.

Es handelt sich dabei übrigens erst in zweiter Linie um die Bezahlung und die Quellen der Bezahlung. »Denn das Geld ist nur Chimäre« heißt es in der Operette mit Recht. Nicht aber ist Chimäre die allgemeine Geisteskrankheit der

Nationen, die, wie Herr Nkrumah seine Frau, auch sich selber in ein Goldhemd des eigenen Selbstbewußtseins stecken. Seit 1870 haben die Deutschen, die Franzosen, die Ungarn, die Rumänen, die Polen und die Russen ihr eigenes Bewußtsein von sich selbst immer wieder für maßgebend erklärt, statt ihre Anerkennung durch die übrigen Nationen demütig zu empfangen. In einer Schrift über die gegenseitige Anrede der Nationen bin ich von der österreichischen Kommandosprache und dem Schweizerdeutsch ausgegangen, und von der merkwürdigen Tatsache, daß die souveränen Luxemburger es sind, aus deren Gebiet das Wort »deutsch« herkommt. Keinem einzigen dieser drei Länder, Luxemburg, Schweiz, Osterreich gebietet, sei es das ostdeutsche, sei es das westdeutsche Besatzungsgebiet des Bismarckschen Reiches. Als Nibelungenhort der Deutschen kann also der Staat weder am Rhein noch an der Havel sich berühmen. Hingegen verstaatlicht sind die Menschen in beiden Restgebieten im Übermaß. Bekanntlich ist es im 19. Jahrhundert den Polen umgekehrt ergangen. Und als Gegenbeispiel ist ihre Entstaatlichung für uns heute lehrreich. 1830 gingen polnische Professoren und Studenten in Warschau in eine unterirdische polnische Universität. Für einen solchen Vorschlag, staatsfrei zu werden, würden sie in Deutschland ins Irrenhaus gesperrt. Die Polen haben sich nämlich in ihre Nation gerettet, als ihr Staat verlorenging. »Noch ist Polen nicht verloren«, erscholl ihr Sang durch ein volles Jahrhundert.

Aber auch dies polnische Nationalbewußtsein ging 1919 in die Irre. Der zukünftige polnische Gesandte in Paris überredete 1918 seine Freunde auf einer Tagung in Rapperswil, das künftige Polen dürfe an keine Großmacht Anschluß suchen! So war 1939 Rumänien der einzige Nachbar, mit dem der Staat Polen sprechen konnte. Um der zweiten Gründung des polnischen Staates nach 1945, seiner Verlegung nach Westen gerecht zu werden, muß man wissen, daß die erste Gründung des Staates 1918 der polnischen Nation total mißlang, weil sich das Selbstbewußtsein des neuen Staates ohne brüderliche Ansprache der Litauer, Letten, Deutschen, Russen, Ungarn, Tschechen aus sich selbst erneuern wollte.

Die heutige Lage der Deutschen ist genau die umgekehrte. Ihre zwei Staaten sind deutsch und ich gehöre zu deren keinem. Aber zur deutschen Nation gehöre ich genau so gut wie der westdeutsche Bundespräsident oder wie Herr Havemann. Ist denn dies Buch nicht deutsch konzipiert und deutsch geschrieben? Nun, ich brauche zum Glück diese Frage nicht zu entscheiden und darf in der frohen Unbestimmtheit eines noch nicht abgestempelten Übermorgen verharren. Aber dies soll den Leser darauf hinweisen, wie wenig sich heute die deutsche Nation definieren läßt. Talleyrand hat 1815 wohl begriffen, wie die Zerteilung der polnischen Nation auf dem 19. Jahrhundert lasten werde. Wer nun behaupten wollte, die deutschen zu klein geratenen einzelnen Staaten machten den Frieden im 20. Jahrhundert unmöglich, mag sich vorsehen. Die deutsche Nation ist bis 1870 ohne jede staatliche Einheit ausgekommen. Die Übermacht eines deutschen Kleinstaates macht uns geisteskrank; nicht aber ein Fehlen der Staatlichkeit. Als 1933 die Nazis einen Stadtrat in Schweidnitz absetzten, fragte er bestürzt: » Ja,

und nun?« Da antwortete ihm der Volksgenosse tröstend: »Ach, da warten Sie eben auf Ihre nächste Einberufung durch den Staat.« Der Stadtrat ist aber, zu seiner Ehre sei es gesagt, nach Holland ausgewandert, und ist jetzt ein freier Bürger und Fabrikleiter in West-Berlin. Es gibt also noch Bekehrungen. Aber am Piraten wird dies Rätsel der Freiheit vom Staat deutlich. Er ernennt sich nicht selbst. Er nimmt den Fluch auf sich, angeblich nirgends hinzugehören. Er läßt sich dahingestellt. Der Pirat singt nicht, daß am deutschen Wesen die Welt genesen soll. Deshalb können wir ihm Vertrauen schenken.

Ich rede von dem Piraten, weil ich sonst den Eingang in das kommende Zeitalter nicht aufweisen kann. Die Bewohner der Erdteile haben sich am Himmel orientiert. Die Erforscher der Welt haben das Fliegen entdeckt. Die Boten des Planeten müssen dem Rasen der Nationen unsern Stern entreißen. Das-sichselbst-bestimmen-Wollen leert eine Nation aus. Ohne Gerechtigkeit, die jedem seinen Platz zuspricht, wird sie, laut Augustin, zur Räuberbande. Wenn also die Staaten piraten-ähnlich werden, so muß ich Zuflucht bei den Piraten suchen, um meinen Leser an die Quelle der Gesundheit zu weisen. Blicken wir noch einmal auf den schnurrigen Satz des Völkerrechts: »Alle Piraten haben eines gemeinsam: Die Handlungen, die sie begehen, machen es unmöglich, irgendeinen Staat oder irgendeine Kirche für das, was sie begehen, verantwortlich zu machen.« Die Formulierung ist ebenso originell wie unerwartet. Denn in unserer klassifikatorischen und klassifizierten Welt der Lexika, Register, Kartotheken sind die Piraten kunstreich genug, jeder Liste, jedem Verzeichnis zu entlaufen. Alle Achtung! Im Zeitalter der Statistik ist dies Verhalten unerhört. Hier sind Leute, die erstens handeln, die aber zweitens ihren Handlungen den Stempel aufdrükken: »Wir können nirgends rubriziert, subsumiert, registriert werden!« Das ist eine Leistung, die bei Philosophen, Statistikern, Naturwissenschaftlern für unmöglich gilt. Was nicht »erfaßt« werden kann, gilt entweder für nicht vorhanden oder doch für unbedeutend und unwirksam. Die deutsche Entwicklungshilfe mit ihren xyz Millionen Mark versichert uns, die lumpigen 96 Freiwilligen des britischen Friedensdienstes seien statistisch unwichtig. Das wäre ja an sich ein für ernsthafte Menschen unwichtiger Satz, weil die gesamte Statistik vor einem einzigen wichtigen Personennamen wegfällt wie Plunder. Es gibt zwei oder drei Billionen Weiber auf der Erde und soundsoviele sind im heiratsfähigen Alter. Die Sprache scheint nun der Statistik eine lange Nase zu machen, denn in der wirklichen Lebensgeschichte des Fritz Schultze heißt es dann: Und dann geht er hin und heiratet ausgerechnet die Josefine Schmidt. Ja, »ausgerechnet«. Nämlich er leugnet die Berechenbarkeit seiner Ehe durch irgendeine Bevölkerungsstatistik.

Trotzdem wird mir der gutwillige Leser nicht verübeln, wenn ich diese ihm aus dem eigenen Leben vertraute Wahrheit noch absichere. Denn wir sind ja heute beim Lesen, Denken, Unterhalten, Diskutieren, Reden halten und Fernsehen keine vernünftigen Personen. Zwischen dem Junggesellen und dem Bräutigam, zwischen der Haustochter und der Arztin, schaltet sich nämlich in dich und mich eine dritte Gestalt ein. Und diese eingeschaltete Gestalt lauscht den

Wahrheiten der Statistik mit hingebendem Vertrauen. Diese dritte Gestalt in dir und mir ist das Publikum. Das Publikum verwandelt mich aus einer Person in einen Neugierigen, aus einem Ehemann in einen Zuhörer, aus einem musizierenden Dilettanten in einen begeistert klatschenden Bayreuth-Besucher. Wer ist dies Publikum denn aber? Es ist der vorläufige Mensch in dir wie in mir. Wir bilden heute das Publikum, um morgen gebildet aufzuwachen; Publikum sind wir heute, weil wir für des Lebens morgige Entscheidung uns auffüllen mit den erhabenen Vorbildern. »Ein jeder muß sich seinen Helden wählen, dem er die Wege zum Olymp sich nacharbeitet.« Das Publikum schafft uns in die Vorwahlperiode hinein, damit wir an ihrem Ende weise wählen können.

Nun überfluten uns heute »die Mass-media«, wie die Amerikaner sie nennen, in einem noch nie dagewesenen Umfang. Darum wird der von ihnen heimgesuchte, unaufhörlich preisgegebene Asphaltmensch versucht, die Sprache, die für ihn nur Sinn haben kann, solange er Publikum bleibt, auch bei seiner endgültigen Wahl beizubehalten. Von weitem sind Statistik, Ideen, Psychologie völlig harmlos. In der eigenen Nähe aber verführen sie dich womöglich zu der entsetzlichen Annahme: » Jeder ist sich selbst der Nächste.« Bevor du ins Publikum gerietest, hättest du diesen schimpflichen Satz nicht einmal verstanden. Nachdem dir das Leben im Ernst begegnet ist, ist er der eine freche und blöde Satz, aus dem dir der Untermensch entgegengrinst, die im Publikum steckengebliebene und untergegangene Menschenkröte. Wegen des Giganten Publikum also, dieses unverantwortlichen, alles überflutenden Zwischenzustandes, der nach der Kindheit und vor dem Ernst der Erwachsenen uns umspielt, muß ich ausdrücklich unsere Piratenrolle aus allen Ziffern und Zahlen und Begriffen und Définitionen herausnehmen. Vernehmlich machen kann ich sie niemals dem Publikum in dir. Einer meiner besten Studenten ging 1939 als Reporter auf finnischer Seite in den russisch-finnischen Krieg. Am Karfreitag erlebt er die Niederlage der Finnen, vielmehr ihre Kapitulation, und da schrieb er von seiner Rhetorik berauscht: »Ich habe da Christus am Kreuz gesehen«, zog weiter nach Schweden, nach Belgien, immer weiter als Kriegskorrespondent. Nach der Rückkehr habe ich ihn gestellt, und da wußte er es schon selber, daß er gelästert hatte. Denn Christus »sieht« keiner, es sei denn, er hörte auf Berichterstatter zu sein und teilte nunmehr Christi Leiden. Leben dürfen wir als Publikum, in Vorbereitung auf unser eigenes Drama sitzen wir allerdings im Theater; aber das ist eine Vorhalle für die Halle, in der wir unsere eigene Antwort zu geben haben.

Ich würde nicht so pedantisch auf dieser Ausklammerung des Lesers als Publikum bestehen, wenn nicht die Verkehrung heute für wahr gälte. Neulich las ich: »Die Liebe der Frauen bereitet uns für den Kunstgenuß vor.« Dreh's um, dann kommt's raus! Die rechte Kunst bereitet uns für die große Liebe vor. Die Kunst dient der Liebe. Sie steigert sie. Ich muß also die Nachsicht des vernünftigen Lesers erbitten. Den Frieden der Piraten mußte ich gegen das neugierige Publikum, den wißbegierigen Psychologen, die zahlenhungrigen Statistiker, verriegeln. Im Kraftfeld des Alltags, nicht in der Muße des Zeitunglesens oder vor dem

Fernsehschirm, laß dir strenger Dienste tägliche Bewahrung durch den Sinn gehen. Dann entscheide! Beispiel und Gegenbeispiel des heutigen globalen Wirrwarrs mögen nun vor dich treten.

John Kosa, ein Direktor in der ärztlichen Forschungszentrale der Medizinischen Fakultät der Harvard-Universität in Boston, schrieb am 20. Januar 1965 in der »New York Times«: »Der Waffensachverständige unserer Zeit, der in so vielen Ländern tätig wird, vermag mit Hilfe seines technischen Wissens eine furchtbare Zerstörungskraft zu befehligen, die jeden Augenblick gegen das ganze oder einen ausgewählten Teil des Menschengeschlechts anwendbar ist. Solange er die Tätigkeiten in seinem Heimatland ausübt, dürfen wir annehmen, daß ihn die gleichen sittlichen Anschauungen beherrschen wie sie das öffentliche Leben und die Politik seines Heimatlandes lenken.«

In diesem Fall bleibt ein Entschluß, Zerstörungswaffen zu entwickeln und zu gebrauchen, denselben sittlichen Mächten untertan, die – wie unvollkommen immer – doch zu einem gewissen Grad die Weltpolitik in Schranken halten.

Indessen der freizügige Waffenexperte wird durch keine ehrliche Treue an ein Land oder an die Gemeinschaft der Nationen gebunden. Man darf wohl fragen, ob er auf irgendeine andere Stimme hört als auf sein eigenes Interesse. Offenbar wandert er von Land zu Land und bietet seine Kunst der Zerstörungswaffen dem Höchstbietenden an.

Er verkörpert die größte Gefahr für einen skrupellosen Gebrauch moderner Waffen; denn wir haben keine Gewähr, daß er nicht seine tödliche Kunst einer Macht verkauft, die es auf unser Leben, unsere Werte, unsere Ordnung abgesehen hat.

Das also ist der Rahmen, in dem wir die Raketenmeister, die heute herumziehen, anzusehen haben. Ihre Gegenwart wird bald hier bald da gemeldet, in Agypten, in Peru, in Argentinien, in Francos Spanien und mindestens in einer vierten Diktatur. Ihr Fall muß nicht vermengt werden mit dem kalten und des öfteren gar nicht kalten Krieg zwischen Israel und Nasser. Die Wandergruppe verkörpert nämlich ein allgemeines Rätsel, das wir früher oder später anzuerkennen und zu lösen haben: dem Tun der wandernden Waffenkönner müssen Schranken gezogen werden. Entweder muß man sie abschaffen oder unter vernünftige Aufsicht stellen.«

Dieses alles schrieb der Mann aus Boston. Der Bombenkönner, der Hiroshima vergrößert an den Meistbietenden liefert, verdichtet das Weltgeheimnis an einer einzigen Stelle. Er übt seine Macht nach einer auf ihn nicht mehr passenden Weltordnung aus: Freizügigkeit der Person, freie Wissenschaft, Vertragsfreiheit sind die Weltrechtstrinität, die ihm noch von altersher zu wirken erlaubt.

Wir haben Erde und Himmel, Welt und Planet sorgfältig unterschieden. Und daher wird der Leser den Bombenschmied ohne Mühe als Krone der »Welt«-kriegsgeschichte vom ersten Kreuzzug bis heute begreifen.* Denn die »Welt« ist

^{*} Von der Einheit dieser » Welt«-geschichte erzählt mein Buch » Die Europäischen Revolutionen«, 3. Aufl., Stuttgart 1961.

ja das von dem geeinten Menschenverstand frei verfügbar gemachte Schöpfungsgut. Aus der Erde, auf der wir uns vorfinden, macht Prometheus das Material, die natürliche Welt; indem er sie begreift, kann er sie genießen, brauchen, in Schutt und Asche und in den Turm zu Babel oder auch die Peterskirche verwandeln. Die Verdichtung der Materie in die Bombe ist der höchste Triumph einer vieltausendjährigen Bemühung um unser Begreifen der Welt.

Der Schreck des Arztes John Kosa in Boston bezieht sich also nicht auf die Bombe, sondern auf die Tatsache, daß beim Begreifen der Welt nicht etwa nur wir alle zusammen begreifen, sondern auch jeder einzelne für sich allein die Bombe verfertigen könnte. Dieser wild gewordene Landsknecht, Söldner, Haudegen des Wissens kann unser aller gemeinsames Können für seine eigene Kunst ausgeben und verwerten.

So ist das eben mit den Dingen dieser Welt. Die bloße Natur wähnt jeder für sich erobern zu dürfen und lacht die aus, die zu spät kommen, ganz gleich, ob einer das Gold oder das Petroleum oder die Elektrizität, oder in unserem Fall die Bombe, zuerst findet. Wer zuerst kommt, bombt zuerst:

In der Welt gibt es keinen Ausweg. Denn dieses Wort bezeichnet nun einmal die Außenwelt, der wir preisgegeben bleiben, indem wir Amboß oder Hammer sind. Goethe, der weder Hammer noch Amboß je gewesen - denn Männliches und Weibliches hielten sich in ihm liebevoll und glaubensstark die Waage -Goethe hat trotzdem für den Selbstgebrauch gewarnt: »Auf des Glückes großer Waage steht die Zunge selten ein. Du mußt steigen oder sinken . . . leiden oder triumphieren, Amboß oder Hammer sein.« Lebten wir nur in der Welt und nur auf der Welt, dann brauchte Dr. Kosa nur mit einem Achselzucken erwidert zu werden: »Armer Schwärmer«. Aber am selben Tag mit Dr. Kosas »Eingesandt« in der New York Times stand in meinem Lokalblättchen im Staat Vermont unser ganzer Staat zählt 384 000 Bewohner - folgendes: »Hartland Friedenskorps, Freiwilliger wird nach Peru geschickt. Aus North Hartland (1100 Einwohner, im Staat Vermont) reiste Robert Maxfield Sonnabend abends ab, um sich einer Gruppe anzuschließen, die nach Peru geht, und zwar auf ein Programm für das »Peace Corps«, das »Rural Community Action« (Landgemeinde und Landwirtschaftseinsatz) heißt. Maxfields Heimat ist der Lemaxhof, den die Maxfield-Familie hier bewirtschaftet. Er hat die höhere Hartford-Schule absolviert und danach Rundfunk- und Fernsehreparatur erlernt.

Während seines Heeresdienstes stand er in Deutschland, besuchte aber auch Frankreich, Holland, Norwegen, Schweden und Dänemark. 1957 verbrachte er sieben Monate in dem Internationalen Landjugendaustausch in Ecuador. Er photographierte dort und hielt Lichtbildvorträge nach seiner Heimkehr. Er hat seitdem an jeder Konferenz ehemaliger Landjugendaustauschstudenten teilgenommen. Seine Ausbildung für das Peace Corps empfing er an der Universität von Oklahoma vom 29. September bis 19. Dezember 1964. Spanisch sprach er bereits, aber er besuchte nun noch einen Kurs, der die jungen Leute mit der spanischen Umgangssprache im bäuerlichen Peru vertraut machen sollte.

Sie empfingen Gesundheits- und Hygieneschulung und erfuhren von der Geschichte, Regierung, Wirtschaft und Lebensweise des Gebiets. Sie gingen auf eine viertägige Wanderung in die Wichita-Berge, um Strapazen und Erholung zu verbinden. Sie wurden im Klettern, Abseilen, Reiten, Selbstverteidigung und Schwimmen unterwiesen. Vier Wochen verbrachten sie in einem Tal in Mexiko, sozusagen an der Front, denn hier sind die Umstände denen in Peru, unter denen sie wirken sollen, ähnlich. Die Entwicklung des Gemeindelebens wird hier begreiflich. Maxfield half, ein Schulhaus in Jiquipilco aufzubauen und beobachtete die Prozesse, die von Marahua-Indianern beim Anbau des Mais befolgt werden. Sie lebten mit den Dörflern und aßen ihr Essen.

Bei sich daheim hat Maxfield erlernt, wie man Zement auch im primitiven Verfahren herstellt und er hat auch ein Ochsenjoch erfunden, mit dem er das unpraktische Kopfjoch in Peru zu ersetzen hofft.«

1960 hat Präsident Kennedy das Peace Corps gegründet. Schon sein Name deutet an, daß nicht wie bei der Gründung von 1933 mit der inneren Landeskultur, sondern mit dem Blick auf das Ausland begonnen wurde. Indessen schon nach vier Jahren schlug das Pendel zurück in der Richtung auf die Civilian Conservation, den Dienst im Landesinnern. Sergeant Shriver, der Leiter des Peace Corps, hat es auch übernommen, für die inneramerikanischen Armutsgebiete einen Dienst aufzubauen. Eilfertige Federn beklagen Shrivers Doppelamt. Aber die beiden Zweige eines Friedensdienstes, einer im eigenen Land, einer im Ausland, rufen einander unfehlbar hervor und bedingen einander.

Die gründliche Vorbereitung des Hartländer Landwirts hat der Leser schon kennengelernt. Nicht immer ist eine so lange Anlaufzeit möglich. Hier stehe ein zweites Beispiel, das eher einem Kopfsprung gleicht.

Ein Mädchen berichtet: »Die schwerste Sache, die ich je getan. Absolut nichts ist vertraut und oft fühle ich mich gänzlich einsam. Die physischen Hindernisse sind sogar hilfreich, denn sie belegen mich so mit Beschlag, daß ich an mich und meine plötzliche Abgeschnittenheit von der Welt nicht denken kann. Du kannst Dir den Abgrund zwischen Ost und West nicht vorstellen. Und jetzt muß ich lachen, wenn ich denke, was ich erst erwartet habe, nämlich man überbrücke den Abgrund durch ein Lächeln und durch einen Händedruck.«

Patricia MacDermot, 24, die in einer Großstadt aufwuchs, schrieb diese Worte vor drei Jahren, im ersten Jahr des Peace Corps, als sie Lehrerin in einem entlegenen Philippinodorf war. Ihre Worte, die sie zu ihrem Glück zu artikulieren vermochte, sind auch heute noch eine gute Definition des >Kulturschocks<, der jeden Freiwilligen auf die Probe stellt: Kannst du es oder kannst du es nicht?*

In der Stadt Suphanburi in Thailand, Siam, lehrte Bud Weisbert Englisch. Nach Ablauf des ersten Jahres schrieb er: »Hab ich irgend etwas gelernt, so ist es, daß ich von dem siamesischen Volk als solches nichts weiß; sondern was ich weiß, läßt sich nur ausdrücken als meine Beziehungen zu Mali, Kamone, Pi, Ubone,

^{*} Übersetzt aus 3rd Annual Peace Corps Report, 30. 6. 64, S. 49.

Achan, Pin und zu meinen anderen Freunden und Bekannten. Daß ich in Thailand ein Heim habe, ist einzigartig und ist das Unübersetzbare meiner Erfahrung. Das unterscheidet die Erfahrung von allem Gelese und Gerede über Thailand.

Mich selber kann ich kaum verstehen, vor allen Dingen nicht, wie gründlich ich mich ändere. Was habe ich alles gelernt! Was akzeptiere ich jetzt willig als Teil der Welt und was verstehe ich jetzt, oder was kann ich nicht begreifen? Ich bin zu weit weg von euch, um zu ermessen, wieviel ich mich geändert habe. Ich spreche anders und ich sehe die Welt anders. Meine Gedanken über Liebe, Leben, Tod, Religion sind mit Gedanken zusammengestoßen, die aus einer anderen Welt stammen. Sicherlich gibt es hier keinen Doppelgänger von mir, der auch aus West-Los-Angeles stammte und vielleicht sogar auch jüdischer Mittelstand wäre.

Die meisten meiner Freunde hier haben auch etwas gelernt. Sie haben ihr Stereotyp »So sind die Amerikaner« ersetzen müssen durch ihre Kenntnis eines einzelnen und ihre klare Erkenntnis, daß ich bestimmt nicht so wie jeder andere Amerikaner bin, weil nämlich jeder Amerikaner anders ist. In Kanadchanburi führt eine Brücke über den Kai-Fluß. Der Friedhof daneben birgt die Leichen der beim Brückenbau umgekommenen Engländer und Amerikaner. Die Inschrift eines Grabes lautet »In das Mosaik des Sieges ward dieser edle Stein eingesetzt«. Wir tun hier etwas und setzen Steinchen in das Mosaik gegenseitigen Verstehens und dies Verständnis seinerseits wird seinen Platz finden in dem Mosaik einer friedlichen Welt.*

Humorvoll unterscheiden die Freiwilligen selber den Albert-Schweitzer-Komplex und den Kulturschock. Ein 22 jähriger Lehrer in einem peruanischen Slum Tom Carter aus Oregon – drückt das sehr gut aus: »Ich kriege oft Briefe, die mich beneiden, weil ich etwas Aufregendes in malerischer Umgebung tun darf. Das nennen wir den Albert-Schweitzer-Komplex. Natürlich: Ich lebe in einer malerischen, von mir selbst errichteten malerischen Bambusmattenhütte. Ich kaufe mein Wasser von einem malerischen Knaben, dessen Esel mit Wasser-kannen voll bepackt ist. Ich lese und schreibe bei einer Petroleumlampe und schlafe auf einem Feldbett und koche auf einem Lageröfchen. Es kommt der Tag, wenn all dies nicht länger malerisch, nicht länger merkwürdig ist, sondern wahnsinnig störend, und du nur einen Wunsch hast: ›Raus hier und nach Hause!« Das heißt der Kulturschock. Keiner entgeht ihm. Er trifft uns alle, etwa im dritten oder vierten Monat. Ich werde schwerlich eine zweite Runde dienen, aber niemand brächte es fertig, sich aus dieser ersten (die Runde dauert 2 Jahre) zu reißen.«

Elizabeth Chalmers hatte zu Hause in einer Krebsforschungs-Station als Technikerin gearbeitet und Biologie gelehrt. Nun schreibt sie nach zwei Jahren in Pakistan: »Trittst Du in die Peace-Corps-Ausbildung ein und liest oben in der linken Ecke Deines Ausweises >Lehrerin<, dann glaube nur nicht, Du werdest

^{* 3}rd Annual Peace Corps Report, 1964, S. 33/34.

als Lehrerin dienen. Nach 14 Tagen wirst Du Dich als Laborpraktikantin betätigen. Und kommst Du in das fremde Land, um zwei Jahre lang als Laborpraktikantin zu dienen, dann sieh das nicht als Dauerposten an. 10 Monate später wirst Du Dich als Lehrerin vorfinden... denn so aufregend ist das Peace Corps.

Im September rief eine Schule mit Lehrermangel, ich solle Englisch, Naturkunde und Turnen lehren. Die Schule aber begann gerade ihre Ferien. Zum Glück bietet eine Schule, die geschlossen ist, ebensoviel Gelegenheit, etwas zu tun, wie eine offene. Ich hatte leichthin bemerkt, als ich im Lehrerzimmer Bücher sah: »wie schade, daß sie nicht mehr gelesen werden.« Die Einheimischen bezogen das auf sich wie einen Tadel; aber einer half mir das richtigzustellen. Wir entrissen die Bücher ihren eifrigsten Lesern, dem Ungeziefer, banden die neu, die dessen bedurften, ungefähr die Hälfte, säuberten alle, fertigten einen Katalog an, öffneten einen kleinen Sonderraum, ernannten einige Schüler zu Hilfsbibliothekaren usw.

Ich hatte zu dem neuen Naturkundebau ein Laboratorium einrichten sollen, aber seit ein paar Monaten stockte der Bau; niemand wußte, warum. Schon wurde ich Bauingenieur und bettelte um die Fertigstellung des Hauses. Eines Tages war ich Schiedsrichter auf dem Sportfeld und wie ich aufblickte, sah ich die Maler das neue Gebäude anstreichen. Das mag nach wenig aussehen, aber was für eine Genugtuung! So bin ich in den letzten zwei Jahren eine Laborantin gewesen, Lehrerin, Bibliothekarin, Bauingenieur; aber auch ein Tagelöhner, der Erde schaufelte für ein nutzloses Beginnen, eine Art Hort für die Gruppe, eine Freundin von vielen und wohl in der Hauptsache eine verdrehte Amerikanerin, deren Mühe vielleicht Nachfolge findet. Man muß sich in die Lage schicken können, probieren, scheitern, wieder probieren. Ein wenig Erfolg stellt sich wohl bei jedem dieser Versuche ein. Da steht nun ein funkelnagelneues Naturkundegebäude, weil ich versuchte, den Bauingenieur zu spielen. Elektrizität hat es nicht, Wasser hat es nicht, Möbel hat es nicht. Aber der Bau ist fertig, nachdem vorher ein ganzes Jahr nicht gebaut worden war. Ich habe gelernt, daß mit der Zeit die Dinge zustande kommen, zu denen ich beigetragen hatte. Mehr muß man nicht wissen wollen.«*

Mehr muß man nicht wissen wollen. Mit diesem Satz schloß das Kapitel. Der Satz kann an die Stelle des Publikumsdogmas treten. Denn das Publikum will alles wissen, von der Empfängnisverhütung bis zur jungfräulichen Geburt. Aber die ernsthafte Braut des Lebens sagt: »Mehr muß man nicht wissen wollen.« Das klingt sehr einsilbig. Aber es ist ein inhaltsreicher Satz. Doch muß ich gestehen, daß die Bücher der letzten so neugierigen Jahrhunderte die unendlichen Variationen dieses Satzes nicht durchkomponiert haben.

Mit diesem Satz führt das Mädchen aus dem Peace Corps eine ganze Soziallehre vom »Noch-nicht« ein. Das Noch-nicht muß heute den Kampf mit dem

^{* 3}rd Report S. 26-28.

Publikum aufnehmen. Wir haben oben eingestanden, daß wir zwischen unserem alten Adam und dem wiedergeborenen freien Menschen des Entschlusses »in uns« das »Publikum« einschalten und anknipsen, diesen neugierigen Zuschauer des Lebens, wie es vorbeirauscht. Das Publikum bin ich in dem gigantischen Zwischenraum am Feierabend, im Kino, im Theater als Abwartender, der irgendwo innerlich Schlange steht.

Aber das Friedenskorps, das ruhig sagt »mehr kann man nicht wollen«, ist in diesem Nichtwollen kein Publikum. Es ist aber auch nicht Täter, denn es springt ja zur Seite – ähnlich dem beiseite stehenden Zuschauer. So sieht es dem zum Verwechseln ähnlich. Deshalb ist die heutige Gesellschaft ohne einen Namen für diese Noch-nicht-Haltung. Nun, Lehrer, Priester, Eltern säen in die ihnen Anvertrauten. »Saat von Gott gesät, dem Tage der Garben zureifen«, steht auf Klopstocks Grabstein. Wie lebt denn der Sämann, nachdem seine Saat in den Boden gelangt ist? Ist er nun unbeteiligt wie das Publikum, das zusieht? Ist er noch ebenso beteiligt wie damals, als er beschloß, auszusäen, oder im Friedenskorps nach Nepal am Himalaya geschickt zu werden?

Es ist kaum zu glauben, daß wir für diese Erwartungszeit des Sämanns nur die blassesten nichtssagendsten Ausdrücke verwenden. Ich kann mich den Lesern schwerlich verständlich machen, wenn ich behaupte, die gesamte Zukunft unseres Planeten hänge von dem fruchtbaren Ausbau dieses Noch-nicht, non iam (lateinisch), οὐκέτι (griechisch), also dieser seltsamen Zeit ab, in der unser Wille, unsere Kunst bereits alles, was wir tun können, getan hat und wir nun auf den Ausgang harren. Wer ist der Harrende, frage ich? Wie soll er in dieser Zeit des Harrens leben? Hoffen und harren hält manchen zum Narren. Er kann offenbar nicht stolz dabeistehen und ausrufen: »Seht, hier habe ich gesät.« Er kann aber auch nicht vergessen, daß er in diesen Schatz sein Herzblut verströmt hat. Ja, aber was ist denn ihm geschehen? Der Sämann ist der Täter dieser Aussaat geworden und sie ist ihm unvergesslich. Dennoch verdirbt er sie, wenn er sie auf sich rühmend bezieht. Das ist ein wahres Dilemma: seit der Herr, der größte Sämann der menschlichen Geschichte, am Kreuz ausrief: »Herr, mein Gott, warum hast Du mich verlassen?« sind vielen Säleuten zuviel Urheberrechte zugesprochen worden und vielen anderen zu wenige.

Wie einfach macht es sich Goethe in >Ilmenau«. Er empfiehlt da dem Landesvater:

> »Nein, streue Du mit männlich weiser Hand Den Samen aus auf ein geackert Land. Dann laß es ruhn; die Ernte wird erscheinen Und Dich beglücken und die Deinen.«

Wie fadengrade läuft hier der Weg vom Landesvater zum Erfolg. Das Mein und Dein, der Anfang und das Ende, liegen herrlich klar. Der lutherische Fürstenstaat in seiner Rechtsordnung von oben und unten gibt jedem das Seine. Das Suum cuique ist nicht nur Preußens Motto; es gilt für alle Staaten. Indessen unser Friedenskorps weiß von solcher durchsichtigen und bleibenden Konstitution nichts, so wenig wie die Länder, in die es eingeflogen wird. Alles ist vielmehr ohne Erbrecht, ohne Thronfolge, ohne Gedächtnis. Unsere tapfere Soldatin, die da sagt: »Mehr muß man nicht wissen wollen«, gleicht so gar nicht dem Herzog Karl August von Weimar, dem sein Thronrecht erlaubt, auf seine Verdienste an der Aussaat jederzeit zu pochen. Wer gedenkt der zwei Jahre dieser Diensttuenden? Wer gesteht, daß sie es war, die jenen höchst nötigen Schritt zuerst tat, den ersten Schritt, der vielleicht nach fünfzehn Jahren zum Ziel führt?

Nein, die moderne Technik und das thüringische Staatswesen behandeln die Zeit mit so entgegengesetzten Mitteln, daß die immer noch staatlich oder goethisch denkenden Leser den Friedensdienst mißdeuten müssen. Es geht am Kongo nicht zu wie bei »Ilmenau« und es geht auch in Bonn nicht zu wie in Weimar. Darin steckt der Haken für den, der deutschen Lesern zeigen soll, wie das menschliche Ol für die Planetenbahn unseres Gestirns beschaffen sein muß. Wer die von der Technik zutage geförderte »Zeit« nicht beherzt abhebt von der Zeit erblichen Adels, erblicher Thronfolge und unvordenklicher Berufstreue, wird den Friedensdienst in die Nähe des bloßen Uniformdienstes oder der Fachleute der Technik rücken; aber so wird der seelische Gegenwert gegen den Krieg nie entstehen! Dem Garnisondienst, der Schießübung oder bestenfalls den Friedensmanövern des Heeres wird er dann angeähnelt werden. Und daran muß er sterben. So wie der Krieg eine zu ernste Sache ist, um ihn den Generälen zu überlassen, so ist jeder Friedensdienst eine zu ernste Sache, um ihn Fachleuten zu überlassen. Er ist auch nicht damit zu retten, daß zwei Beauftragte der Kirchen in Bonn-sich in seine Betreuung teilen. Das heißt zwar heute Kirche und Christentum, aber der Schlüssel für die konfessionisierten deutschen Ämter, halb katholisch, halb protestantisch, hat mit des heiligen Petrus' Schlüsselgewalt und mit der Donnertrompete des heiligen Paulus' nichts zu schaffen.

Die kommende Gesellschaft droht sich am Jüngsten Tag der Geschichte in lauter Sekunden und Tage des Terminkalenders zu verwandeln. Dagegen steht das schwache Menschlein, das frei genug vom Terminkalender bleibt, um zu seufzen: »Mehr muß man nicht wissen wollen.« Zwei unverträgliche Arten von Zeit prallen hier aufeinander. Die Kirchenbeauftragten kennen nur ihren planenden, alles vorher wissenden Terminkalender. Das Weltkind ermutigt sich, in einer anderen Zeit, einer Zeit des unwissenden Noch-nicht zu verharren. Ist es möglich, daß es beide Zeiten nebeneinander her geben soll, geben muß? Dann verdient das wohl einen genauen Nachweis.

Ich behaupte allerdings: Hinter Goethe her und nach seinem Herzog, jenseits des Bonner Staats und seiner Kirchen, werden die kommenden Geschlechter zwei ganz verschiedene Zeitweisen zu meistern haben. Und der Rest dieser Schrift soll dem Friedensdienst vorarbeiten, indem sie ihn aus Kirchen und Staaten der letzten tausend Jahre herausnimmt. Ausdrücklich sei er abgeschirmt gegen seine Verwechslung mit einem Militärdienst in der Garnison und einem Arbeitsdienst auf dem patriarchalischen, vor-technischen Dorf.

Beide drohen ihn zu entwerten. Nichts sähen die Beamten und die Soldaten lieber, als wenn sich diese unheimliche »Entwicklungshilfe« so entwerten ließe. Ach, sie läßt sich so entwerten; die Liebe läßt sich prostituieren; der Krieg kann zum Mord ausarten; der Dienst freier Seelen kann zum Pensum absinken. In 80 Fällen von 100 mag der Dienst prostituiert werden. Für die zwanzig echten Diener des Friedens möchte ich hier eine Lanze brechen dadurch, daß ich den Lesern ihre politischen Schulerinnerungen über Staat und Kirche, Saat und Sämann aus dem abgelaufenen Weltalter herausoperiere.

Wir werden nämlich von unserer sogenannten Zeit und dem Zeitalter der Technik unserer eigenen Zeit beraubt. Und wer die Technik auf Rhön und Eifel, auf Sambesi und den Jangtsekiang niedersausen sieht, dem sagt sein Herz, daß die Zeit gekommen ist, der rasend gewordenen technischen Zeit die Zeiten gesunder Herzen entgegenzuschlagen. »Mehr kann man nicht wissen wollen«, meint iene gesegnete Dienstwillige von der Frucht ihres Tuns. Aber wir dürfen mehr wissen von der Saat, die sie selber verkörpert. Wie, wenn der Dienende die Saat wäre, die geredet, die gesät, die von dem Unkraut von Staat und Kirche geschützt zu werden hat? Wie, wenn es um eine Lehre von den zwei Zeiten heute ginge? Der technischen Zeit und der fruchtbaren Zeit? 1739 schrieb ein alter englischer Geistlicher über die Vorgänge bei der Wahl seines Nachfolgers: »Ich wünsche so lebhaft wie Sie, daß die Sache schnell vor sich gehe. Aber sie wissen, daß Dinge dieser Art, an der viele Leute von verschiedenster Denkart beteiligt sind, mit aller Zartheit und freiwilligen Freiheit vor sich gehen müssen, ohne den leisesten Schatten der Gewalt oder auch nur den Anschein der Eile. Die Menschen lieben es, für sich selber zu handeln, aus eigenem Beginnen, und wie ich manchmal beobachtet habe, kommen sie am Ende freudig und freiwillig zu Maßnahmen, die sie bekämpst hätten, hätten sie vermeint, sie sollten zu ihnen getrieben werden. Es ist daher möglicherweise nicht immer am besten, seine Sache zu beschleunigen. Deshalb mögen Sie diese Umschweife entschuldigen *.«

^{*} Neal's History of the Dissenters, hg. Parsons, London 1811, Bd. 1, S. XIV.

8. DAVID SCOTT PALMER und eine Zeitungsnotiz vom 19. Februar 1965

»Die Polizei in Venezuelas Hauptstadt Caracas schoß auf zwei amerikanische Friedenskorpsleute. Einer von ihnen, der 24jährige Joseph R. Rupley, war sofort tot; der andere wurde schwer verletzt.«

Fast 250 Friedenskorpsmitglieder dienen derzeit in Venezuela; das Land liegt dicht bei der kommunistischen Insel Kuba; daher ist das politische Klima Venezuelas hoch explosiv.

Rupleys Vater – die Familie ist in Kalifornien daheim – sagte auf die Todesnachricht in bewundernswürdiger Fassung: »Wir in der Familie sind von dem Unglück niedergeschmettert und entgeistert; aber darüber steht uns die Tatsache, das Bob stolz auf sein Friedenkorps war, stolz auf das, was es für unser Land tut.«

Der einheimische Jeep-Fahrer in Caracas, der die beiden Nordamerikaner in ihr Unheil hineinfuhr, glaubte, von kommunistischen Rebellen angegriffen zu werden. In Wirklichkeit aber wurde sein Jeep von der staatlichen Polizei angehalten, die in dem Jeep kommunistische Terroristen vermutete. Obgleich die jungen Männer mit hochgehobenen Armen, also wehrlos, dem Wagen entstiegen, wurden sie von den selber angstgejagten Polizisten erschossen. Ein anderer Friedenskorpsmann – in tiefer Skepsis über die Motive der Polizisten – meinte seufzend zu mir: »Wie schußfreudig solche Männer des Gesetzes sein können!«

Die Grausamkeit des weißen Terrors ist eine der unfaßbaren Wahrheiten der Bürgerkriege, ob sie sich nun in Savoyen nach 1815, in Frankreich nach der Aufhebung des Edikts von Nantes oder in Deutschland nach 1933 oder nach 1525 ausrasten. Faßbar aber ist, wie die Grausamkeit und die Sinnlosigkeit durch die moderne Wissenschaftlichkeit gesteigert werden. Und da das künftige Dienen auf dem Planeten im Lichtkegel dieser Wissenschaftlichkeit liegt, so möchte ich an einem Beispiel diesen Zuwachs an Grausamkeit erläutern.

In Peru liegt tief in den Kordilleren, nur auf dem Flugweg mit der Hauptstadt Lima verbunden, der Universitätsort Huamanga. Ein edler Lehrer seiner Nation hat in einer Lebensarbeit diese Hochschule von Ayacucho zu dem geistigen Atemzentrum der entlegenen Provinz gemacht, indem er alle Stufen von bloßer Instruktion zur Erziehung bis zur Lehre des Ewigen zusammenfügte. Das war fünfzehn Jahre bevor vier junge Amerikaner, darunter ein junges Mädchen von 25 Jahren, dort als Mitglieder des Peace Corps eintrafen. Die kubanische Wühlerei setzte sich dem Wirken der Yankees alsbald entgegen; nach langem Zerren wurden die Vier verjagt. Ihnen ist wie dem Poeten Cinna in Shakespeares » Julius Caesar« damit Unrecht geschehen; aber nicht deshalb spreche ich

hier von ihnen, sondern wegen zweier Begleitumstände, die unsere Zeit sozusagen bengalisch beleuchten.

Erstens: Als die Kommunisten den Abzug dieser »Sendlinge des amerikanischen Imperialismus« erzwungen hatten, kam der kommunistische Rädelsführer zu einem der Nordamerikaner und bot ihm an, ihn persönlich neu anzustellen; man brauche ihn dringend. Der Kampf gelte ja nicht ihm, sondern seiner Regierung.

Zweitens: Der so Geehrte dankte, kehrte nach USA zurück und schrieb die Geschichte nieder, die jetzt gedruckt werden wird. Wie aber verfaßte er sie? Nach streng wissenschaftlicher Manier, nämlich ohne alle Personennamen. Selbst der Heros von Huamanga, jener Reformator seiner Schulen, steht da ohne seinen Namen, bloß als »ein Peruaner«. Das nennt sich ja heute Wissenschaft. »Wie sie sich räuspert und wie sie spuckt, hat man der Physik eben abgeguckt.« Erst recht blieben all die andern Figuren seiner Kämpfe im Schlagschatten seiner wissenschaftlichen Langeweile, Verzeihung: seiner Abstraktionen. Die Folge war, daß alle Akteure hinter den Etiketten »Peruaner« und »Yankees« verschwinden. Peruaner sind die eine Gattung; Gringos die andere. Als Typen sind sie naturgemäß unversöhnlich! Max Weber beseitigte das Christentum auf die einfachste Weise, indem er den einzigen originellen Menschen der Menschheitsgeschichte einen charismatischen Typ nannte. Die Wissenschaft kastriert alle wirksamen Menschen, indem sie ihren Namen wegläßt. Diese kastrierten Unglücklichen gleiten zwangsläufig auf das Niveau des Vorpersönlichen herunter. Die gesamten UNO, UNESCO, Universitäten, haben von der Physik und von den Banken diese Sucht nach der »Société anonyme« übernommen. Mein Freund entäußerte sich der stärksten Waffe, als er den Namen seines edlen Vorgängers nicht anrufen wollte. Dank dieses Namens hätte es doch ein Reich gegeben, indem man nicht bloß Peruaner oder Yankee war. Aber zu diesem Reich muß man sich durch Anrufen von persönlichen Namen bekennen, sonst gibt es dieses Reich nicht. Also erst wo einer seinen Vor- und Zunamen trägt, tritt er ins Licht der Geschichte. Erst da hört er auf, nur zu einer Schicht zu gehören und in dieser Schicht aufzugehen. Erst da siegt er als Person über sein Gattungskostüm; erst da dringt sein Gesicht über sein Kleid hinauf.

Obgleich wir Generäle, Kommunisten, Pazifisten, Chinesen oder Amerikaner sind, erhebt uns der eigene Name über diese generischen Nasenringe auf die Höhe, auf der sich der eine und der andere in die Augen sehen und Frieden schließen können. Der Geist des Friedens und der Friede des Geistes verlangen nämlich, daß wir jenseits unserer Rasse, Klasse und entgegen unseren Interessen denken, handeln und beschließen können.

Die Technologie, Okonomie, Psychologie, Soziologie sind auf die Ausdrucksmittel, die Kostüme, die Umstände und die Verhältnisse geeicht. Sie ahmen darin die Naturwissenschaften nach. Die »Entwicklungshilfe« ist ihr Geschöpf. Sie hat daher vor dem Menschen mit Vor- und Zunamen Angst, außer wenn er in ihrem Stabe dient. In Deutschland weiß ja jeder, daß es zwar eine Firma Krupp gibt, daß aber für die Polen nur Herr Beitz interessant ist, weil ihn der

polnische Ministerpräsident Cyrankiewicz persönlich achten kann. Offiziell aber gilt der Name Beitz für unbeachtlich so wie der Name des edlen Rektors von Huamanga. Mein Freund, der dessen Namen nicht nannte, denkt vielleicht mit den »Meistersingern«, die von Walther von der Vogelweide kühl sagen: »Ein guter Meister, doch lang schon tot; wie lehrte ihn der, der Regeln Gebot?« Nun, mein Freund hat genauso unrecht wie die »Meistersinger«; recht behält Walter Stolzing bis an der Welt Ende. Denn nur durch benannte Personen wird unsere Geschichte fortgesetzt werden. Sonst wird sie in der Vernichtung unseres Geschlechtes durch Statistik enden.

Die Teufel sind heute alle die vielen uns namenlos machenden Lehren vom Menschen. Diese Geisteskrankheit verhöhnt uns Einzelne, weil wir lieber einen schlechten Ruf ertragen, als daß wir zu unangerufenen Typen, Begriffen, Nummern herabsinken. Den edlen Tarsis sperren die Bolschewiki ins Irrenhaus. Aber er hat den Mut, diesen sogenannten Psychiatern zu sagen: »in meinen Augen seid ihr reine Polizisten.« Die Entwicklungshilfe wird von demselben Verhängnis bedroht, wie Tarsis; daß unter dem Druck des Zeitgeistes das Namenlose für besser gilt als die Berufenen. Auf einen Planetendienst angewendet: Wer nicht einen einzigen Bewohner des Landes, in dem er dient, mit Vorund Zunamen liebt, den geht das Land nichts an. Denn dies Land sind nicht seine 4 Millionen Einwohner oder seine sechzigtausend Quadratkilometer, sondern da erst ist »ein Land«, wo ich mindestens mit einem geliebten oder einem gehaßten Namen so zusammengekettet lebe, daß wir in einem Rhythmus der Tage, der Freuden und Leiden schwingen. Leben ist nämlich Rhythmus. Soziologie aber ist das Fehlen des Rhythmus, die Zerstörung des Rhythmus. Denn sie will uns unabhängig machen. Leben aber hieße: anhänglich bleiben wollen, ach einfach anhänglich bleiben. Goethe unterschrieb sich eben deshalb, um nur ja nicht ein Olympier zu werden: »Treu angehörig.« Und das bis ins höchste Alter! Was soll man also angesichts des greisen Goethe zu dem Bonner oder Washingtonschen Schema für junge Menschen sagen, in dem Anhänglichkeit nirgends vorkommt? Der einfachste Weg, eine solche Anhänglichkeit und Abhängigkeit zu erweisen, ist der Gebrauch eines geliebten oder gefürchteten Namens.

Das Leben im Dienste ist namentlich oder der Dienst bleibt leblos. Da heute die mißverstandene Wissenschaftlichkeit das abstrakte Definieren über das namentliche Angeredetwerden erhebt, so bedroht den Planetendienst die vorsintflutliche Methode der weltlichen Wissenschaft und ihrer entleerten Allgemeinheiten »Welt« und »Welten« sind namenlos. Zu diesem Zweck ist das Wort »Welt« in die Reiche des sprechenden und hörenden Menschenwesens eingedrungen, um ihm den Zustand einer namenlos gewordenen Schöpfung denkbar zu machen. Gott hat nicht die Welt geschaffen, sondern Himmel und Erde. Und zum Planetendienst taugen nur die Erdensöhne und Erdentöchter, die aufhören, Weltkinder zu sein. Atmen mit dem Leben des Planeten tun wir nur, solange wir namentlich angesprochen werden und namentlich anreden. Damit fügen wir dem Umlauf unseres Planeten das eine zu, das er von uns empfangen muß, damit

er wirklich zum Planeten werde. Wir hindern ihn, den Planeten Erde, an seinem wahren Wirken, solange wir nicht so hören und so sprechen, wie es von uns als Bewohnern eines Planeten verlangt wird. Der Anfänger der Planetenmenschheit hat sich darüber ganz unzweideutig im vierten Kapitel des Matthäus ausgesprochen. Nur solange wir unbefangen jeden Menschen hören und uns von jedem Menschen ansprechen lassen, entgehen wir dem Versucher. Unser Ehrenname »Pirat« ist ja nur die griechische Form des Wortes »Versucher«. Die Beamten der Abstraktion, die Theologen, Philosophen, Soziologen, Psychologen, Philologen – Rückert hat den schlechten Vers verbrochen, daß sie so heißen, weil »viele logen« – machen uns zu Versuchern, zu Piraten. Aber der Leser weiß bereits, daß wir das Wort »Pirat« im umgekehrten Sinne gebrauchen, wie die Bibel das Wort Versucher. Warte nur lange genug, und die gesellschaftliche Lüge verdreht die deutlichsten Worte in ihr Gegenteil. Nach eintausendneunhundertfünfundsechzig Jahren ist es uns auferlegt, den Piraten zu verkörpern.

Die Kraft, zwischen namenlosem Weltdenken und namentlichem Planetengespräch den Trennungsstrich zu ziehen, wird über den Planetendienst entscheiden. Denn immer werden kopflose Polizisten schießen, und immer werden Parteileidenschaften aufflammen. Die beiden guten Jungen in Venezuela und der Mißerfolg der vier Yankees in Peru sind aber nicht alle sechs notwendige Opfer. Die zwei Opfer der Polizei sind es: denn gegen Dummheit und gegen Angst ist kein Kraut gewachsen. Aber die vier Amerikaner können wir nicht als notwendige Verluste anerkennen.

Wie wäre es gewesen, wenn diese vier vor ihrem Dienstantritt mit vier Peruanern zusammengewachsen wären. Duette, Quartette, Oktette sind organische Vorstufen jedes größeren Auftretens in der Fremde. Dies Einswerden mit Brüdern von der entgegengesetzten Couleur macht es dem Stumpfsinn der Zuschauer unmöglich, die Glieder auf ihr Urelement (Amerikaner, Deutscher, Chilene, Perser) zu reduzieren. Zwar sind die Jungen und Mädchen oft zu jung, um diese Vorstufe einer Amalgambildung zu begreifen. Aber hier kann und muß das Alter einspringen und ihnen die Zwischenstufe auferlegen, die sie vor der billigen Abstempelung als das bloße Einerlei ihrer Herkunft schützen kann. In der Andenprovinz Perus hätte sich mein amerikanischer Gewährsmann niemals darauf einlassen dürfen, den edlen Schöpfer der Hochschule als »einen Peruaner« anzuführen. Er hätte aber auch nie ohne einen Kameraden aus Peru, hätte nicht als bloßer Nordamerikaner erscheinen sollen. Solche seelische Chemie kann gewiß auch nicht den Erfolg garantieren. Aber wir haben sie erprobt, zum Beispiel zwischen Arbeitslosen und Akademikern, Deutschen und Tschechen, Juden und Christen und anderen. Mindestens bezeugt eine solche vorhergehende Vormischung und Amalgambildung unseren Respekt vor der Größe der Aufgabe und überläßt nicht alles dem blödesten Zufall der dümmsten Zeitungsreportage. Die erste Bedingung dafür ist, daß ich meinen Gewährsmann aus Huamanga bei Namen nenne. Deshalb ist dieser Abschnitt überschrieben: David Scott Palmer.

9. PIRATEN-VOLAPUK

Der Friede ist immer eine ausdrückliche Sache. Denn er muß geschlossen werden, dort geschlossen werden, wo vorher keine gemeinsame Sprache aufklang. Von der künftigen Sprache im Friedensland der Piraterie handelt darum dieses letzte Kapitel. Da die erste künstliche Weltsprache, die der Priester Schleyer 1880 am Bodensee aufbrachte, von ihm »Volapük« benannt wurde, so mag auch unsere künftige Sprache Piraten-Volapük heißen. Unser Volapük sucht nicht nach Worten für Brot und Wein oder Geld und Gut. Aber einen gemeinsamen Kalender muß es benennen, für unsere Tränen und für unser Lachen: Freude und Leid teilen die, welche miteinander Frieden halten. Wenn sie nicht zusammen trauern und scherzen, haben sie bestimmt keinen Frieden zusammen. Das Piraten-Volapük muß in die Lücken treten, die beim Verstummen der von jedem technischen Fortschritt zerschlagenen Gruppe fühlbar werden: das, was heute als Verstädterung, »Urbanisation«, überall beschrieben wird, ist ja das Absterben der miteinander auf Gedeih und Verderb lebenden Nachbarschaften: An ihre Stelle ist die technisch beherrschte Welt getreten; in ihr ist alles vorgesehen.

Nun versündigen sich notgedrungen alle Gesetze, sowohl die Staatsgesetze wie die Gesetze des technischen Fortschritts gegen das Gewebe einer gemeinsamen Lebenszeit. Unsere staatlichen Gefängnisse bergen Sträflinge von drei Tagen Haft bis zu lebenslänglichem Zuchthaus: Sie setzen sie in eine abgesonderte Zeit. Und unsere technischen Meisterwerke fliegen hinter den Mond: Weder in den Gefängnissen noch hinterm Mond läßt sich in ein Leben eintreten, wie es uns gemeinsam formt. Die beiden Mißbräuche derzeit: Das Gefängnis und die Technik sind etwa gleichzeitigen Ursprungs. In Holland ist die Wurzel des Systems zeitlicher Strafen um das Jahr 1700, und in Holland hat auch Descartes die Technik von der Zeit abstrahiert; so wenig verstand Cartesius sich auf unsere und seine wirkliche Zeit, daß er ratlos war und meinte, Gott schüfe die Zeit in jedem Augenblick - ohne Zusammenhang mit vorher und nachher neu. Die Techniker folgen durch die Bedienung eines Knopfes seiner Zielsetzung, den Raum zu erobern; denn jeder technische Fortschritt erweitert den Raum, dafür verkürzt er die Zeit. Es geht schneller, das elektrische Licht anzuknipsen als die Ollampe zu entzünden. Ich habe diese Gesetze des technischen Fortschritts vor Technikern einmal streng formuliert (Darmstädter Gespräche 1952). Jeder ihrer Schritte erweitert den Raum, verkürzt die Zeit und zerschlägt dabei eine bisherige Lebensgruppe. Diese menschliche Gruppe muß mithin ausdrücklich ersetzt werden.

Für die Technik in den vorindustriellen Erdteilen folgt aus diesen jedem bekannten, aber fast von niemandem ins Bewußtsein erhobenen Gesetzen des

Fortschritts eine Reihe von Geboten. Man sehe sie sich an: jeder technische Fortschritt erweitert den Raum, verkürzt die Zeit, zerschlägt eine bisherige Gruppe; er erheischt daher eine Umgruppierung menschlicher Liebeskräfte. Das ist doch die Revolution in Permanenz. Aber weshalb werden sie nicht ins Bewußtsein gehoben? Weshalb hat man die Trachten der Ammen aus dem Spreewald konserviert? Weshalb müssen unsere Pfarrer den Scherben alter Gruppen jeden Sonntag predigen, die sie sich trotz der von der Technik längst zerschlagenen Gruppen als Kirchengemeinden vortäuschen, statt die durch die Elektrizität usw. neu zu ordnenden Gruppen zusammenzupredigen? Der Staat ist schon vor der Technik an die Ermordung der Lebenszeit herangetreten. Unser Strafensystem behandelt die Zeit nämlich so, als sei sie in Zentimeter zerhackbar, in Zeitzentimeter. Daher kann ein hohes Gericht beim Einsperren ins Gefängnis meine Lebenszeit in Wurstscheiben zerhacken: drei Monate, fünf Jahre oder lebenslänglich. Das Strafensystem beruht auf der Lüge, sechs Monate seien das Doppelte von drei Monaten, 10 Jahre die Hälfte von 20 und so glorreich fort. Das ist aber dummes Zeug. Nach zehn Jahren Gefängnis bin ich abgetötet. Die Leute des 17. Jahrhunderts erfanden entsprechend ihrer falschen Zentimeterzeit das Wort »Staat« für ein ewiges Gebäude mit Grundgesetzen. Sie erließen Gesetze für immer! In meinem »Industrierecht« habe ich das ausführlich belegt. Für uns aber ist wichtig, daß die Staatsmänner längst vor den Ingenieuren sich dem Teufel der Zeitbemessenheit für ihre geliebten Untertanen verschrieben haben. Alle deinen eigenen Erfahrungen mit der Zeit spotten indessen dieser Hackfleischzeit der Strafgesetze. Zeit wird nämlich umgekehrt erlebt wie Raum. Wer also die Zeit mit der Stoppuhr zu leben verdammt wird, dessen Lebenszeit stirbt. Der Wahnsinn von 1690, der die Gefängnisstrafen in zeitlichen Maßstäben wie Kilometersteine anordnete, erfaßte Philosophen und Staatsmänner und gewöhnte sie daran, im Fabriksystem nun die logische Fortsetzung ihrer eigenen Mißhandlung ihrer Untertanen zu erblicken. Den Freibrief für das künftige Taylor-System stellten Descartes, Spinoza und Pufendorf aus, als sie die Zeiten der Menschenkinder wie Entfernungen auf der Erde abmaßen. Das widerspricht aller Erfahrung. Jeder Inder oder Chinese oder Papua oder Watussi ist daher iedem Regierungspräsidenten und Fabrikleiter aus den Industrieländern turmhoch überlegen. Denn er weiß noch, daß der lebendige Mensch seine Zeiten genau umgekehrt erlebt wie seine Räume. Er kann uns daher auslachen, totschlagen, betrügen, je nachdem. Aber glauben kann er uns nur, wenn er so entwurzelt wird, wenn er so seine innersten Erfahrungen abschwört wie unsere Wunderkinder in Kunst und Industrie. Denn die Räume werden von den gierlosen, freiwilligen Menschen umgekehrt erfahren wie die Zeiten. Ein Säugling in der Wiege streckt die Armchen in das ungeteilte Universum. Grenzenlos, das ist der Eindruck des Raumes auf den jungen Weltstürmer. An unsere Grenzen im Raum kommen wir hinterher. »Auf dem Ozean treibt mit tausend Masten der Jüngling, froh auf gerettetem Kiel treibt in den Hafen der Greis.« Wie aber gehen wir in die Zeiten ein? Gerade umgekehrt. Der Säugling weiß von keinem Ozean an Zeit, weder vor ihm noch nach ihm dehnt sich die Zeit aus. Denn er selber dünkt sich dieses Augenblicks Geschöpf. Pindars »Eintagsfliege Mensch« ist aller Menschen erste Erfahrung. Jeder kleinste Zuwachs an Zeit tritt in des Kindes Leben als ein Geschenk der Gemeinschaft. Der Geburtstag des Kindes wird ihm von der Liebe der Familie geschenkt. Geburtstage, Sonntage, Feiertage, der Wechsel von Schule und Ferien – alle Zeiten sind soziale Geschenke an mich. Formelhaft ausgedrückt: Nur als Sekunde erfahre ich selber die Zeit. Als Ewigkeit erfahre ich sie nur dank des ganzen menschlichen Geschlechts.

Daraus folgt, daß jeder technische Fortschritt einen menschlichen Fortschritt zerstört oder mindestens bedroht, weil er die bisher mit unendlichem Glauben ausgedehnten und gestalteten Zeiträume verkürzt. Wir bedrohen mit der Fabrikzeit die gesamte geschichtliche Ordnung in Oberbayern und in Vietnam. Das Bäuerlein in Bayern seufzt vielleicht: »Macht nichts, bin gewöhnt schon dran.« Aber was soll man sagen, wenn Punkt neun eines Programms für Entwicklungshilfe lautet: »Wir müssen Menschen exportieren.« Ist denn da niemand, der diesen Frechdachs arretiert? Menschen mögen exportieren: Autos, Kaffee, Hühnerbeine sollen exportiert werden, aber sogar als 1849 die besten Untertanen der deutschen Fürsten nach Amerika auswanderten, wagte Serenissimus nicht, sich zu rühmen, daß er Menschen exportiere. Sogar die Hessen, die den Briten in Amerika halfen, galten als Hilfstruppen. Sklaven werden exportiert. Welch eine Raserei erzeugt also das Wirtschaftswunder, daß die diplomierten Volkswirte sich erdreisten, ihr Programm zu füllen mit dem Satz »wir müssen Menschen exportieren«. Da die näselnden Statistiker sich ja dadurch abschirmen, daß sie jeden lachenden, weinenden, rufenden oder singenden Menschen für unwissenschaftlich erklären, so kann ich nur dem Leser die Entscheidung vorlegen. Wenn er ihren Satz wie Luther des Papstes Bannbulle vor dem Elstertor verbrennen will: »wir müssen Menschen exportieren«, dann wird er mir zustimmen, daß wir uns gegen die geistigen Sklavenhändler zu wehren haben. Unsere Antwort zum Schutz der deutschen Volkswirtschaft: wir müssen solche im Geiste sich als Sklavenhändler demaskierenden Verbrecher, diese Nationalökonomen, auf die Teufelsinsel deportieren. Deportieren ist immer noch menschlicher als exportieren; denn es entspringt mindestens unserer Entrüstung.

Aber in der akademischen Welt kriegt immer der recht, der noch gleichgültiger, noch unbeteiligter, noch stimmloser zu reden weiß, als der Mann, der gerade vor ihm zu Worte kam. Je unbeteiligter, desto überlegener! Bestimmt kann ich den Satz: »man muß Menschen in die Entwicklungsländer exportieren« nicht niederschreiben, ohne innerlich aufzuschreien. Damit bin ich in den Augen derer, die heute die Wirtschaft betreiben, lächerlich. Sie haben die herrliche Regel selber aufgestellt; wer schreit, hat Unrecht. Und diese Regel setzt sie selber ins Recht. Sie werden damit in der Welt eine sizilianische Vesper hervorrufen, bei der die von ihnen exportierten Menschen und einige mehr scheußlich umgebracht werden; ach, was haben sie angerichtet! Die Industrie profitierte von Auschwitz. Aber du, Leser, mußt daraus eines entnehmen: mit der Zustimmung dieser

»Wirtschaftsführer« darfst du nicht rechnen. Laß dich bitte nicht von ihnen schicken, denn sie werden dich nicht schicken, es sei denn, du ließest dich exportieren. Du kannst dich zwar exportieren lassen, aber dann wärest du kein Gesandter. Wirst du nicht entsendet, sondern exportiert, so gehörst du auf die Seite des technischen Fortschritts und der Gefangenenzeit: 5 Jahre in Indien, 4 Jahre am Sambesi werden dann abgedient wie die Zeit beim Friedensmilitär. Das ist aber nutzlose Zeit, denn sie wird auf Unkosten verrechnet. Aber die wahre Zeit, deine Zeit, die kostet dich nichts. Sie bringt etwas ein. Es täte mir leid, wenn du nun ungeduldig dies Büchlein wegwürfest. Denn nun erst bin ich vielleicht fähig, dir deine Piraterie in den Rahmen zu stellen, in den sie hineingehört, den Rahmen des Friedens und der nur aus Frieden erschaftbaren eigenen Zeit, deiner Lebenszeit, unserer zukünftigen Geschichte.

Ich habe ja vorhin nur deshalb so grob schreien müssen, damit ich dich aus dem Absturz in das technische Zeitalter herausrisse. Mit dem Druck auf den Knopf mag die Technik zu tun haben, die ja die langsamen Zeiten von früher beschleunigen will. Wir aber müssen die dank der Technik zerstörten Gruppen ersetzen und dazu müssen wir freiwillig verlangsamen. Ein Industriegenosse muß sich von der Technik, die er bringt, sichtlich dadurch abheben, daß er für sein Mitleben mit den Fremden die umgekehrten Zeitwerte einsetzt, wie die Maschinen, die er mitbringt. Die Maschinen beschleunigen. Der Friede des Piraten entspringt einer freiwilligen Geduld, einem unerwarteten und technisch nicht notwendigen langsamer werden! An diesem Punkt erneuern wir unseren Anschluß an das Ende des letzten Kapitels, an jenes schöne Wort: »Mehr muß man nicht wissen wollen«; das schrieb das Mädchen über ihr eigenes Tun. Aber um dieses Nichtwissen herum will ich dich ausrüsten mit einer genaueren Kenntnis der schrecklichen Zeitkrankheiten, die jeden industrialisierten modernen Autofahrer heute bedrohen. Davon mußt du, davon muß jeder mehr wissen wollen; sonst mißlingt alles. Die Verwechslung exportierter Waren mit ausfahrenden Menschen ruft drei Zeitkatastrophen in dem Dienstwilligen hervor, der nicht das Zeiten-ABC genauso lernt wie die übrige Sprache des fremden Landes. Urmächte des Lebens fehlen heute dem Exporteur, Ingenieur, Planer. Sie haben nie davon gehört, daß ihr Fehlen uns Menschen illegitim mache, daß ihr Fehlen die Gegenwart abschaffe und daß wir als uneheliche Kinder der Welt in einer entschwundenen Gegenwart noch mit dem besten Willen nur Unheil anrichten können.

Ich weiß sehr wohl, daß ich hier am Ende dieser Schrift dadurch den Eindruck des Praktikers zu erwecken vermöchte, indem ich dem Leser ein Adreßbuch all der Stellen gäbe, die in Friedensdienst, Entwicklungshilfe, Sühnezeichen, Zivildienst, Arbeitslagern, Nothilfe tätig sind. Auch Zahlen und Landkarten könnte ich anhängen. Damit würde ich den Anschein geben, selber in einem großen Büro mit Kartothek zu sitzen und wie ein Elektronengehirn alle Anfragen spielend erledigen zu können. Jedem Leser wäre sofort geholfen. Ach, es ist nicht an dem. Ich kann keine Anfragen erledigen, nur auf Fragen kann ich Antwort geben

und auch nur dann, wenn ich selber von der Frage geplagt worden bin. Wie verschieden sind doch Anfragen von Fragen! Wer von den Massenkundgebungen, Parlamentsbeschlüssen und Zeitungsartikeln her dahingelangen will, wo seine eigene Lebensfrage sich stellt, den allerdings möchte ich statt mit Redensarten mit der Sprache ausrüsten, auf die alle Piraten des Friedens hinsteuern. Diese Sprache beginnt mit dem geheimnisvollen Zwillingspaar »Krieg und Frieden«. Diese beiden Worte hat es im Indogermanischen nicht gegeben. Diese Tatsache allein ist schier rätselhaft. Wir Menschen haben anscheinend lange ohne diese Unterscheidung zwischen Krieg und Frieden gelebt. Daß die Namen einmal fehlten, ist aber nach dem Kapitel dieser Schrift begreiflich. Denn sie hat mit den Alvordern die drei Stufen unterschieden, die unsere heutige Natur-Burschen-Menschheit nicht zu trennen weiß: die sprachlosen Dinge der vor-menschlichen Welt, die Kriegserklärungen der sich entzweienden Kinder Adams, die ausdrücklichen Friedensschlüsse der sich wieder versöhnenden Kinder Adams und Kains und Abels bis zu uns.

Bei dieser Unterscheidung von drei Stufen: zwielichtige Dämmerung, morgendlicher Streit, abendlicher Friedensschluß, zerfällt unsere Zeiterfahrung in drei ganz verschiedene Verhaltensweisen: die erste lebt dem Augenblick; Lachen und Weinen, Hunger und Liebe, Schlaf und Wachen wechseln ja ihre Herrschaft über uns ab. Die Sprache nennt sie die Triebe mit gutem Recht. Denn wir werden von unseren Trieben passiv durch die Zeit getrieben wie Wasser von Klippe zu Klippe geworfen, jählings ins Ungewisse hinab.

Der Krieger taucht aus diesem Triebleben auf dank seines höheren Zweckes. Es gibt den Politiker, der nur seinen Feinden seine Zusammenraffung zu einem. höheren Ziel verdankt. Krieg schafft eine Verdichtung, einen Zusammenhang vieler Augenblicke, einen Vorgriff und einen Rückgriff auf Zeiten. Für die Kriegsdauer wird dem einen Siegeswillen alles nur Triebhafte untergeordnet. So erfährt jeder, der einem Gemeinwesen dient, dankbar seine Erhebung zu dauernden Aufgaben. Dem Krieg, der Bekämpfung eines Übels, entspringen die Aufgipfelungen unserer Willenskraft. Sie führen uns zu den Wundern im Berufskönnen. Krieg macht erfinderisch. Staatsmann und Techniker, beide kämpfen gegen den Feind draußen; ob das nun Feinde vor den Toren Roms sind, wie Hannibal, oder die Hungersnot vor den Grenzen Rußlands 1963; die klare Losung wider den Feind, einmal erklärt, erklärt auch alle die einzelnen Schritte zur Niederringung des Feindes. Während eines Krieges erscheint der Gegner als ein Jemand, der mir nichts zu sagen hat und der nicht mit sich reden läßt. Krieg ist Abbruch der Beziehungen. Die Kriegserklärung ist das letzte Wort; das die Parteien wechseln. Von da ab haben sie die Zeit nicht mehr gemeinsam! Das ist sehr wichtig, weil es ganz unbekannt geworden ist. In Deutschland wurde diese Unwissenheit der so viel wissenden Gebildeten einmal, 1895, erschreckend klar. Jedes Jahr seit 1871 hatte man den Tag von Sedan, den Sieg im Krieg von 1871 rückblickend gefeiert, im völligen Vergessen, daß die nächsten Nachbarn, die Franzosen, vielleicht zuhörten. Ein paar einsichtige Deutsche schlugen vor, nach 25 Jahren, eben 1895, auf die lärmenden Sedanfeiern zu verzichten, auf die Prahlerei mit der Gefangennahme des Kaisers der Franzosen. Die Nationalen aber schlugen den Vorschlag, sie möchten doch in eine gemeinsame Zeit mit ihren Nachbarn jenseits des Rheins zurückfinden, geradezu wütend aus: der deutsche Kaiser nannte die Antragsteller »vaterlandslose Gesellen«. Ist es nicht komisch, daß dieser Vorwurf nicht etwa erklang, als ein Krieg erklärt werden sollte, sondern genau umgekehrt, damit nun endlich Frieden werden könne. Dabei hatte Deutschland doch bei Sedan gesiegt! Warum mußte es brüllen?

»Der König und die Kaiserin, des langen Haders müde, bezähmten ihren harten Sinn und machten endlich Frieden«

hatte es zum Jahre 1763 geheißen. Die Arbeiter waren also 1896 die rechten Erben der Kaiserin Maria Theresia und Friedrich des Großen; deshalb verlor Wilhelm II. seit 1895 an sie mit Recht seine Krone. Sowenig wie sein Militär wußte er nicht mehr, wie Friede geschlossen wird. Und wie wird er geschlossen? Dadurch, daß zwischen den Feinden wieder eine gemeinsame Zeit und ein und derselbe Kalender zugelassen wird. Derselbe Hasser Staat hat noch 1873 die Bitte abgeschlagen, den Gräbern der im badischen Aufstand 1848 gefallenen Revolutionäre ihren Namen einzuschreiben! So frech ist der Staat. Er verweigert den Frieden.*

Das Schaffen des Friedens ist nicht schon durch einen Waffenstillstand zu erreichen, sondern dann tritt ein kalter Krieg an die Stelle des heißen. Gemeinsames Unglück, gemeinsame Freuden soll es für Ost und West nicht geben dürfen. Im Gegenteil, es gibt nur Triumphe über den Osten oder über den Westen, je nachdem. Wo aber die Trauertage und die Festtage nicht zusammen begangen werden, da herrscht Zwielicht oder Krieg, aber durchaus kein Frieden.

Weil also das Friedenschließen die gemeinsame Zeit erst einmal herstellen soll, die es trotz größter Raumenge durchaus nicht von Natur gibt, deshalb versteht die gesamte Industrie nichts vom Frieden. Sie ist vielmehr ein Parasit, der den Frieden voraussetzt. Sie beutet den Frieden aus. Denn sie operiert ja mit ihrer Technik nur auf eine Abkürzung der Zeit hin. Es soll schneller gehen als vorher und es geht immer schneller. Niemals findet sich im Denken der Naturwissenschaft die Frage: Sollte es vielleicht lieber langsamer gehen? Denn wie haben Galilei und Planck erst mal eine gemeinsame Zeit gekriegt? Weshalb freuen sich denn Madame Joliot-Curie und Otto Hahn über dieselben Freuden und weshalb trauern sie über dieselben Betriebsunfälle? Lieber Leser, die Techniker, die Physiker, die Chemiker sowenig wie Bismarck oder Adenauer verstehen sich selber oder gar ihre Frauen. Wir mögen, du und ich, nichts von Atomen verstehen, aber was den Herrn Einstein und den Herrn Bismarck treibt, das verstehen wir besser als diese beiden Herren, denn das ist unser Beruf als Piraten des Friedens. Damit nämlich kommt das erste große Geheimnis der Zeit zur Sprache. Die Zeit ohne gemeinsamen Seelenkalender der Leiden und Freuden

^{*} Harry Pross, »Deutsche Politik 1803-1870«, Fischer-Bücherei, Bd. 415, S. 127.

ist eine abstrakte Zeit, eine künstlich nach außen in Polizei, in Laboratorien, auf Dinge, Welle, Grenzen, Begriffe geschrumpste Zeit: Bürozeit, Arbeitszeit, Dienstzeit. Hingegen deine und meine Zeit hat mit Bismarck und Einsteins Zeit nichts zu tun. Wenn die am Leben teilnehmen wollen, müssen sie zu uns, den Freiwilligen der Zeit herüberkommen. Denn wir pslegen den echten Charakter aller gemeinsamen Zeit. Von der leben auch sie, aber sie borgen sie sich von uns aus. Denn der echte Charakter existiert nur als eine von mehreren Generationen geteilte Zeit. Während im Krieg, im Streit, im Kampf der Politik und der Natur der Wille als lebendes Geschlecht sich durchsetzen soll, verbindet jeder Friede mehrere Generationen derart, daß ihr eigener Wille gleichgültig oder unbestimmbar wird.

Das 20. Jahrhundert hat viel vom Gemeinwillen geredet, hat Plebiszite angeordnet und die Prozente der Wahlbeteiligung in die Höhe getrieben. 98 Prozent haben bei einer Abstimmung 1935 zugestimmt und 1945 hätten 98 Prozent dagegen gestimmt, denn ich als Eintagsfliege bin und bleibe ein Rindvieh. Aber die Kette der Geschlechter, hat Edmund Burke gesagt, ist weise. Mehraltrig soll die Zeit erbaut werden, in der es allein Frieden geben kann. Die Dämlichkeit von 1895 hinsichtlich Sedans bestand eben in der Unkennfinis, daß zum Frieden schließen eine Generation nach der anderen ausdrücklich gewonnen und bewogen werden muß. Mußte 1870 die Garde bluten, so hätte 1895 der Eigenwille bluten müssen. Es ist doch kein Geheimnis und gar nichts Unbegreifliches, daß Frieden nur in Etappen geschlossen werden können Aber weder der Kaiser noch seine Ratgeber wußten von diesem Gesetz des Friedens. Kein Friede kann wie ein Waffenstillstand geschlossen werden. Telefonieren und Radio erlauben das Aufhören des Schießens in Sekunden herbeizuführen. Umgekehrtes gilt vom Frieden. Drei Generationen müssen in einen Frieden hineingerissen und eingeführt worden sein, ehe er sich durchführen läßt. Schon 1872 meldete der Kurator der Universität, die nach Sedan in Straßburg umgegründet wurde, dem Großherzog von Baden, daß keine Aussicht auf Frieden im Elsaß bestehe. Denn die Professoren kämen siegesgeschwellt dahin, statt friedenswillig.

Der Turbinenbauer, der stolz seine patentierte Maschine dem neugierigen Kambodschisten vorführt, erinnert an die siegesgeschwellten Professoren. Vom Frieden verstehen beide deshalb nichts, weil uns der Friede einebnen muß. Einebnen? Was für ein verrücktes Wort? Das, so sagt uns der Techniker, haben wir doch nicht nötig. Gerade darauf aber ruht der Friede. Nur zu dem kommt der Friede, den er in die Geschlechterkette einebnet. Krieg ist die »Aussetzung« des Willens aus dieser Kette zugunsten eines gegenwärtigen Zieles, eines bestimmten Augenblicks. Friede schließt die Zeitalter nach solcher Ausuferung und Aufgipfelung für einen vorübergehenden Zweck wieder zusammen. Und damit werden die gemeinsamen Freuden und Leiden wieder wichtiger als die vorübergehenden Ziele der Kriegszeit.

Es bedeutet also immer, daß Friedenszeit mehrere Lebensalter und Krieg ein Lebensalter lang unser Bewußtsein speist und erfüllt. Die Friedenszeit ist daher von deinem Selbst allein und auch von allen Zeitgenossen zusammen nicht darzustellen. Friede wendet sich an das, wofür die kriegerische Sprache des Deutschen nicht einmal ein Wort prägen kann: Friede wendet sich an Distemporarier, an Menschen, denen wir bislang nicht den guten Tag und die Zeit entboten. Angehörige verschiedener Zeitalter verbindet, vereinigt, verschmilzt jeder Friede, der mehr als ein Waffenstillstand ist. Eine fernsehende, eine telegraphierende und fliegende Menschheit darbt dieses Friedens. Auf Neuguinea herrscht noch heute zwischen zwei Urstämmen ein ausdrücklicher Friede, der vor 6000 Jahren geschaffen worden ist. In Mitteleuropa herrscht der Zufall einer zwielichtigen Dämmerung, die weder Krieg noch Frieden ist. Er herrscht, weil die Technik herrscht und die Technik verbraucht unsere gemeinsame Zeit. Sie ist Konsument der Zeiten, die seit Jahrtausenden an unseren Festkalendern und an unseren Seelenjahren gewirkt haben. Zum Verbraucher der Zeit muß also niemand laufen, um neue, künftige Zeit in Auftrag zu geben. Wohin also gehen wir?

Zunächst doch wohl in uns selber. In uns gehen nennt die Sprache die Wendung von der Technik weg. Wenn wir in uns gehen, so heißt das keineswegs, daß wir verstummen; im Gegenteil, wer in sich geht, wird höchst beredt. Die Perlen der Sprache sind die Frucht des In-uns-Gehens. Was ist denn aber dies törichte In-uns-Gehen? Nun, wir werden gleichgültig gegen unseren Status, unseren Ruf, unser Auftreten, unseren Rang, unsere Ehre und unsere Rechte. Es kränkt uns nicht, wenn einer uns Jude oder Roter oder Junker oder »ein bißchen katholisch« schilt. Wir können nämlich nur in uns gehen, wenn es uns kalt läßt, ob uns die Welt für legitim oder illegitim, anständig oder unanständig, adelig oder plebejisch hält. Wie könnten wir sonst in uns gehen? Gerade diese Zensuren wollen wir ja erst selber einmal neu sortieren.

Wagen wir also einmal den kühnsten Schritt. Ist etwa unsere ganze naiv von uns in Anspruch genommene Zeit illegitim? Welchen Anspruch kann ich denn an die Zeit stellen, daß ich sollte von »meiner« Zeit reden dürfen? Es wird weniger Streit geben, wenn ich mit dem Leser zusammen so In-uns-Gehe, daß wir einmal unserer eigenen Zeit statt immer nur dem Jesuskind das Prädikat »unehelich« anhängen. Dann werden unsere Nachfahren vielleicht wieder rechter Leute Kinder, und das heißt ja »ehelich«.

Wir haben ein Resultat zu verzeichnen: die Zeit ist nicht das Nacheinander der Dinge, wie die abstrahierende Physik behauptet. Um diesen sehr verbreiteten, in viele Formen allerdings verhüllten Irrtum unübersehbar zu machen, wollen wir einmal das Wort »Ding« selbst kurz ansehen. Das Ding, das ist ja der Gerichtstermin, das Thing ursprünglich, und seine Sache wird zum Ding, wie sie auch zu einer Rechtssache, einer Sache wird, wenn sie einen Sachwalter vor Gericht bekommt, wenn also ein Termin anberaumt wird, an dem sie verhandelt wird. Das Nacheinander der »Dinge« als eine Definition für das, was die Zeit ist, das wäre also zweimal dasselbe, denn das würde nur bedeuten, ein Nacheinander von Terminen, von Thingen. Jedes Ding wird erst zum Termin

in der Weltgeschichte dank jemandes Liebe zu diesem Ding. Aus dem Weltenchaos werden Dinge, wenn sie an meine Zeit angeschlossen werden, wenn ich sie anberaume! Wenn ich mich heute für dieses Ding interessiere, dann wird damit dieses Ding mit einem Stück meiner Geschichte begabt. Der Glorienschein der menschlichen Zeit fällt auf das im Chaos der Welt, was wir daraufhin ein Ding nennen, daß es einen Sachwalter oder Verteidiger gefunden hat. Auch in Verteidigen steckt übrigens Thing auf dem Umweg über Tageding. Wenn ich etwas Sauerstoff nenne, so hat Herr Lavoisier eines Tages geruht, sich über diesen Teil der Welt zu bücken und ihm seine Aufmerksamkeit zu seiner Stunde zuzuwenden. In dem Augenblick trat aus dem Chaos dieses Ding an das Licht, unter dem Augenschein und der Namengebung des Menschen, so wie es in der Genesis auch heißt, daß Adam das Chaos zu seiner Bestimmung adelt, wenn er sich über die Dinge bückt und ihnen einen Namen verleiht aus dem Schatz seiner zeitlichen Erfahrung und seiner eigenen Lebensgeschichte. Hjalmar Schacht, später Präsident der Deutschen Reichsbank, war ein unbekannter Bibliothekar der Bücherei einer Bank. Weil er einem der Direktoren einen Dienst zu erweisen Gelegenheit hatte, wurde er zum Essen des Aufsichtsrats geladen. Da sagte er: »ich bin ein gemachter Mann.« Er hatte recht, er hatte sein >Thing«, seinen Termin; und an oder mit diesem Termin begann seine triumphale Laufbahn.

In unserer Geschichte haben die Zeiten der Kriege und die Zeiten des Friedens auseinandergelegen. Wir haben prima Soldaten und prima Handwerker ausgebildet. Der Kunsthandwerker hat endlos Zeit; der Soldat muß schnell sein. Die Weltlage, die heute die nationalen Charaktere ganz neu auf die Probe stellt, verlangt, daß jeder Lebenstag halb vom Soldaten, halb vom Handwerker in uns bewältigt werde. Beide Formen der Zeit-Erfahrung, das keine Zeit haben und das endlos Zeit haben, müssen im Betrieb, in der Politik, im Haus, im Verkehr uns beide jederzeit abwechselnd zur Verfügung stehen.

Der Planer und der ungeplante Mensch werden in jedem einzigen Augenblick beide gefordert; oder wir gehen zugrunde. Die alte bequeme Teilung in lange Friedenszeiten und kurze Kriegsepochen weicht heute der Zusammenschweißung beider Zeitarten in eine unaufhörliche Doppelzeit.

Wo diese Zusammenschweißung fehlt, ist das Leben in den tötenden Raum bloßer gestorbener Dinge abgestürzt. Die Gegenwart ist dann entschwunden, und mit den schönsten Plänen, Planungen und Techniken stürzen wir dann ins Nichts. Der Dienst auf dem Planeten bekämpst dieses Nichts.

Die mißhandelte Zeit wird zur wirklichen Zeit, wenn wir uns wider Erwarten Zeit nehmen. Ich glaube, spätere Zeiten werden sagen, daß im Jahre 1961 der Friede hat ausbrechen können, der im Jahre 1945 unmöglich war, weil sich die Menschen zum ersten Mal haben Zeit nehmen müssen, sogar die Herren Kennedy und Chruschtschow, um sich zu überlegen, was denn eigentlich passiert sei. Die Zeit wurde noch einmal heraufbeschworen, und erst damit ist ihr, der mißhandelten weiterrasenden Zeit, ihr Recht geworden. Am Geheimnis der Wiederholung genest die Zeit. Und wer innerlich Zeit hat, innerlich sich Zeit

nimmt, bei dem kann der einkehren: Der da ist, Der da war, Der da sein wird. Denn nicht der ist der Herr der Zeit, der als Physiker aus Vergangenheit die Gegenwart und die Zukunft herleitet; der ist bloß ein Klempner. Von dem wahren Herrn der Zeit trifft uns ein Wort so ins Herz, daß sowohl die Zukunft wie die Vergangenheit von uns plötzlich mit seinen allgegenwärtigen Augen gesehen werden. Er teilt uns mit, was endgültig vergangen bleiben muß, was unbedingt auf uns zukommt. Wo seine Gegenwart den Zeiten, die wir »Zukunft« und »Vergangenheit« titulieren, voraufgeht, ist die ganze Zeit nicht mehr in unseren mißhandelnden Händen; sie ist dann in Gottes Hand.

Die Sprache hat das längst ausgesprochen. Die Not hat eben längst sich fühlbar gemacht. Nur hat unser Zeitalter der Beschleunigung die Parallele, die Nötigung zum Zeitloswerden gern überhört. Wir wollen uns hier langsam auf diese verlorene Weisheit der Sprache hinbewegen. Schneller geht es ja immer dann, wenn wir vorher planen, wie ein Arbeitsweg verkürzt werden könne. Jedes Buch über Planen teilt dem Leser mit, daß man beim gewünschten Resultat anfängt und von ihm her rückwärts den Hergang in kleinsten Schritten zerlegen muß. Langsamer aber müssen wir immer dann werden, wenn vor lauter Blitzgeschwindigkeit der durch die neue Technik geforderten nächsten Gruppe keine Zeit gelassen wird, erst einmal sich selbst zusammenzufinden. Finden diese Menschen einander nicht, kommt es nie zu dem von jedem gewünschten Resultat. Da wir zur Liebe nicht gezwungen werden können, so ist die höchst unpraktische, aber urnotwendige Gabe des technischen Menschen an den Herren über Zeit und Ewigkeit die Hergabe freier Zeit, um sich beliebt machen zu können. Stäbe stiften muß der Planer; das kostet viel Zeit.

Könnte der Zeitverkürzer Mensch nicht auch Zeitverlangsamer werden, so setzte er sich an Gottes Stelle und hörte nicht mehr auf des alten Johann Sebastian Bachs Kantate 106: »Gottes Zeit, Gottes Zeit ist die allerbeste Zeit.« Ach, ich weiß wohl, ich mache mich hier lächerlich. Denn die abgefeimten Stoppuhrmenschen reservieren diese Klänge des alten Bach für die Konzerte. Aber die Kantate 106 ist das wirkliche Einmaleins der echten Rechenkunst unseres Daseins. Unser selber Berechnen der Zeit ist nämlich nur die eine Hälfte der Erfahrung; diese Hälfte ist die Erfahrung angriffslustiger Jungenhände und der begriffsstolzen klugen Köpfe. Angriff und Begriff der Hand und des Kopfes sind kriegerisch. Sie leiten unsere Hände und Köpfe beim Kampf ums Dasein. Aber-unser Geschlecht stirbt aus, wenn es sich von Hand und Kopf regieren läßt. Dann wird jedesmal, wie mir 1917 Franz Rosenzweig nach Bethmann-Hollwegs Sturz durch das Militär schrieb, »Deutschland nur noch eine bloße Hindenburg und ein einziges Ludendorff werden«. Denn das Wort aus unserem Mund ist nur wahr, wenn es für die ganze Rasse aus dem Herzen ausgesprochen wird und aus unserem Mund das Ohr eines Partners erreicht. Erreichen ist das Gegenteil von angreifen. Begreifen ist das Gegenteil von aussprechen. Denn was man mit den Händen greifen kann, ist nicht der Rede wert. Aber was sonst sich nicht geltend machte, ein »Grüß Gott« oder ein »Dir ist verziehen«, kann nie begriffen, es muß ausgesprochen werden, denn es muß riskiert werden, um Gehör zu finden. Der Begriff stellt ja einen Gegenstand vor mich hin. Aber die Ansprache tritt in mein Inneres ein, um es zu verwandeln. Gottes Zeit ist also deshalb die allerbeste Zeit, weil ihr Friede das als unbegreiflich und unangreifbar anerkennt, was die Technik den Händen und den Köpfen auszuliefern droht. Gott schafft eine über den Todesraum der Hände und Begriffe erhabene Zeit. Seinen Frieden erleiden und erlieben wir; da geht es also genau umgekehrt zu, wie wir dem Angriff und den Begriffen des kriegerischen Individuums begegnen. Im Frieden macht sich das ganze Geschlechtswesen geltend. Da gibt es kein neutrales Individuum! Im Frieden des Menschengeschlechts kann niemand seines Bruders Gegenstand bilden, denn er wird ja zu meinem Kameraden »als wär's ein Stück von mir«.

Als Kinder spielten wir Himmel und Hölle. Ein Papier wurde zur Hälfte schwarz gemacht, zur anderen blieb es weiß; und dann wurde es künstlich so gefaltet, daß wir zwischen Himmel und Hölle abwechseln konnten. So wechselt ein jeder von uns zwischen Krieg und Frieden, zwischen Aufrüsten und Abrüsten, zwischen seinen Begriffen und seinen Angehörigen ab. Zum Essen und zum Befehlen tritt dein Kopfmensch und dein Magenmensch in sein Recht. Wehe ihnen, wenn sie nicht fest zugreifen. Dazu müssen sie, der eine angreifen, der andere begreifen. Hingegen zum Zeugen und zum Schaffen müssen wir zuerst einmal auf die ganze Armatur des Kriegers verzichten. Die Liebe entwaffnet. Das Leid überwältigt. Die schöpferische Empfängnis, Gottes Leiden, ist die hohe Zeit seiner Schaffenskraft. Der Atheismus ziemt sich zwar für den Könner, den Chemiker und für Herrn Darwin, den Begreifer des Kampfes ums Dasein. Aber der Atheismus wäre nur komisch für jemanden, der seiner höchsten Inspiration dankbar vertraut. Da vertraut er auf Gott. Aber viel mehr steht auf dem Spiel. Der Glaube an den Eintritt der Gotteszeit in dich ist die einzige Rechtfertigung für jedes einzige unserer Rechte. Denn wir hatten ja am Anfang der Weltgeschichte keine Rechte. Väter konnten ihre Neugeborenen töten. Daß ich dies Papier mein eigen nenne und diese Feder, mit deren Hilfe ich den nächsten Friedenspiraten auszurüsten versuche, ist doch nur zu einer guten Stunde als vorher unerhörtes Recht mir zugebilligt worden. Man denke, ich kann hier sogar eine Hohe Behörde kritisieren! Ja, ein Papst darf heutzutage sogar dank der Menschenrechte der französischen Revolution seine eigene offizielle Stellung kritisieren; denn auch er ist mehr als ein Papst geworden. So soll uns ein Papst die Wegetafel für das dritte Jahrtausend errichten helfen, zu dem es ohne den zivilen Gegendienst gegen die Heere und die Kriege nicht gelangen kann. Der unbekannte Soldat des Friedens und der in die Tafeln der Geschichte eingegrabene Name Johannes XXIII. gehören heute auf ein und dieselbe Tafel; alles, was du für dich wie natürlich in Anspruch nimmst, nämlich dein Wahlrecht, deine Eidesfähigkeit, deine Dienste als Schöffe, Geschworener, Stadtverordneter, Soldat, deine Redefreiheit, vor allem aber dein Recht, deinen Ehepartner und deinen Lebensberuf frei zu küren. Kein einziges dieser Grundrechte hat uns von Natur wegen zugestanden. Michelangelo hat in der Sixtinischen Kapelle den Weg dieser Freiheiten aus Gott zu uns Menschen herunter gemalt*. Jetzt aber stehen sie uns von Rechts wegen zu. Mit anderen Worten, wir dürfen den heutigen Rechtszustand nicht für naturgegeben halten. Er kann wieder verlorengehen, und zwar im Handumdrehen, wie das unter Hitler geschehen ist. Gerade das aber, verehrter Leser, gesteht sich vermutlich die Hälfte deiner dies lesenden Zeitgenossen nicht ein. Sie glauben sich mit allen ihren Rechten in einem Naturzustand zu befinden. So werden sie alle ihre Rechte beim nächsten Zufall erneut verlieren. Und niemand wird sie ihnen wiedergeben.

Mit Schuld daran ist das Wort »Zustand«. Wie wir uns nämlich vorfinden, diese Lebensweise scheint uns zuzustehen. Der Leser muß wissen, daß erst die raumverliebte Aufklärung, die unsere göttlichen Augenblicke in natürliche Zeiträume umbog, dieses Wort »Zustand« geprägt hat. Das Wort Zustand ist also für unser Volapük gefährlich. Der liebesstarke Goethe ist daher in den unmutigen Ruf ausgebrochen: »Zustand ist ein albernes Wort, weil nichts steht und alles beweglich ist« (Werke 23, 164). Aber die Beamten leben von ihrer »Zuständigkeit«. Das Grimmsche Wörterbuch enthält über das Wort ›Zustand« den recht nachdenklichen Satz: »Die immer weiter vordringende Ausbreitung des Wortes ›Zustand« hängt mit dem Bestreben zusammen, die Menge der vielfachen Vorgänge begrifflich sich zum Gegenstand zu machen, ist also ein Zeichen veränderter sprachlicher Anschauung« (16, 841). Wer sich aber Vorgänge ›zum Gegenstand« macht, ist auf dem Holzweg wie das 19. Jahrhundert.

Also laßt uns festhalten: jedes Grundrecht des freien Menschen ist in einem beweglichen Leben erworben worden. Es stand uns früher nicht zu. Unsere Väter haben es für uns erkämpft. Dies Vätererbe läßt sich daher nur besitzen, wenn wir es im Neuerwerb des nächsten Erbes aufs Spiel setzen und mehren. Der Krieg, den die Piraten unseres Friedensdienstes auf sich nehmen, gilt wieder einem Grundrecht. Es ist mein und dein Recht, trotz 140 Staaten im Völkerbund, trotz der Aufteilung sogar des Luftraumes und der souveränen Regierungen, noch im eigenen Namen paßfrei, staatsfrei, regierungsfrei zu handeln.

Auch ein Papst wurde nämlich vor diese Frage gestellt: Wie wird ein fehlendes Ganzes, wie wird die nächste Fügung geschaffen? Kann mehr als ein Einziger, Einsamer dies Ganze schaffen? Seit dem Deuterojesaias zerbricht sich die Menschheit darüber den Kopf. Vierzehnmal steht in dem kurzen Deuterojesaias das Wort »schaffen« –so oft wie in der übrigen Bibel zusammengenommen – und aus ihm hat Jesus geschöpft, um uns das Menschengeschlecht in sich fertig zu erschaften.** Wir könnten den Menschen also kennen. Und im Piraten-Volapük müssen wir ihn aussprechen oder es kommt nicht zum Piratentum. Das dritte Jahrtausend wird nicht zustande kommen, wenn wir nur von zuständigen Tech-

^{*} Rosenstock-Huessy »Out of Revolution« Autobiography of Western Man, 2. Ausg., 1964.

^{**} Vgl. Genaueres im Kapitel »Die Frucht der Lippen« im 2. Bd. meiner »Sprache des Menschengeschlechts«, Heidelberg 1964.

nikern verwaltet werden. Das hat uns Papst Johannes XXIII. in unsere Zukunft mitgegeben. Als Kardinal Roncalli wurde er 1945 päpstlicher Nuntius in Frankreich. Damals erlangte unter den Parisern ein seltsames Unternehmen Ruhm. Der schottische Arzt John W. Thompson und andere Arzte errichteten nämlich ein »Anti-Konzentrations-Lager« vor den Toren der alten Lutetia. In diesem Lager hofften die Doktoren seelische Opfer des bösen »Esprit Concentrationnaire« zu heilen. Sie beschritten dazu den Weg der Gegengiste: ihre Lagerordnung erlaubte alles, was bei den Nazis verboten war. Die Bewohner waren nicht »Insassen«, sondern Mieter. Sie konnten nach Belieben gehen und kommen. Sie dursten Gelder aus der Lagerkasse entnehmen oder in sie ihrerseits Geld einlegen. Sie dursten die Zeiten für Arbeit und Schlaf nach ihrem Ermessen ansetzen. Kardinal Roncalli wurde von Dr. Thompson umhergeführt und fand das ganze außerordentlich gelungen. Am Ende wandte er sich leise aufseufzend an den Arzt: »Ist es nicht merkwürdig, daß in unserer Zeit das Besondere nur von Laien getan werden kann?« Der Leser wird aus diesem Satz verstehen, warum Kardinal Roncalli der außerordentlichste Papst hat werden können. Es spricht aber der Satz auch das von uns gesuchte Geheimnis des Friedenskorps aus. Die technische Welt nimmt alle Funktionen planend vorweg und jeder Sachverständige wird verplant und programmiert. Er soll leisten, etwas vorher Bekanntes leisten. Damit stürzt er in den Raum; der Raum macht ihn sichtbar, und weil das Sichtbare der Teil von uns ist, der dem Tod verfällt, so ist der fachmännische Raum immer Todesraum und tötender Raum*. Nur die reine Zeit ist todesfrei und nur der raumvergessende Mensch ohne Todesfurcht hat an ihr Anteil. Ein Papst also hat hier dem Unvorhersehbaren - der wird ja in seiner Sprache Laie genannt -, den Vorrang vor dem Klerus eingeräumt. Ich habe schon 1926 in einer Schrift »Religio depopulata« auf die Entmachtung jedes Klerus hingewiesen. Im Islam werden heute die Krieger - sie sind dort der Klerus - entmachtet; was in islamischen Ländern und Gebieten heute geschieht, ist nur insofern lebenswichtig, als es von mohammedanischen Frauen hervorgerufen wird. Wiederum im Deutschland der Professoren ist heute nur das wichtig, was die Nicht-Professoren denken und lehren; in England zündet nur das ein Feuer an, das ein Nichtgentleman schürt; in Frankreich »gilt« plötzlich die Provinz - Toulouse, Marseille, Bordeaux, Le Havre - sie sind »der Laie«, auf den das Papstwort hinweist, gegenüber der bisherigen Königin Paris. Der Pirat, dieser Unvorhergesehene, allein rettet uns vor der zeitverkürzenden, raumerweiternden, gruppenzerschlagenden Technik. Der Avantgardist hat aufgehört, in der bisherigen Führergruppe angetroffen zu werden. Er muß als Außenseiter kommen! Der barmherzige Samariter ist ja das Urbild dieses »Laien«; nämlich Laie ist hier der, von dem man es am wenigsten erwartet. Von Haus aus dachte ein Jude im Königreich des Herodes, daß ihn jeder Samariter hasse und er selber haßte alle Samariter in Bausch und Bogen. Der Samariter,

^{* »}Der unbezahlbare Mensch«, Berlin 1955; jetzt auch als Paperback, Herder, Freiburg.

den wir hinterher den Barmherzigen nannten, enthüllt sich als solcher im Lauf der Geschichte. Was der Papst im Laufe des Lagerbesuches erfuhr, und was dem Leser dieser Schrift vielleicht widerfährt, ist die Umkehrung der Werte »Klerus« und »Laie«, »anständiger Mensch« und »Pirat«, »Techniker« und »Liebhaber«. Die fast unbesiegbare Schwierigkeit freilich gegenüber dem Leser wird wohl die sein, die bei Kardinal Roncallis Besuch wegfiel. Dieser Bauernsohn aus Bergamo hatte die Eigenschaft, die Jakob Grimm der greisen Bettina von Arnim nachrühmt: »Du kannst noch immer in den Kelch der einfachsten Blume blicken, so als sähest Du sie zum ersten Mal.« Aus dieser Kraft des ersten Blicks allein wird der Ursprung des nächsten geschichtlichen Augenblicks möglich. Die Behörden sind unentbehrlich für alles Begreifliche an uns, aber der unbegreifliche Mensch macht sie notgedrungen impotent. Für diesen Teil von uns sind sie nicht gemeint, nicht »zuständig«. Ein amerikanischer Bürger macht sich heute strafbar, wenn er auf eigene Faust nach dem 90 Meilen entfernten Kuba fährt! Ginge es nach den Behörden, so dürften wir auf nichts hören als auf ihre Vorschriften. Das Behörige drängt sogar in USA das Gehörige auf die Seite. Das war nicht immer so. Ich entsinne mich aus meiner Jugend an die Geschichte von der Depesche, die der Kommandierende General von Einem, genannt Rotmaler, an den Kaiser bei einem Bergarbeiterstreik aus dem Ruhrgebiet sandte. Der Kaiser forderte ihn zum Bericht über die Lage auf. Der General telegraphierte: »Alles ruhig bis auf die Behörden.« Und da sollen wir auf die Fachleute allein hören? Nein, »der Krieg ist zu wichtig, um ihn den Generälen zu überlassen!«

Dies also ist das Damoklesschwert, das über unserer Zukunft hängt: keine einzige der Behörden der weltlichen Staaten und der kirchlichen Stellen sind für den Planeten verantwortlich. Sie haben ihren Eid als Behörde einem Teilchen der Welt gelobt. Das Heraustreten aus dem Bannkreis des einzelnen organisierten Amtes in Staat oder Kirche obliegt einzig und allein dem Laien in uns; es obliegt uns, ob wir Arzt sind oder Richter; es obliegt dem Papst selber, dem Professor so gut wie einem Minister. Den großartigsten Präzedenzfall, den ich kenne, hat es in Theodore Roosevelts Präsidentschaft gegeben. Die Russen und Japaner führten 1904 bis 1905 Krieg, und beide litten schwer; Roosevelt wurde um seine Vermittlung angegangen. Und die meisten meiner Leser werden wissen, daß tatsächlich der Friede 1905 in dem amerikanischen Hafen Portsmouth geschlossen worden ist. Aber nun hört auf das in den Schulbüchern ausgelassene Verdienst Theodore Roosevelts. Er schrieb seinem Freund, dem amerikanischen Botschafter von Lengerke-Meyer, nach St. Petersburg: »Es wäre im Interesse der Vereinigten Staaten, wenn sich Japan und Rußland weiter gegenseitig schwächten, aber ich als Präsident der Vereinigten Staaten habe nicht das Recht, nur im amerikanischen Interesse zu handeln. Ich muß dem höheren Interesse des Friedens auf der Erde dienen.« Die überklugen Lehrbücher des Staatsamts lassen leider solche Sätze vom Laientum sogar der Staatsoberhäupter weg. Darum reiht sich der deutscher Kaiser Wilhelm II. Theodore Roosevelt nur beinahe würdig an. Wilhelm II. wollte nämlich für die ihm wohlbekannte Unschuld des Hauptmanns Alfred Dreyfuß vor der französischen Regierung feierlich einstehen. Sein Kanzler, der unbeschreibliche Bülow, hat das verhindert, denn »es sei im deutschen Interesse, daß sich die Franzosen gegenseitig zerfleischten!« Der Kaiser hat daraufhin nicht so selbstvergessen wie Roosevelt gehandelt; er hat geschwiegen. Immer haben die Oberschlauberger den Bruchteil ihrer Interessen für das Ganze Gottes erklärt. Dies Ganze zerbricht am Unrecht. Daher wird jeder derartige Bruch tiefsinnig »Verbrechen« genannt. Die Schizophrenie befällt die Zeugen ungesühnter Verbrechen und unheilvoller Brüche. Des einzelnen Geist zerbricht nämlich, wenn Verbrechen gegen den Leib des Ganzen ungebrochen bleiben. Darum ist die Gerechtigkeit unteilbar. Dem Ungerechten erscheint sie aufteilbar. Bülows Traum, es könne aus der Franzosen Unglück der Deutschen Glück werden, ist ein Alptraum, den der Ursprung beider Nationen aus dem Christentum undurchführbar macht. Gott ist selber Recht, hat Eike von Repgow geschrieben, damit wir alle wie die weißen Blutkörperchen an die Bruchstelle eilen, und wie mit einem Mund als seine Geschworenen ihn wiederherstellen. Herr von Bülow hatte es nicht eilig, ein schreckliches Unglück zu sühnen. Dem Kaiser eilte es, denn er war eine lebendige Seele und litt an dem Unrecht mit. Wen seines Nächsten Unrecht nicht wie das eigene schmerzt, dem soll auch niemand helfen, wenn ihm Unrecht geschieht. Eine Freundin von uns, die später Architektin wurde und Mutter von sechs Kindern ist, las als Mädchen 1916 von den türkischen Greueln gegen die Armenier. Die Wehrlosen wurden niedergemetzelt, und unsere Freundin empörte sich - Amerika war noch nicht im Krieg - und eilte nach Washington, um Hilfe für diese Opfer zu erwirken. Als sie endlich den halbwegs zuständigen Beamten im »State Department«, dem Auswärtigen Amt, erreichte, erklärte ihr dieser, Hilfe sei ganz unmöglich, denn wer nach USA wolle, müsse einen Paß auf seinen Namen bei sich führen: die Armenier seien aber ein namenloser Haufen. » Ja, dann müssen wir ihnen eben ein Sammelvisum hinschicken.« »Das gibt es nicht.« »Ja, aber die Armenier müssen doch gerettet werden.« Achselzucken. Als unsere Freundin nun sitzen blieb, wurde der Beamte nervös. »Meine Behörde schließt jetzt.« »Nun, dann werde ich, bis Sie morgen wiederkommen, hier sitzenbleiben.« »Aber Fräuleinchen, nehmen Sie doch Vernunft an. Wie wollen Sie mich denn zwingen, etwas Ungesetzliches zu tun?« »Oh, das ist nicht schwer, wenn Sie sterben und an die Himmelstür kommen, werde ich auch dastehen. Wenn Sie Petrus dann bitten, Sie hereinzulassen, werde ich ihm sagen: Laß ihn nicht herein; er hat die Armenier auch nicht hereingelassen.« Das Sammelvisum für die Armenier wurde erfunden; es wurde erteilt; ich selber lernte einen Armenier kennen, der dank dieses Visums jetzt Bürger von USA ist. Die Behörde erkannte den Vorrang des Gehörigen über das Behördliche damals noch an.

Hören wir in diesem nie dagewesenen Augenblick, dann kann der Schöpfer Himmels und der Erden neu einbrechen: jedem von uns ist geboten, Gottes Recht unser Herz so bedrängen zu lassen, daß unsere Lippen unsere Nächsten darauf ansprechen. Und nur damit, daß der einzelne aus Herzensgrund seinem

Nächsten das bestimmende Wort weitersagt, läßt sich das zerbrochene Recht neu sprechen und damit die Zukunft unseres Planeten zufriedenstellen.

Aber die Oberschlauberger der Staatsklugheit beschränken die wirkliche Welt auf Zustände, für die sie bereits zuständig sind. Sie stammen aus Ninive und Assur, aus Babylon und Luxor, aus allen semitischen, hamitischen und japhetitischen Teufelsregionen, und mit diesem Plunder des Osiris, Marduk und Wodan und Fitzliputzli als ihren kosmischen und komischen Bundesgenossen für ihre Verordnungen lehren sie: es lebe das Unrecht. Die dem Nachbarn widerfahrende Ungerechtigkeit ist mein Schutz. Opfere ich ihn, dann wird es mir gut gehen. Einer der Zivilcourage noch zugänglichen Seele raubt dieser Satz ihre Heimat auf Gottes Planeten und in seiner Zeit. Darum wird der Satz des künftigen Papstes in Paris mit jedem kommenden Jahr unserer Bürokratisierung um so wichtiger werden.

Für die Jugend der Nationen verheißt des Papstes Ausspruch über den Unvorhersehbaren ein wichtigeres Dogma als es sein ökumenisches Konzil vermag. Ein ökumenisches Konzil liquidiert nur eine allzu menschlich gewordene Vergangenheit. Hingegen der staunende Satz des Konzilpapstes Johannes XXIII. als Kardinal öffnet die Schleusen für eine ungemessene Zukunft.

Die alten Gottesgelehrten haben daher den Schöpfer »actus purissimus«, den reinsten Akt, sie haben ihn sozusagen »Zeit ohne Raum« genannt. Nur wir, seine Geschöpfe, fallen in den Raum hinunter, soweit wir sterben werden. Papst Johannes hat nur diesen Satz neu formuliert. Denn ein »Laie« hat keinen Weltplatz, keine Stellung, keinen Anstellungsvertrag, er gehört zu keines Betriebes Belegschaft. Er leistet nichts vorher Bekanntes. Niemandes Plan führt er aus. Er ist ein Pirat. Der Laie in diesem Sinn ist also der, der nicht eingeplant werden kann, der unvorhergesehene und unvorhersehbare Mensch. Je mehr die Pläne der Technik voranschreiten, desto mehr müssen wir auf die unplanbare freie Zeit der Piraten des Friedens zurückgreifen. Fortschritt, mehr Plan und mehr Überraschung, mehr Rückgriff auf deine Reserven müßten sich die Waage halten. Aber die Tragik seit 1917 besteht darin, daß uns die Techniker durch ihre Fortschritte heilen zu können wähnen und den Krieg aller gegen alle so beschleunigen. Die Zeit ist ihnen in den Außenraum ihrer Maschinen davongesaust. Die sogenannte Freizeit, die in der Industrie den Menschen tarifmäßig gewährt wird, ist eine Karikatur der Zeit. Denn sie ist der Abfall, der übrigbleibt, wenn man von der Arbeit nach Hause geht; sie ist Sklavenzeit. Nur Feiertage sind freie Zeit.

Echte, vortechnische Urzeit – statt der Uhrenzeit – entbieten einander nur die Menschen, die im Strom des ewigen Lebens von A-Z – die Bibel sagt: von alpha bis omega – zusammen Frieden stiften sollen. Die legen die Uhrenzeit still. Die stiften aufs neue den Feiertagskalender. Was ist denn der? Dann, wenn uns weder Fernsehen noch Fernhören umrauschten, würden wir feiertagsfähig. Aber sie umtosen uns heute mit allem gleichzeitigen in unerhörtem Andrang und Anprall. Sie entreißen alle unsere Sinne dem langsamen Sinn unserer Lebensbahn.

Die Reklame ist der klarste Fall solchen Drängens und Aufprallens. Aber die Reklame ist nur der klarste Fall. Alle Elektronenwege sind Sofortprogramme. Sie nehmen also die Uhrzeit kolossal wichtig und sie reißen uns in alle durch sie erreichbaren Abkürzungen hinein. Aber wehe uns, wenn wir von ihnen fortgerissen werden. Da ist dann kein Ende zu der Hetze einer nach außen verlegten Zeit. Die Zeit des Laien, den der künstige Papst meinte, die Zeit des barmherzigen Samariters, die Zeit der Piraten ist nach innen verlegte, und darum unermeßliche Zeit. Zu Ostern, zu Weihnachten und zu Pfingsten kommt diese Art Zeit zuhauf. Da läßt sich nämlich Zukunft von Vergangenheit nicht unterscheiden. Aus dem heute unbekannt gewordenen Grund, daß sich da aus beiden, dem Ende und dem Anfang, dieser gegenwärtige Feiertag dank unseres inneren Friedens wölbt. Daß alle Zeiten an diesem Feiertag teilhaben, hebt den Feiertag aus dem Betriebskalender heraus und kein Gepränge kann diese Teilhabe ersetzen. Der Rang unserer Feiertage, ob sie bloß Lärm machen oder ob sie hohe Feiertage sind, bemist sich nach dieser Teilnahme aller Zeiten an ihrem Auftreten. Weil Menschen total verschiedener Religionen heute eng zusammenrücken, muß überall das Friedensmolekül die verschiedenen gläubigen menschlichen Atome erfassen können. Das ist der Dienst, den der Planet braucht.

Längst hat die Sprache dies Geheimnis ausgesprochen. Nur überheult die kriegerische Zahlenmagie der Technik die stillere Sprache. Der Pirat des Friedens wird den Planeten mit einem Tropfen des Ols salben müssen, mit dem der Prophet den König des Friedens gesalbt hat und alle frommen Könige seitdem gesalbt werden. Der ungekrönte König, das ist heute der unerkennbar bleibende Pirat, Laie, Samariter. Aber wenn auch ungekrönt, ungesalbt darf er nicht bleiben. Sein Kalender setzt den Kalender der Heiligen inoffiziell fort. Lacht mich nicht aus. Ich werde nicht salbungsvoll, weil ich offen vom Salben der Friedensfürsten zu reden wage. Denn dies Wort »salben« besagt ja nur, daß jemand frisch zugerüstet werden soll für etwas auf ihn erst künftig Zukommendes. Wenn die Braut aus ihrer Eltern Haus tritt, so legt ihr der Vater das gleiche auf: »Aus der Eltern Haus tritt die junge Braut hinaus: Geh und lieb' und leide.« Niemand, die Braut selber am wenigsten, ahnt, was morgen von ihr verlangt wird. Freude oder Leid? Immer das Unvorhergesehene. Jede Seele ist in diesem bräutlichen Stand. Die unerkennbaren Könige des dritten Jahrtausends sind daher alle zwar ungekrönt, aber alle dürfen sie sich wie der Hirtenknabe, der Sohn des Isai, gesalbt wissen durch die Prophezeiung, daß die Welt auf ihn harrt, damit sie Planet werden kann. Eine Weltherrschaft - welche Gottesgeißel. Hingegen der Planetenfriede, welch leichtes Joch!

Längst hatte die Sprache uns hörbar gebeten, wir möchten die innere Zeitspanne wölben, die zwischen unserer Ausrüstung für den Frieden und seiner ausdrücklichen Einsetzung sich dehnt. Warum? Nun, unsere Technik stellt ihre Errungenschaften vor uns stumm hin: Hier, Kunde, steht dein Kühlschrank, hier fährt die Bundesbahn, hier tönt das Radio. Nun benutze sie! So bedeutet sie uns. Sie macht uns zu Herren der Welt. Nichts von dem beim Frieden. Er ist

unbenutzbar. Er braucht ja uns. Er herrscht über uns. Ohne Salbung, ohne Ernennung, ohne unsere Anspannung und innere Zuwendung werden wir nie am Ende mit dem erreichten Frieden zufriedengestellt. Denn dann haben wir seine Herrschaft nicht anerkannt! Da also läuft der Trennungsstrich zwischen Krieg und Frieden, zwischen Technik und Feiertagen. Zum Krieg kann uns die böse Welt zwingen. Sowenig wie zur Liebe können wir zum Frieden gezwungen werden. In ihm darf sich die Seele nur ausdrücklich und freiwillig zurechtfinden. Das wunderlichste Wort unserer Sprache ist: »zufrieden«. Es ist ein Dativ wie »zu mir« und »zu dir«. »Zum« Frieden gelangt der Zufriedene. Das Wort »zufrieden« weiß besser als der zielbewußte Praktiker, daß der Friede über uns hinaus liegt und uns nicht untersteht. Er geht über dich und mich hinaus. Wir aber gehen auf ihn zu! So ist der Frieden schon sprachlich ein eschatologisches Wort! Er ist nur dem verheißen, der sich nach ihm sehnt. Das begreift kein Planer. Trotzdem ist es wahr: Friede ohne vorhergehende Sehnsucht kann nicht kommen. Er wäre nicht Frieden, sondern Hindämmern. Ein bloß von dir gewollter Friede ist ein kalter Krieg. Den Dienst auf dem Planeten, der allein die technische Zeitverkürzung wettmachen und aufwiegen wird, ist die geduldige Zu-friedenheit, ist das auf den Frieden zu-halten; es ist unsere Vollmacht, dem kommenden Frieden den meßbaren Augenblick, die selbständige Stellung, das bisherige Amt, mit einem Wort, die eigenständige Zeit zum Opfer zu bringen. Dieser Vollmacht allein verdankt unser Geschlecht jeden seiner Friedenstage.

Deshalb, lieber Leser, habe ich dir nicht als Amtsstelle technische Kenntnisse über den künftigen Planetendienst mitteilen wollen. Du wirst solche technischen Ratgeber leicht finden. Bevor diese dich besuchen, mußte ich dir weitergeben, was seit etwa 1910 zum Wettlauf mit der Sehnsucht der nationalen Krieger angetreten ist. Ihre Siege in Ehren. Um so mehr in Ehren, als wir selber uns kaum unserer bereits erfochtenen Siege laut rühmen dürfen. Aber den Krieger hat nie die Siegesgewißheit oder die Prahlerei geadelt, sondern nur seine Selbstvergessenheit. Sie gebiert jeweils eine neue Sprache zwischen dem Einen Einheimischen und dem Einen ihn zu Frieden Stellenden.

Ι

Wie man Entwicklungshelfer wird

Aus: Die Welte vom 21. 4. 1965

Seite 14, rechts oben. Die schreibmüde Hand zögert. Zahllose Fragen hat sie willig beantwortet, Fragen, die der Deutsche Entwicklungsdienst in einem 16 Seiten starken Schreiben in seine künftigen Mitarbeiter richtet. Doch die Frage auf Seite 14 ist eine Gretchenfrage: »Warum wollen Sie Entwicklungshelfer werden?« Ich überlege lange.

Der Schirmherr, Bundespräsident Lübke, hätte die Antwort sofort parat. An jenem denkwürdigen 15. Juli 1964 verabschiedete er in der Villa Hammerschmidt die ersten 55 ausgebildeten Helfer. Er nutzte die Gelegenheit zu einer grundsätzlichen Bemerkung: »Sie, meine Freunde, gehen wohl kaum aus Abenteuerlust hinaus, sondern mit dem Willen, unter Einsatz aller Ihrer Kräfte und Ihres Wissens zu helfen.«

Zweifellos hat der volle Terminkalender es dem Präsidenten nicht gestattet, sich näher mit den Motiven der Helfer zu beschäftigen. Er wäre möglicherweise enttäuscht. Eine 22jährige Helferin, in Afghanistan schon im Einsatz, gab an: »Ich hatte es einfach satt, den vorgeschriebenen Weg zu gehen. Wenn man sich erst einmal festgesetzt hat, dann kommt man nicht mehr heraus.« Oder ein 34 Jahre alter Kraftfahrer, er arbeitet in Tansania: »Man muß mit den Menschen draußen zusammenarbeiten, nur so kriegt man sie zu fassen – nur so findet man Kontakt zu ihnen.« Ein Maschinenschlosser, 25 Jahre alt: »Ich wollte mal etwas Vernünftiges anfangen, neue Freunde, neue Eindrücke, eine ganz neue Sicht gewinnen.«

Kein Motiv dominiert, aber der caritative Gedanke spielt nur eine zweitrangige Rolle. Der Entwicklungsdienst braucht »nüchterne Abenteurer«, keine demokratischen Eiferer, keine sendungsbewußten, mit »abendländischem Kulturgut« überladenen Weltverbesserer. Das erspart nicht nur Enttäuschung, das hilft auch Reibereien mit den Einheimischen zu vermeiden, die nicht gern daran erinnert werden, daß sie Hilfe nötig haben.

Nach langem Zögern schreibe ich das, was ich nach aller Unbill eines langwierigen Bewerbungsganges denke. Meine ersten Schritte auf dem Wege zum Entwicklungshelfer liegen drei Jahre zurück. Damals schrieb ich an das Ministerium für Wirtschaftliche Zusammenarbeit und bat um einen Fingerzeig, wie, wo und wann ich mein Interesse an der Arbeit in Übersee in tätiges Mitwirken umsetzen könnte. Man vertröstete mich auf die Gründung des Entwicklungsdienstes, mahnte mich, meine Fähigkeiten in der Zwischenzeit nicht brach liegen zu lassen, versäumte es aber, mich auf die rund vierzig Organisationen aufmerksam zu machen, die schon damals die Parole »Lernen und Helfen« auf ihre Fahnen geschrieben hatten.

Im Herbst 1963, ein knappes Vierteljahr nach ihrer Gründung, fragte die GmbH höflich an, ob mein Interesse noch bestände. Es bestand, und man schickte den Fragebogen.

Dieser Bogen ist die erste Hürde, die der Interessent zu überspringen hat. Nimmt er sie, rückt er auf in den Status des Bewerbers. Dieser Mühe haben sich bislang 1724 junge Leute unterzogen, rund 10 000 Interessenten gab es. Nicht unwahrscheinlich, daß die immense Schreibarbeit ihren Teil zu dieser Differenz beiträgt. Der Ausfüllwillige ist gezwungen, sein soziales, sein Berufs- und Innenleben ernsthaft zu erforschen. Nichts wurde vergessen: Wann geboren? (über 21 muß er sein), geordnete finanzielle Verhält-

nisse, ja oder nein, schwerwiegende Rechtsdelikte, Berufsausbildung, Fähigkeiten und Erfahrungen. Beizufügen sind alle erreichbaren Zeugnisse, Hobbys und wie praktiziert, chronologisch lückenloser Lebenslauf, Soldat gewesen und mit welchem Tauglichkeitsgrad, Flüchtling und woher, und natürlich – die Gretchenfrage.

Ergänzt werden die Angaben in diesem Bogen durch mindestens drei Referenzen; auch sie sind nicht x-beliebig einzureichen, sondern auf Referenz-Vordrucken, die im

Zweifelsfall das Zünglein an der Waage sind.

Alle Angaben werden statistisch verarbeitet. Zuständig ist eines der vier Ressorts des Entwicklungsdienstes unter der Leitung eines Diplom-Psychologen. Die Auswertung nimmt rund vier bis sechs Monate in Anspruch; es kann aber schneller gehen, wenn der angegebene Beruf dringlich gefragt ist.

Gewinnen die Psychologen ein positives Bild von den beruflichen und menschlichen Fähigkeiten des Kandidaten, wird er nach Bad Godesberg gebeten, wo er sich einem

tiefschürfenden Test zu stellen hat.

»Es ist ratsam, wenn Sie gleich nach Ihrer Ankunft in Bad Godesberg das Gepäck im Hotel abgeben und sich vom Empfang Ihr Zimmer zeigen lassen«, diesen dankenswerten Ratschlag nebst der Mahnung, im Hotelbett tunlichst nicht zu rauchen, trage ich samt einem polizeilichen Führungszeugnis im Gepäck, als ich in dem kleinen Rheinstädtchen eintreffe.

Das Zitat entstammt den »Allgemeinen Hinweisen«, die der Einladung zum Test beigefügt sind.

Die Kosten für An- und Abreise trägt der Entwicklungsdienst, Gutschein für Abendessen und Frühstück überreicht der Empfangschef im »Kaiserhof«. Er überreicht sie seit Beginn dieses Jahres einmal wöchentlich an etwa 15 bis 30 junge Leute, die »dienen wollen und nicht verdienen«.

Der Weg zum Tagungslokal ist – dank der Allgemeinen Hinweise – leicht zu finden. Wir erhalten nach internationalem Vorbild ein Namensschild, am Jackett zu tragen. Ein weiteres Schild steht vor jedem auf dem Tisch; so weiß man gleich, mit wem man es zu tun hat. Da sitzen eine Optikerin, ein Elektroingenieur, eine Krankenschwester, eine Volksschullehrerin, ein Maschinenschlosser, ein Buchhalter, ein Fotograf. Die detaillierte Aufzählung ist müßig; nahezu alle handwerklichen Berufe stehen in der Bewerberkartei des Entwicklungsdienstes verzeichnet. Die Bewerber sind 21 bis 43 Jahre alt, die meisten so zwischen 23 und 25 und kommen aus Bayern so gut wie aus Hamburg, Niedersachsen und Nordrhein-Westfalen.

Und alle sind zumindest ein wenig aufgeregt, wenn sie pünktlich um 8.45 Uhr vom Tagungsleiter begrüßt werden. Der stellt die Psychologen – man macht sich lustig über sie und zittert doch – und die Mitarbeiter vor. Dieses und jenes verlegene Scherzwort macht die Runde, es kann losgehen. Ausdrücklich versichert man, es sei kein Examen, keine Prüfung. »Machen Sie sich keine Sorgen« – man will nur mal sehen.

Das allerdings geschieht gründlich. Und mit Recht. Ein Entwicklungshelfer ist kein Hanswurst; er will keinen »Kinderkreuzzug« unternehmen. Die Anforderungen sind hoch. Eine Expertengruppe, der Wissenschaftler vieler Fachrichtungen angehören, haben 1963 einen »Programmvorschlag für den Einsatz deutscher Freiwilliger in Entwicklungsländern« mit harten Auswahl-Kriterien ausgearbeitet. Der Bewerber soll »emotional reif, anpassungsfähig und flexibel sein, er soll Humor und Zivilcourage haben, er muß autonom, er darf nicht autoritär sein, Offenheit und Kontaktstärke sind notwendig«.

Dies, seine Intelligenz und Auffassungsgabe, sein Konzentrationsvermögen und seine Ausdauer, vor allem aber seine Motive, werden getestet nach den Erkenntnissen der modernen Psychologie. Ein Kölner Spezialinstitut hat das Verfahren ausgearbeitet.

Mit etwas Konzentration und viel Ruhe kann man es leicht schaffen. Nach der ersten Runde haben die meisten sogar Spaß an der Sache. Ein paar Rechenaufgaben lösen den Figurentest ab, Analogien und sich widersprechende Begriffspaare sind herauszufinden, auch muß der Bewerber zeigen, daß er in der Lage ist, seine Gedanken in knapp bemessener Zeit zu ordnen und zu formulieren. Ein Rundgespräch in einer kleineren Gruppe dient dazu, daß auch die Bewerber sich besser kennenlernen; beim Mittagessen sind wir schon warm geworden miteinander, die Unterhaltung ist flott; man plaudert über alles mögliche, doch vom Entwicklungsdienst nur wenig.

Der Nachmittag ist ausgefüllt mit einem abschließenden Konzentrationstest, bei dem die Zungen trocken und die Hände feucht werden, und mit Einzelgesprächen, bei denen jeder gesondert von drei Herren, Psychologen und leitenden Mitarbeitern, befragt wird. Nach kräftigem Händedruck und einem »Alles Gute« ist die Sache ausgestanden, der Durchleuchtete darf gehen.

In spätestens 14 Tagen wird er Nachricht erhalten, ob er aufgenommen wurde als »Soldat des Friedens« (ein Lübke-Wort, das zuständigen Bonner und Godesberger Stellen einen gelinden Schauer über den Rücken jagt).

Hier aufgenommen zu sein, bedeutet einen schönen Fortschritt; doch wann der Kandidat endlich ausgebildet und ins Ausland geschickt wird, erfährt er erst, wenn ein

Projekt anläuft, das seine Fähigkeiten und Qualitäten benötigt.

Die Ausbildung ist die letzte Klippe, die der Hilfswillige umschiffen muß. Nach neuesten Erkenntnissen aufgebaut, bedient sie sich aller Lern-Methoden, welche die persönliche Initiative des Auszubildenden erfordern: so Selbststudium, Diskussionen, Gruppenarbeit und, in bestimmten Grenzen, die eigene Gestaltung des Ausbildungsganges.

In einem Grundkurs von acht Wochen zu je sechzig Stunden werden Probleme und Methoden der Entwicklungshilfe, Deutschlandkunde und politische Fragen, Tropen-krankheiten und Tropenhygiene, allgemeine und spezielle Länderkunde behandelt. Er befaßt sich außerdem mit internationalen Organisationen, Arbeitspädagogik, Sport und musischer Bildung. Besonderen Wert legt man neuerdings auf Sprachkenntnisse; bis zu sechs Stunden täglich sitzen die Bewerber im Sprachlabor.

Der sich anschließende Spezialkurs bereitet den Freiwilligen auf die besonderen Aufgaben und die Lebensverhältnisse in der Gegend vor, in der er arbeiten soll. Unter Umständen wird eine zweite Fremdsprache gelehrt – für Arbeiten in bestimmten Teilen Afrikas und Indiens zum Beispiel ist das unvermeidlich. Dieser Teil der Ausbildung nimmt vier bis acht Wochen in Anspruch.

Die Fülle der Themen läßt die Dauer der Ausbildung recht kurz erscheinen. Aber: Lehrkräfte und Geld sind knapp. Intensives Mitarbeiten der jungen Leute soll das wieder wettmachen.

Doch hat sich der Bewerber mit Langmut zu wappnen. Vielleicht muß er lange warten, bis er den Spezialkurs absolvieren kann.

Noch im März 1964 meinte das hausinterne Informationsblatt, der »DED-Brief«, bis zum Ende des Jahres könne damit gerechnet werden, daß 200 Mann eingesetzt werden könnten, um im Sinne ihres Schirmherrn »jeden Makel vom Namen ihres Volkes zu waschen«. Im Juni wurde diese Zahl schon auf 120 zurückgeschraubt, im August war die Rede von über 100 Mann. Tatsächlich im Einsatz sind bis heute nur 97 Helfer, in diesem oder im nächsten Monat werden weitere 40 ausreisen. Das Planziel für 1965 sieht vor, 400 Entwicklungshelfer an die friedliche Front zu schicken. Doch Zweifel sind durchaus am Platze, ob Soll und Ist am Jahresende übereinstimmen werden.

Dem DED stehen Haushaltsmittel in Höhe von 5,6 Millionen DM zur Verfügung. Jeder Entwicklungshelfer kostet zwischen 20 000 und 22 000 Mark im Jahr. Die Summe reicht nicht. Für das kommende Jahr wird ein Etat von 10 Millionen angestrebt.

Wer ist daran schuld, daß nicht alles läuft, wie es wünschenswert wäre? Gibt es überhaupt einen Schuldigen? Ja, aber er ist schwer zu fassen.

Mit einigem spektakulären Aufwand wurde der DED am 24. Juni 1963 in Anwesenheit des amerikanischen und deutschen Präsidenten ins Leben gerufen. Kennedy, Initiator

des amerikanischen peace-corps, schmeichelte dem erklärtermaßen legitimen Kinde seiner Organisation nicht wenig: »Ich kann mir kein Volk denken, das diese Aufgabe mit größerem Erfolg und mit größerer Hingabe lösen könnte als das deutsche Volk.« Doch auch mit dieser gezielten Vitamin-Spritze wollte sich das Baby nicht so recht entwickeln und verstrickte sich schnell in den Schlingpflanzen der Bürokratie.

Sargent Shriver, Direktor der US-Hilfsorganisation, konnte bei seinem Amtsantritt zur Bedingung machen, zwanzig führende Mitarbeiter nach eigenem Ermessen zu bezahlen. Auf den Deutschen Entwicklungsdienst hingegen wird das Prinzip angewandt, daß bei mehr als zu 25 Prozent subventionierten Unternehmen die Angestellten nicht höher als gleichgeordnete Beamte in einer nachrangigen Behörde besoldet werden dürfen. Und das, obwohl »die Neuartigkeit der Aufgaben einen geistig beweglichen, unorthodoxen Mitarbeiterstab mit hervorragender beruflicher Qualifikation verlangt« – so der schon zitierte Programmvorschlag der Wissenschaftlergruppe.

Was Wunder also, daß bei dieser Einstellung das Geburtsjahr in einem ermüdenden Geplänkel um organisatorische und personelle Fragen und die Festigung der Verwaltungsstruktur verstreichen mußte. Sechs Geschäftsführer hat die GmbH in der kurzen

Zeit ihres Bestehens erlebt.

Seit Mitte vergangenen Jahres lenken Axel von dem Bussche, zuletzt Leiter der Schulen Schloß Salem, und Theodor Samm, ehedem Personalchef der Bundesbank, die Geschicke der Gesellschaft. Auf sie trifft die Forderung der Wissenschaftler zweifelsohne zu; aber während sich Sargent Shriver nach wie vor – gestützt auf den Schatten seines ermordeten Schwagers – unkonventioneller Maßnahmen bedienen darf, mußte Herr von dem Bussche in einem Interview mit der Zeitschrift »deutsche jugend« feststellen: »Hier nämlich bedarf es oft ermüdender verwaltungsrechtlicher und grundsätzlicher Diskussionen und Auseinandersetzungen, die erfahrungsgemäß Zeit kosten.«

Allerdings: es war auch eine Fülle sachlicher Fragen zu klären. Der Aufgabenkreis des DED mußte umrissen, der Einsatz, die Rekrutierung, Auswahl und Ausbildung der Freiwilligen mußte festgelegt werden. Schwerwiegende rechtliche Fragen – wie zum Bei-

spiel der Status der Helfer und ihre Rückgliederung - waren zu klären.

Zügiges Arbeiten verhinderte und behelligt zudem die organisatorische Struktur der GmbH. Die Geschäftsführer können nicht walten und schalten wie sie möchten; bei schwerwiegenden Entscheidungen ist Rücksprache mit dem aus den Delegaten vieler Behörden und Institutionen zusammengesetzten Verwaltungsrat zu nehmen.

Angesichts vieler Schwierigkeiten ist es doch schon ein Erfolg, daß 97 Helfer in Tansania, Libyen, Afghanistan und Indien unterwegs sind. Mancher könnte meinen, die Relation von 1724 geprüften Bewerbern und weniger als 100 arbeitenden Entwicklungshelfern sei dürftig. Doch ist dieses Reservoir nicht so zusammengesetzt, wie es sich die Verantwortlichen wünschen. Grundsätzlich stehen fähige Leute zur Verfügung, aber gerade die Berufe, die auch bei uns Mangelware sind – ganz besonders qualifizierte Landwirte – werden am dringendsten für die geplanten Projekte benötigt. Doch kann man dem DED den Vorwurf nicht ersparen, daß er es an gezielter Werbung hat fehlen lassen. Interessenten waren bisher angewiesen auf referierende Presseberichte, einige Funk- und Fernsehsendungen.

Wer heute nicht alle Formen und Spielarten der Entwicklungshilfe nutzt, schadet sich selbst politisch und wirtschaftlich. Als der Entwicklungsdienst gegründet wurde, gab es schon 44 Organisationen mit der gleichen Zielsetzung. Sie haben bis heute mehr als 2700 Helfer nach Übersee geschickt. Hätte es nicht nahegelegen, die Gelder, die für den Aufbau einer komplizierten Organisation ausgegeben werden mußten, mit größerem Effekt an die schon bestehenden – und sei es mit bestimmten Auflagen – zu verteilen? Diese Überlegung kommt jetzt zu spät. Wir haben den DED, und nichts sollte unversucht bleiben, ihn so schlagkräftig wie möglich zu machen.

Das Budget des amerikanischen Peace Corps

In fiscal year 1964 the Peace Corps reduced the average cost per Volunteer from \$9,000 to \$8,100. Host country contributions, management improvements, and some changes in operations made this reduction possible and will allow a further reduction in cost per Volunteer to \$7,825 in fiscal 1965.

A total of \$96 million was appropriated for fiscal year 1964 against which \$56.5 million was obligated for Volunteer and project costs and \$19.7 million for administration and program support—a total of \$76.2 million.

Host country contributions amounted to more than \$2 million in fiscal 1963 and over \$2.7 million in fiscal 1964.

This direct support of Peace Corps Volunteers was the single largest factor in cost reduction. Host countries have contributed housing, training, living allowances, clothing, vehicles, tools and equipment, gasoline, office space, and clerical assistance to various programs.

In fiscal year 1964 operational and management changes permitted savings in other areas. A survey of materials and allowances given Volunteers resulted in each Volunteer being required to purchase his own routine household supplies out of his settling-in and living allowances. Additional cuts were made in the amount of supplies and equipment given each Volunteer. Housing costs for Volunteers—and staff—were also cut. These changes permitted savings estimated at \$2.4 million. Another \$475,000 was saved by reducing the use of 4-wheeled vehicles.

The increased proportion of Volunteers going to Latin America and Africa and improved preventive medical practices resulted in savings of over \$1.6 million. Changes in contracting practices; using the new Federal Telecommunications System for long distance calls; improvements in processing questionnaires received from applicants; effective use of a research investigation regarding validity of references submitted on behalf of applicants; cooperating with the General Services Administration in setting up a convenient duplicating facility and arranging better printing procurement, saved another \$712,000.

Smaller savings came from placing a limit of 44 pounds (instead of 66 pounds) of accompanying baggage on international air travel, reducing allowances for storage and shipment of the personal effects of staff members, and discontinuing the shipment overseas of staff members' private automobiles.

An unusual opportunity for reducing costs was provided when many citizens of Washington volunteered to work without compensation at Peace Corps Headquarters preparing letters, distributing recruiting materials and doing other clerical tasks.

Only in the area of training did a rise in cost partially offset the general decline. This was due to an expansion of the training programs. After the first Peace Corps programs had worked overseas for several months, Evaluation reports insistently indicated that Volunteers' effectiveness would be increased greatly by an expansion of their training in language and technical studies. Some early training programs had given Volunteers only about 120 hours of language and as little as 60 hours of technical studies. Now, an average of 300 hours of language—sometimes as much as 360 hours—is given, and technical studies average between 150 and 200 hours.

The changes in estimated average cost per Volunteer permitted by host country contributions, improved management, and the rise in training costs, are reflected in the following table which compares fiscal 1963 and 1964 data with the forecast for 1965 when additional savings are expected to further reduce the average cost per Volunteer.

TYPICAL COSTS PER VOLUNTEER

(Based on two years of service)

	FY 1963	FY 1964	FY 1965
Background Investigation	\$ 400	\$ 400	\$ 400
Readjustment Allowance	1,900	1,900	1,900
Training	1,900	3,000	3,000
Travel and Transportation	2,000	1,700	1,700
Living Allowance	4,000	3,400	3,400
Medical Examination and Care	600	300	300
Other	2,400	900	800
Total for two years	\$13,200	\$11,600	\$11,500
Average annual rate per Volunteer	\$ 6,600	\$ 5,800	\$ 5,750
Administration	2,400	2,300	2,075
Total average annual cost	\$ 9,000	\$ 8,100	\$ 7,825

Für 1965/66 sind etwa 15 000 Friedenskorpsmitglieder vorgesehen.

III

Einladung zu einer Tagung »Weltfriedensdienst 1960« im Hause der Evangelischen Akademie Berlin-Wannsee

Zum Beginn einer Aktion

Es ist ungewöhnlich und bisher noch nicht vorgekommen, daß die Evangelische Akademie zu einer Tagung einlädt, die ausdrücklich zum Beginn einer Aktion aufruft. Wir haben zwar vor genau zwei Jahren in ganz ähnlicher Weise mit einer Tagung die Aktionsgemeinschaft »Für die Hungernden« ins Leben gerufen, die in der Zwischenzeit ein unvorhergesehen großes Echo gefunden hat. Wir haben im vergangenen Jahr die Aktion »Sühnezeichen« zum Gegenstand einer Tagung gemacht, die ebenfalls zu einer Art Startzeichen geworden ist. Denn seit April dieses Jahres wird vom Sühnezeichen nicht nur mehr geredet, sondern in Holland und nunmehr in Norwegen wird es auch getan.

Gleichwohl ist der Aufruf zu der Tagung »Weltfriedensdienst«, zu der wir mit diesem Programm einladen, insofern doch etwas ganz anderes, als wir in diesem Falle über all unser Erwarten hinaus bereits mitten in der Aktion stehen. Als wir im Sommer dieses Jahres eine erste Tagung über dieses Thema hielten, begegneten wir von allen Seiten den größten Bedenklichkeiten und hatten auch selber mehr Bedenken als Mut, in diesen Versuch hineinzugehen, den sogenannten Entwicklungsländern durch einen Arbeits- oder Friedensdienst junger Menschen bei der Bewältigung ihrer Aufgaben zu helfen. Inzwischen ist eine ganz konkrete Aufgabe in Nordgriechenland so unmittelbar vor unsere Augen gestellt worden, daß an ihrer Notwendigkeit gar kein Zweifel mehr sein kann. Die uns gestellte Frage lautet nur, ob wir selber es uns zutrauen, an sie heranzugehen und mit welchen Mitteln und auf welche Weise wir das tun wollen, was von Eugen Rosenstock-Huessy schon seit Jahren als die wichtigste Aufgabe unserer Weltstunde angesprochen wurde.

Das kann weder die Evangelische Akademie noch kann es die Aktion »Sühnezeichen« allein realisieren. Auch die von vornherein mit befaßten Gruppen wie der Christliche

Friedensdienst und der Internationale Zivildienst werden nicht ausreichen für eine Bemühung mit so weiten und großen Aspekten. Daher enthält diese Einladung mehr als nur ein Programm. Sie ist eine Art Hilferuf an alle in dieser Sache innerlich Engagierten und von ihr Ansprechbaren, die Verantwortung für diese Bemühung mit uns zu teilen, zum mindesten in der Form der Beratung und des freundnachbarlichen Gesprächs. Daher laden wir Sie nicht nur herzlich, sondern sehr dringend ein, zu dieser Tagung in unser Haus am Kleinen Wannsee zu kommen.

Erich Müller-Gangloff

Programm

Samstag, den 19. Dezember 1959				
15.30 Uhr	Beginn der Tagung mit dem Kaffeetrinken			
16.00 Uhr	Rechenschaft für gestern – Verantwortung für morgen	Präses Dr. Lothar Kreyßig		
20.00 Uhr	Projekt Griechenland Einleitung zur Gruppenarbeit	Max Roth, Bern Alceos Tsiuchardanis, Servia		
Sonntag, d	en 20. Dezember 1959	.		
9.30 Uhr	Geistliche Besinnung	Professor Lic. Gerhard Koch		
10.30 Uhr	Die Notstandsgebiete der Erde	Professor Hans Wilbrandt Institut für ausländische Landwirtschaft an der Technischen Universität Berlin		
14.30 Uhr	Gruppenarbeit			
	Personal- und Organisationsfragen			
•	Einleitung: Nicholas Paster, Paris			
	Beratung: Hans Merten MdB, Bonn Elisabeth Urbig, Ev. Hilfswerk, Stuttgart			
Material- und Finanzfragen				
	Einleitung: Alf Förster, Arbeitgeberverband, Köln			
	Beratung: Dr. Paul Collmer, Ev. Hilfswerk, Stuttgart Dr. Franz Suchan, Berlin			
* -	Werbung und Publizistik			
	Einleitung: Jürgen Warner, Bad Godesberg			
	Beratung: Dr. Schweitzer, Bundeszentrale Jürgen Eppe, DGB, Düsseldor			
16.00 Uhr	Fortsetzung der Gruppengespräche			
20.00 Uhr	Auswertung der Gruppenberichte			
Montag, den 21. Dezember 1959				
9.30 Uhr	Durch Hilfe zur Selbsthilfe	Professor Erich Hoffmann		
11.00 Uhr	Gruppenarbeit Halle, Saale			

Tagungsleitung: Dr. Erich Müller-Gangloff

16.00 Uhr Schlußgespräch

Ludwig Y. Oppenheimer

Dynamik von unten - ein kritischer Aspekt der Entwicklungshilfe

Aus: >Offene Welte, Zeitschrift der Wirtschaftspolitischen Gesellschaft, Frankfurt/M., 1963

In seiner Schrift: »Dynamische Gesellschaft« weist Richard F. Behrendt auf bedenkliche Erstarrungserscheinungen innerhalb der gegenwärtigen Entwicklungsplanung hin. Die heute in vielen Entwicklungsländern herrschende bürokratische Routine sei »eine spezifische Dekadenzform, eine Ermattungs- und Ermüdungserscheinung der dynamischen Lebenseinstellung... Sie besteht in dem Versuch, die Dynamik ihrer Unberechenbarkeit zu entkleiden, sie begrifflich und normativ verwaltbar« und wenn möglich sogar zentral planbar zu machen.« Und eben diese Neigung, »der unbequemen dynamischen Pflicht zu ständiger Neubesinnung, Neuorientierung, zu ständigen Revisionen der Denk- und Verhaltensweisen durch routinäre Verkrustung zu entgehen«, finde sich nicht bloß in staatlichen Bürokratien, sondern auch bei den administrativen Bürokratien der Privatwirtschaft. Ein solches Vorgehen müsse »die Dynamik in einem gewissen Stadium zum Stehen bringen, sie veinfrieren« und schließlich zu einem Stillstand führen. Denn alle schöpferische Entwicklung setze seelische und geistige Elastizität, Phantasie, Experimentierlust und Risikobereitschaft voraus.

Von oben manipulierte parasitäre Entwicklungen

Das neueste Stadium der Entwicklungspolitik, namentlich in dem Behrendt besonders gut vertrauten Lateinamerika, bestätigt diese Warnung höchst eindrucksvoll. Es trägt alle Merkmale einer ausschließlich von oben her »gemachten«, also nicht spontan entstandenen wirtschaftlichen Expansion, an der keine von unten her aufstrebenden Volkskräfte beteiligt sind. Dies steht im schärfsten Gegensatz zur Frühzeit der europäischen Entwicklung, die von allmählich aufsteigenden Handwerkern, Kaufleuten und Arbeitern und zugleich, vor allem in ihrem ersten Stadium bis etwa zur Mitte des 13. Jahrhunderts, auch von einem aufsteigenden Bauerntum getragen war.

Nur aus einer so spontanen, von aufstrebenden Kräften getragenen Entwicklung läßt sich der produktive Charakter europäischer Wirtschaftsentwicklung erklären. Denn ihre überwiegend aus der Unterschicht und den kleinen Mittelklassen aufsteigenden Träger waren schon aus äußeren Gründen auf produktive Leistung angewiesen, wenn sie ihren sozialen Status verbessern wollten. Überdies ging ihre Arbeitsamkeit und produktive Leistung nicht etwa nur aus diesem zweckrational-soziologischen Motiv, sondern auch aus echter Arbeitsgesinnung und Arbeitsfreude hervor. So brachten sie neben einer in der Praxis des wirtschaftlichen Lebens geschulten Befähigung als Betriebsleiter und Unternehmer ein überwiegend durch eigene Bemühungen erarbeitetes Eigenkapital mit; damit waren die Voraussetzungen eines allerdings nur allmählich vor sich gehenden Fortschrittes sowohl von der Kapital- wie von der Befähigungsseite her erfüllt. Im schärfsten Gegensatz zu diesem Vorbild trägt die weitgehend aus politischen Geschenken finanzierte gegenwärtige Entwicklung in Lateinamerika ganz überwiegend konsumtiven Charakter. Dies erklärt sich daraus, daß sie weit mehr aus der Anwendung »politischer Mittel« im Sinne Franz Oppenheimers als aus der »ökonomischer Mittel« hervorgegangen ist. In der Tat wird die von staatlichen Organen vorgenommene Verteilung

^{1 »}Dynamische Gesellschaft, Über die Gestaltbarkeit der Zukunft«, Bern 1963.

der für Entwicklungszwecke bewilligten Gelder in erster Linie durch die maßgebenden Interessen der politisch und sozial mächtigsten Schichten und Gruppen bestimmt. Daher kommen diese Mittel namentlich der unmittelbaren Bereicherung der Oberschicht und vielleicht in noch höherem Maße der Entstehung einer Mittelschicht von »Pfründenbeziehern« zugute, die durch Zubilligung einer den Wert ihrer Leistung weit übersteigenden Bezahlung eng mit den Interessen der herrschenden Schicht verbunden werden sollen. Demgegenüber spielen die Kräfte des »ökonomischen Mittels«, produktive wirtschaftliche Arbeit und äquivalenter Tausch, in dieser Entwicklung nur eine sekundäre Rolle.

Besonders verderblich wirkt sich diese parasitäre Entwicklung in der noch vom Feudalismus beherrschten und entsprechend rückständigen Mehrzahl der Länder Latein-Amerikas aus: Dies um so stärker, als die im reinen Feudalismus noch vorhandenen Reste sozialen Verantwortungsgefühls mehr und mehr dem fortschreitenden Einfluß agrarkapitalistischer Motivierungen zum Opfer gefallen sind. Hier hat sich das Einkommen der politisch ohnmächtigen großen Massen von Bauern und ländlichen Arbeitern erst kaum merklich über ein sehr niedriges Existenzminimum erhoben. So kann sich zwar der arbeitende Mensch bei nur mäßiger Anspannung seine Substanz erhalten; er ist jedoch bei weitem noch nicht in der Lage, eine ständig fortgesetzte intensive Arbeit zu leisten. - Wenn es auch noch keine präzisen Untersuchungen über die soziale Verteilung des Volkseinkommens solcher Länder gibt, führt die Analyse der vorhandenen Daten doch mit hoher Wahrscheinlichkeit zu dem Ergebnis, daß die Verbrauchsausgabe der erwähnten Schichten in keinem dieser rückständigen Länder über rund \$80.-(von 1955) pro Kopf und Jahr hinausgeht. In manchen Gebieten (z. B. in Teilen Nordbrasiliens) wird nicht einmal das erwähnte Existenzminimum in Höhe von rund \$60.pro Kopf und Jahr erreicht. Mit Menschen so niedriger Lebenshaltung läßt sich keine moderne Landwirtschaft und Industrie aufbauen. Andererseits geht die Zahl fortschrittlicher Landwirte und leistungsfähiger gelernter Arbeiter mit einer Verbrauchsausgabe von rund \$200.- pro Kopf und Jahr oder mehr wohl in keinem dieser Länder über rund 3% der Gesamtzahl der Erwerbstätigen hinaus. Demgegenüber hat der Einstrom großer Entwicklungsgelder während der letzten Jahre die schon ohnehin sehr beträchtliche Zahl wenig produktiver »Pfründenbezieher« mit einer relativ hohen Verbrauchsausgabe von \$300.- bis \$400.-, wo nicht \$500.- pro Kopf und Jahr noch stark anschwellen lassen. Dies ganze Heer relativ gut gestellter Beamten und Soldaten, Handelsangestellten und Dienstleistender im Vergnügungsgewerbe dürfte in der Mehrzahl dieser Länder schon auf erheblich über 10% der Zahl der Erwerbstätigen angestiegen sein!

In einer solchen Lage wird man nicht erwarten dürfen, daß begabte und aufstrebende junge Menschen den selbst bei voller Qualifikation und harter Arbeit doch sehr schlecht bezahlten Berufen eines Landwirtes oder Industriearbeiters zuströmen. Sie werden es im allgemeinen vorziehen, in einem der sogenannten »Service-Berufe« mit viel leichterer Mühe ein Einkommen von doppelter Höhe zu erzielen. Hinzu kommt, daß man in diesen Ländern die körperliche Arbeit verachtet, während den im Dienst der Herrenklasse stehenden Berufen ein wesentlich höherer sozialer Status zugebilligt wird. So liegt hier ein gleichzeitig ökonomisches und soziologisches »Druckgefälle« von elementarer Gewalt vor, das die für einen nachhaltigen Aufstieg der Volkswirtschaft unumgängliche Entfaltung von Landwirtschaft und arbeitsintensiver Industrie abdrosseln muß.

Die Wirkungen einer so fehlgeleiteten Entwicklung sind von Behrendt in seinem instruktiven Referat auf dem 5. soziologischen Weltkongreß in Washington September 1962² wie folgt gekennzeichnet worden: Nur eine nichtrepräsentative Suprastruktur sei von westlichen Kulturformen erfaßt worden, während die viel wichtigere Infra-

The emergence of new elites and new political integration forms and their influence on economic development.

struktur in ihrer Statik beharrt. Dies müsse zur Gefahr einer mehr »scheinbaren« als realen Entwicklung führen: zu einer Art von »Fassadenkultur«, die im Aufbau palastartiger Gebäude, wo nicht sogar ganz neuer Groß- und Hauptstädte, und im Aufbau kostspieliger, zwar äußerlich eindrucksvoller, aber in ihrem wirtschaftlichen Wert problematischer Industrieunternehmungen zum Ausdruck kommt.

Zu diesem übermäßigen Luxus der Regierungs- und staatlichen Planungspolitik kommt noch ein kaum minder großer Luxus der reichen Herrenschicht hinzu, der sich namentlich im Aufbau luxuriöser Wohnviertel in den Metropolen und in verschwenderisch ausgestatteten Versammlungsräumen, Klubhäusern usw. zu äußern pflegt. Und eben dieser überwiegend konsumtive Charakter der ganzen Entwicklung sei für die so zahlreiche Länder dieser Region heimsuchende, zur Verarmung der Massen und zur Verschuldung der Staaten und Völker führende galoppierende Inflation verantwortlich zu machen.

In entwickelteren Ländern mit entsprechend stärkerer Machtstellung gewerkschaftlicher Organisationen, wie Argentinien oder Uruguay, wird diese Machtstellung ebenfalls nicht im Sinne der Wirtschaftsförderung, sondern wiederum in erster Linie als »politisches Mittel« eingesetzt: um den Anteil der durch diese Gewerkschaften vertretenen Arbeitergruppen fast ohne Rücksicht auf ihre Leistung und auf die Produktivität der Gesamtwirtschaft soweit wie durchsetzbar zu erhöhen. Hierdurch wird die Leistungs- und Konkurrenzfähigkeit der betroffenen Industrien sehr stark herabgedrückt, die Inflation verschärft und für die Dauer gesehen auch die Beschäftigungsmöglichkeit solcher Arbeitergruppen ernsthaft gefährdet. So kommt es zu einem Ergebnis, durch das sich diese nur von oben her manipulierte Entwicklung mehr und mehr selbst ad absurdum führt. Von einer Steigerung des Realeinkommens der Massen kann selbst in den wenig zahlreichen Ländern mit nur mäßiger Inflation kaum die Rede sein, da sich die Wohlstandssteigerung fast ausschließlich auf die obersten 20% in der Rangordnung der Einkommensbezieher konzentriert. Und in den Ländern mit galoppierender Inflation muß es sogar zu einer absoluten Verelendung der Massen kommen. Der »soziale Gradient« zwischen Ober- und Unterschicht muß immer steiler - das, sei es positive, sei es negative, Mißverhältnis zwischen den Rechten und Pflichten beider Klassen immer krasser - und das soziale Ressentiment schließlich so stark werden, daß es den Zusammenhalt der Gesellschaft zu sprengen droht: Franz Oppenheimer hat darauf hingewiesen, daß die subjektive Überzeugung von einer zumindest noch als erträglich empfundenen Äquivalenz zwischen den Rechten und Pflichten verschiedener sozialer Gruppen ein notwendiger »Kitt« für den Zusammenhalt aller derjenigen Gesellschaften sei, deren Einheit nicht ausschließlich auf schwerem Zwang beruht.

Verschlimmernd tritt hinzu, daß die Anziehungskraft einträglicher Berufe von parasitärem Charakter den Willen zu produktiver Arbeit und beruflicher Fortbildung in den Massen der Bevölkerung lähmt. So muß es an einer genügenden Zahl leistungsfähiger und leistungswilliger gelernter Arbeiter, Vorarbeiter und Werkmeister fehlen; und da die Massen auch viel zu arm sind, um größere Mengen von Produkten der Konsumindustrie kaufen zu können, ist selbst die kleine Minderzahl produktiv eingestellter und reformfreudiger Angehöriger der Oberschicht auch beim besten Willen gar nicht in der Lage, das ihr zur Verfügung gestellte Kapital in größerem Umfang industriell zu investieren. Solange dieser doppelte »bottleneck« unzureichenden Leistungs- und Verbrauchsstandards besteht, wird nie an das Anlaufen eines sich aus sich selbst erneuernden Industrialisierungsprozesses zu denken sein. Dem entspricht, daß ein stets wachsender Teil der in den letzten Jahren nach Lateinamerika hineingepumpten Entwicklungsgelder keine produktive Verwendung mehr finden kann. Und da allmählich auch das Angebot von Investitionsmitteln für Luxuszwecke übermäßig zu werden beginnt, kann es nicht überraschen, daß immer mehr von den einfließenden Geldern nach einer gewissen Umschlagszeit in Form von Spar- oder Anlagekonten reicher Bürger Lateinamerikas wieder in die geldgebenden Länder zurücksließt! Eine noch grausamere Selbstwiderlegung einer falschen Entwicklungskonzeption läßt sich kaum denken! – –

Unzulänglichkeit rein individualistisch konstruierter Entwicklungskonzeption

Bei den meisten Anhängern neo-liberaler Ordnungsideen wird der Entwicklungsvorgang auch noch heute – kaum anders als bei den Liberalen des 19. Jahrhunderts – rein individualistisch konzipiert. Auch ihnen kommt es vor allem darauf an, selbsttätigen, autonom denkenden Einzelpersönlichkeiten ungehemmte freie Betätigungsmöglichkeiten zu geben. In dem Maße, wie dies geschieht, werde eine wachsende Mobilität der Wirtschaft immer mannigfaltigere Entwicklungs- und Aufstiegsmöglichkeiten für die beteiligten Wirtschaftssubjekte erschließen; und damit sei ein sich ständig erneuernder Prozeß schöpferischer Entwicklung und stetigen Fortschritts sichergestellt.

Die neueste Entwicklung in Lateinamerika zeigt, wie unzulänglich eine solche Konstruktion ist: Niemand kann bestreiten, daß hier Bedingungen einer sehr verstärkten Mobilität geschaffen worden sind und daß diese in reichstem Maße zu Aufstiegschancen für selbsttätige Einzelpersönlichkeiten mit Unternehmungsgeist geführt haben. Dennoch hat all dies zu sehr unseligen Ergebnissen – und ganz gewiß nicht zu der Art von Autonomie und Schöpferkraft geführt, aus der allein eine sich ständig erneuernde und weiterbildende sozialökonomische Entwicklung hervorgehen kann.

Im Gegenteil ist unverkennbar, daß diese formal-liberale Entwicklungspolitik an dem Mangel einer sozialen Ordnungsidee gescheitert ist. Vor allem hat man nicht verstanden, daß das freie Spiel individueller Kräfte nur im Rahmen eines nicht allzu steilen »Gefälles« des Einkommens und der sozialen Macht heilsam wirken kann! Wo dagegen ein auf feudalen Privilegien beruhendes Sozialsystem die Massen in Elend und Unfreiheit erhält, während es zugleich den obersten Schichten und parasitären Mittelschichten ein Übermaß an Wohlstand und Freiheit in den Schoß wirft, da sind Fehlentwicklungen wie die dargestellten unausbleiblich.

Daß die Einsicht in diese Gefahr zu einer weitgehenden Neuorientierung der westlichen Entwicklungspolitik in sozial-liberalem Geiste führen sollte, wird von Behrendt nachdrücklich unterstrichen. Vor allem macht er sich von der Meinung frei, daß es zur Begründung einer demokratischen Freiheit kein anderes Mittel geben könne als eine rein politisch konzipierte parlamentarische Demokratie. Er sieht sehr klar, daß es einer solchen, wie er sagt, »von oben her verordneten Freiheit« nicht gegeben ist, die aus der bestehenden Sozialordnung hervorgehende Unfreiheit zu überwinden. Wo ein feudalistisches oder agrarkapitalistisches Großgrundbesitzsystem herrscht, kann durch die Einführung parlamentarischer Formen kaum etwas Wesentliches gebessert werden. Ja, es sind sogar Fälle denkbar, in denen die Exponenten politischer Parteien noch skrupelloser sind als die früher allein maßgebenden sozialen Mächte, so daß sie durch den Kauf von Stimmen für höchst fragwürdige Zwecke noch vergrößertes Unheil anrichten können!

Der entscheidende Mangel eines solchen Sozialsystems wird von Behrendt mit Recht darin erblickt, daß es »Mangel an Initiative, an Verantwortungsbewußtsein, an Bereitschaft und Fähigkeit zu freiwilliger Zusammenarbeit« erzeugen muß. »Wenn uns von den Verteidigern bisheriger Monopolpositionen entgegengehalten wird, die ›Massen« seien unfähig zur Freiheit, denn sie seien faul, dumm und unwissend, so wird dabei übersehen oder verschwiegen, daß diese Eigenschaften gerade die Folgen der Unfreiheit sind und deshalb nicht zur Rechtfertigung, sondern vielmehr nur zur Anklage der bestehenden Zustände angeführt werden dürfen.«

Daher sei nur die Sicherstellung einer echten Freiheit von unten herauf in der Lage, zu positiven entwicklungspolitischen Ergebnissen zu führen. »Unsere Chancen in den >Entwicklungsländern werden nicht in erster Linie von dem Umfang der finanziellen,

technischen und militärischen Hilfeleistungen des Westens abhängen, sondern von dem Wachstum des Bedürfnisses nach selbstverantwortlicher Freiheit der Einzelmenschen und der Kleingruppen und der Fähigkeit zu solcher Freiheit in den materiell und sozial unterentwickelten Völkern. Denn nur in dieser Hinsicht können wir geistige Werte und praktische Erfahrungen bieten, deren die Vertreter totalitärer Systeme nicht fähig sind... Freiheitliche Gesellschaftsordnungen können nicht von oben, durch verfassungsmäßige und gesetzgebende Maßnahmen verordnet werden, sondern können sich nur stufenweise und experimentell aus der Erfahrung selbstverantwortlichen individuellen und genossenschaftlichen Denkens und Handelns, also von unten nach oben entfalten . . . Es mag sein, daß in manchen Ländern ohne parlamentarische Erfahrungen und ohne starke nationalstaatliche Integrationsbeziehungen ein allmählicher Aufbau genossenschaftlicher >dezentralisierter demokratischer Institutionen von unten nach oben (in der Art der Sowjets, aber natürlich in Freiheit) den Möglichkeiten und Bedürfnissen solcher Länder viel besser entspricht. Hier liegt eines der faszinierendsten und wichtigsten Gebiete, auf dem dynamisch und gleichzeitig verantwortungsbewußt experimentiert werden muß.

Notwendigkeit eines Rückgriffs auf sozialrechtliche Lehren des 19. Jahrhunderts

Schon vom zweiten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts an haben entschieden sozialrechtlich orientierte Lehren in die gleiche Richtung gewiesen. Sie alle haben sich auf die Erfahrungen der Revolutionen von 1789, 1830 und 1848 gestützt, um ein gesundes Gleichgewicht zwischen Freiheits- und Gleichheitsidee, Ich- und Wirbewußtsein, Ratio und Sittlichkeit und nicht zuletzt zwischen Staat, Selbstverwaltung und Menschheitsinteresse bemüht. Vor allem sind hierbei die freiheitlichen Sozialisten, die auf echten sozialethischen Überzeugungen aufbauenden Sozialliberalen und die fortschrittlichsten unter den religiös motivierten Sozialreformern zu nennen: Der wichtigste Bahnbrecher war Pierre Joseph Proudhon, der nicht nur die Frühzeit der europäischen Arbeiterbewegung bis 1870, sondern auch die antikommunistisch, egalitär und zugleich freiheitlich eingestellten sozialrevolutionären Strömungen im Rußland des 19. Jahrhunderts aufs stärkste beeinflußt hat. In seinen für den Soziologen sehr instruktiven Untersuchungen über die Funktionsweise der »force collective«, der »raison collective« und der »conscience publique« hat er die jetzt von Behrendt erneut herausgearbeitete Erkenntnis von der Notwendigkeit verantwortlicher Diskussion und verantwortlicher Entscheidung durch die an Ort und Stelle unmittelbar Beteiligten vor mehr als hundert Jahren vorweggenommen.

Schon Proudhon hatte klar erkannt, daß von der bestenfalls zerebralen Schöpferkraft von Wirtschaftsplanern kein Wunder zu erwarten ist! In der Tat beschränkt sich ihre Leistung darauf, die technischen Voraussetzungen wirtschaftlicher Entwicklung in ordnungsgemäßer und zuverlässiger Weise sicherzustellen und ihr störende politische Einflüsse fernzuhalten. – Daß eine Tätigkeit von so ausgesprochen dienendem Charakter den eigentlichen Entwicklungsvorgang auslösen oder gar, wie man es von mechanistischen Denkgewohnheiten her auszudrücken liebt, »ankurbeln« könnte, ist eine völlige Illusion. Im Gegenteil setzt jede dauerhafte und gesunde Entwicklung die spontane Beteiligung von Grundelementen bodenständigen Lebens und die Rücksichtnahme auf bodenständige Werte voraus: die Förderung der Initiative von Pioniernaturen innerhalb einer örtlichen Gemeinschaft ist ebenso unumgänglich wie die Notwendigkeit, die Wege des Fortschritts mit den grundlegenden sittlichen Überzeugungen dieser Gemeinschaft in Einklang zu bringen.

Auch andere neue Errungenschaften auf dem Gebiet der landwirtschaftlichen Entwicklungspolitik sind schon in jener schöpferischen Periode sozialrechtlichen Denkens vor etwa einem Jahrhundert konzipiert und zur praktischen Anwendung reif gemacht worden. Schon im 1. Jahrzehnt dieses Jahrhunderts hat Franz Oppenheimer in Anknüpfung an Otto von Gierke der zionistischen Bewegung Ideen zum Aufbau eines sozial gebundenen Bodenrechts und einer genossenschaftlich geordneten Landwirtschaft im jüdischen Palästina zur Verfügung gestellt; sie wurden unter seiner maßgebenden Mitwirkung in die Praxis umgesetzt und sind zu einer der wichtigsten bleibenden Grundlagen des kolonisatorischen Aufbaus in Israel geworden. Vor allem sind die noch heute gültigen Ideen des ländlichen Bodenrechts in Israel und die das dortige Agrarsystem auszeichnende Sicherung gleicher »Startchancen« für landwirtschaftliche Großund Kleinbetriebe in erster Linie seinem geistigen Einfluß zuzuschreiben.

Aus den gleichen Quellen hat heute erneut Otto Schiller bei seinen Forderungen eines verstärkten Ausbaus bäuerlicher »Produktionsförderungsgenossenschaft« geschöpft. – Und schließlich weist auch die 1959 auf den Philippinen erreichte, vergleichsweise musterhafte Neuregelung des landwirtschaftlichen Pachtrechts auf alte Vorschläge zurück, durch die Lorenz v. Stein schon vor etwa hundert Jahren in seinen »Drei Fragen des Grundbesitzes« den rechten Weg zur Lösung des damaligen irischen Pächterproblems gewiesen hat. Schon damals hatte er, in Anschluß an die drei mit F beginnenden Forderungen der Pächterbewegung – free land, fair rent and fixity of tenure – eine rasch durchzuführende weitgehende Annäherung der sozialrechtlichen und wirtschaftlichen Stellung des Pächters an die eines freien Eigentümers gefordert mit dem Endziel der Erreichung vollen Eigentums unter dem Obereigentum der ländlichbäuerlichen Gemeinde.

Schon in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts hat der aus der gleichen Tradition schöpfende bedeutende Historiker Otto Hintze ein ähnliches Ergebnis nicht aus rationaler, sondern aus geschichtsmorphologischer Einsicht gewonnen. Er geht davon aus, daß sich die Stufen der Außenpolitik mit denen der wirtschaftlichen Entwicklung parallelisieren ließen. Der Stufe des Frühkapitalismus sei die des »dynastischen Imperialismus«, der des Hochkapitalismus die des »nationalen Imperialismus« und der gegenwärtig erreichten des Spätkapitalismus die des »föderalistischen Imperialismus« ganzer Kontinente oder, wie man heute sagen würde, Machtblöcke zuzuordnen. – Und schließlich müßte – gleichlaufend mit der weltweiten Überwindung dieses Kapitalismus durch ein genossenschaftlich-freiheitliches Sozialsystem – auch das politische System des föderalistischen Imperialismus durch ein auf echter genossenschaftlicher Gleichberechtigung beruhendes System eines weltweiten Föderalismus überwunden werden. Und darum sei nicht Friedrich der Große, sondern der geistige Begründer eben dieser Idee, P. J. Proudhon, der wahre »Anti-Macchiavell«.

Vier relativ konstant bleibende Grundlagen menschlicher Sozialordnung

Alle diese Denker waren davon überzeugt, daß eine in ihrem dauernden Bestand gesicherte Menschheit eine – wenn auch nur sehr begrenzte – Anzahl dauerhaster Strukturelemente enthalten muß! Hierbei wurden, soweit ich überblicken kann, vor allem vier dauerhaste Grundlagen menschlicher Sozialordnung und sittlichen Urteils ins Auge gefaßt:

- 1. Der Grundsatz voller Gleichberechtigung aller Angehörigen des Menschengeschlechts hinsichtlich der Sicherung der Grundlagen ihrer sittlichen, seelischen und physischen Existenz. Dies besagt, daß qualitativ hervorragenden Menschengruppen eingeräumte Vorzugsrechte niemals so weit gehen dürfen, daß sie anderen Gruppen von Menschen die Erfüllung elementarer Existenzbedürfnisse verschließen.
- 2. Ein diesen Grundsätzen entsprechendes Bodenrecht, das die mißbräuchliche Ausnutzung eines individuellen Bodeneigentums zur wirtschaftlichen Entrechtung der Massen der Bevölkerung und zu unnötigen Belastungen der nachwachsenden Generationen verhindert. In der Tat hat ein auch von diesen Beschränkungen völlig freies Bodenrecht selbst in den angelsächsischen Ländern erst im 17. und 18. und in Mitteleuropa sogar erst im 19. und 20. Jahrhundert Fuß gefaßt. Die Rechtfertigung dieses

spezifischen, welthistorisch durchaus einmaligen Bodenrechts lag allein in der Tatsache, daß es damals in großem Umfang zu einer intensiveren Nutzung des Bodens und damit zur Erhöhung der landwirtschaftlichen Erträge und zur Beschleunigung der sozial-ökonomischen Entwicklung beizutragen vermochte.

Soweit es nicht zu diesem günstigen Ergebnis kam, hat dies Bodenrecht selbst in der sogenannten »westlichen Welt« zu fragwürdigen – und stellenweise sogar zu höchst negativen Ergebnissen geführt. Seine Übertragung auf Gebiete, in denen es angesichts der gegebenen Grundbesitzverteilung und Sozialstruktur weit mehr zur Fesselung als zur Entfesselung der Kräfte sozialökonomischen Aufstiegs beitragen mußte, war, wie Franz Oppenheimer noch in einer seiner letzten Schriften unterstrich, eine überaus

schwerwiegende soziale »Sünde« gerade der »westlichen Welt«! -

Angesichts der »demographischen Explosion« unserer Tage ist jene Sünde heute eine »Todsünde« geworden! Denn wer heute an einem System festhält, das den landwirtschaftlichen Fortschritt erdrosselt, stellt buchstäblich das Überleben der Menschheit in den betreffenden Gebieten in Frage: Wo eine größtenteils nicht landbebauende Herrenschicht so viel vom Ertrag des Bodens an sich zieht, daß seinem Bebauer jegliches Interesse an einer Steigerung von Leistung und Bodenertrag verlorengehen muß, sind alle Pläne weitgehenden sozialökonomischen Fortschritts nur Augenauswischerei! Dem haben die Pachtrechtsreformer auf den Philippinen durch eine beträchtliche Senkung der dortigen Grundrente Rechnung zu tragen versucht. Und wenn hiergegen eine Kritik möglich ist, so nur die, daß diese Herabsetzung und Begrenzung der Pachtrente sehr wahrscheinlich immer noch nicht weitgehend genug war, um einen hinreichenden wirtschaftlichen Fortschritt zu gestatten. Letzten Endes wird man die Rente bis auf denjenigen Betrag herabsetzen müssen, der durch tatsächliche produktive Beiträge der Grundbesitzer zum Gedeihen der Betriebe gerechtfertigt ist. Und nur wenn dies geschieht, wird sich der Wohlstand tüchtiger Bauern mit steigender Leistungsfähigkeit ihrer Betriebe in einem Maße erhöhen, das sie aus ihrer ständigen Kreditabhängigkeit befreit und ihnen mit Hilfe gewisser Beträge billigen genossenschaftlichen Kredits einen fortgesetzten weiteren Ausbau ihrer Betriebe ermöglicht. Und dann wird zugleich - was nicht minder wichtig ist - dieser nicht mehr durch übertriebene Rentenzahlungen für den Luxusbedarf der Metropolen abgesaugte steigende Wohlstand in den ländlichen Gebieten selbst angelegt werden und dort in zunehmender Zahl und Größe Landstädte und Regionalzentren schaffen; und damit entstehen ständig erstarkende nahe Märkte, deren eine aufblühende bäuerliche Landwirtschaft bedarf, wenn sie ihre Erzeugung immer vielseitiger gestalten und ihre Betriebe entsprechend ausbauen will.

3. Eine frei über das Obereigentum an ihrem Boden verfügende ländliche Gemeinde, gegen deren Rechte ein staatliches Obereigentum immer nur in bestimmten Ausnahmefällen durchgreifen kann, so daß solche Fälle immer einer besonderen Begründung bedürfen und einer rechtlichen Nachprüfung unterliegen müssen. Demgemäß kann sich eine solche Gemeinde nach eigenem Recht verwalten und nach den genossenschaftlichen

Grundsätzen rationeller Gleichheit geordnet sein.

Für die Größe und Struktur solcher Gemeinden gibt es dagegen keine allgemeingültigen Gesetze, ebensowenig wie für die Größe und Struktur der vor ihnen lebenden Familien. Das Dorf ist ebensowenig eine zeitlose Kategorie wie der Einzelhof und die moderne Kleinfamilie ebensowenig wie eine drei Generationen umfassende Großfamilie. Im Gegenteil scheint manches dafür zu sprechen, daß sich landstädtische Einheiten größeren Ausmaßes als technisch wie wirtschaftlich besonders rationell und als politisch wie kulturell besonders gesund erweisen könnten: In der Tat sind sie von dem allzu stationären Charakter rein landwirtschaftlicher Gebiete ebenso weit entfernt wie von der Entwurzelung und ungesund überstürzten Dynamik vieler Metropolen oder völlig verstädterter großer Landschaften, in denen es nicht einmal mehr Reste ländlichen

⁸ Vgl. v. Oppenfelds Referat auf dem 5. Entwicklungszentrum der FAO in Manila Ende 1960.

Lebens gibt! – Demgegenüber haben schon die frühen französischen Sozialisten die Idee einer »landwirtschaftlich-industriellen Föderation« konzipiert; in ähnliche Richtung weist Franz Oppenheimers Idee der »Siedlungsgenossenschaft«; und selbst der chinesische Gedanke der »Volkskommunen« könnte, wenn er ins wirklich Freiheitliche umgewandelt wird, zu letzten Endes ähnlichen Ergebnissen führen.

Gleich vielversprechend scheinen in den Kibbuzim Israels erprobte Möglichkeiten, ein sehr intensives Familienleben und eine besonders vertiefte Gefühlsbeziehung zwischen Eltern und Kindern mit einer wesentlich verstärkten Aktivierung potentieller Kultur-

werte ländlicher Lebens- und Jugendgemeinschaften zu verbinden.

4. Eine sozial-ökonomische und politisch-kulturelle Eigenständigkeit von Regionen, deren Ausmaße noch überschaubar sind, weil ihre Bevölkerung nicht über, sagen wir, etwa zwei bis drei Millionen Menschen hinausgeht. – An dieser Stelle zeigt sich das wohl schwierigste praktische Problem einer konstruktiven Entwicklungspolitik in unserer Zeit: In den weitaus meisten Entwicklungsländern fehlt es fast völlig an Ansatzpunkten für eine Steuerung der Entwicklungsvorgänge im regionalen Rahmen! Eine solche ist deswegen unumgänglich, weil in einem relativ so begrenzten Rahmen jeder örtliche Entwicklungsvorgang noch individuell zur Kenntnis genommen und nach seinen Verdiensten gewürdigt werden kann. Entsprechend ist ein solcher Rahmen noch nicht zu groß, um einen ständigen fruchtbaren Meinungs- und Erfahrungsaustausch zwischen den zentralen Organisationen der Regionen, denen der Unterregionen bzw. Verwaltungsbezirke und denen der örtlichen Gemeinden zuzulassen. Daher kann es in solchen Gebieten zu einer auf wahrem gegenseitigen Verständnis beruhenden Begegnung zwischen von unten her aufsteigenden und von oben her herabsteigenden Kräften kommen.

Dies gilt namentlich beim Zusammentressen verständnisvoller und hilfsbereiter Angehöriger anderer Völker, denen die Entwicklung einer Region so am Herzen liegt, daß sie sich für geraume Zeit in den Dienst einer so hohen Aufgabe stellen wollen, mit den »local leaders«, d. h. den aufgeschlossensten und dynamischsten Krästen innerhalb der Region selbst. So ausgewählte Menschen finden die Möglichkeit, sich bei der gemeinsamen Durchführung ihrer regionalen Aufgaben zu einmütiger und sogar freundschastlicher "Zusammenarbeit zusammenzuschließen – nicht nur bei der Initiierung und Steuerung der Entwicklungsarbeit im Zentrum der Region, sondern auch bei ihrer praktischen Durchführung in denjenigen Unterregionen, die wegen ihrer besonders günstigen Aussichten vorweg zu entwickeln sind.

Unter grundsätzlichen Aspekten lehrt dies zugleich, daß die aus früheren Stufen der Wirtschaftsentwicklung überkommenen regional-territorialen Strukturen auch in unserer Zeit eine unumgängliche Grundlage für den Aufbau moderner Volkswirtschaften geblieben sind! Und so ergibt sich die zwingende Forderung, solche Strukturen zwar nicht unbesehen zu übernehmen, sondern sie, soweit notwendig, grundlegend zu reformieren – sie aber in ihrem Bestande zu schützen und vor weiterer Zerstörung zu bewahren!

Die sittlichen Richtkräfte menschlichen Handelns sind zeitloser Natur

Nach Max Webers Vorgang dürfen wir annehmen, daß sich das rationale Vermögen des vergesellschafteten Menschen nicht auf das zweckrationale Denken reduziert, sondern auch ein »wertrationales« Denken einbegreift. Das erstgenannte Denken dient der Aufgabe, den Menschen in der Welt seines äußeren Handelns zu lenken –, das letztgenannte erfüllt die Funktion, ihn in seiner inneren Einstellung auf das tiefste Wollen und die höchsten Werte seiner inneren Natur zu richten.

Daher geht zweckrationales Denken empirisch, »a posteriori« vor, während wertrationales Denken »a priori« vorgehen und insofern einen transzendentalen Charakter tragen muß. Wenn auch die lenkende, zweckrationale »linke Natur« des Menschen dem Prinzip des Transzendentalen widerspricht, so ist doch seine richtende, wertrationale »rechte Natur« geradezu mit diesem Prinzip identisch.

Dies führt zu einer gerade in der heutigen Situation höchst wichtigen Konsequenz: Sie liegt darin, daß bestimmte Umstände geradezu eine Aktivierung transzendentaler Motive erfordern. Dies gilt immer dann, wenn die »rechte Natur« des Menschen, also seine Kraft sittlicher Ausrichtung und Bewertung, in Verfall zu geraten droht! Wenn ein Mensch seine Fähigkeit einbüßt, sich in selbständiger innerer Besinnung über den Wert und die sittliche Berechtigung seines Handelns klarzuwerden und sich für das als recht Erkannte zu entscheiden, dann geht ihm damit auch jede Fähigkeit zu geordnetem sozialem Aufbau verloren. Er kann dann nur noch triebhaft auf Reize reagieren, die seinen egoistischen Interessen Genüge tun, seinem Hang zum Idealen Trugbilder vorspiegeln und seinem Ehrgeiz und seiner Geltungssucht schmeicheln. Und damit ist er jeder Einflüsterung ausgeliefert, die auf diese seine Triebhaftigkeit spekuliert – noch unvergleichlich viel sklavischer als der, der sich allzu willenlos mit einer starren Tradition identifiziert hat!

Wie maßlos gefährlich eine solche nihilistische Entwicklung ist, scheint dem verantwortlich empfindenden Teil der jüngeren Generation in Latein-Amerika endlich aufgegangen zu sein 4. Wie die marxistische Jugend, so suchen heute auch die besten Teile der nicht-marxistischen Jugend diesen ständig vordringenden Nihilismus zu überwinden: Sie haben sich selbst als eine »ultranihilistische Bewegung« bezeichnet. Diese Jugend fühlt, daß eine durch keine Richtkräfte sittlicher Freiheit mehr gehemmte, schrankenlose Auslieferung an die Verlockungen politischen Machtstrebens, spekulativer Gewinnsucht und ästhetischen Raffinements schließlich zu einer heillosen inneren Verkrümmung und zu voller Verständnislosigkeit für soziale, sittliche und echt religiöse Werte führen muß. Und darum ist es ihr dringlichstes Anliegen, »das Verkrümmte wieder aufzurichten«!

Hier tritt das gleiche Zielbild in Erscheinung, mit dem der hebräische Dichter Agnon vor einer Generation die zur sozialen Erneuerung ihres Volkes aufbrechende jüdische Jugend begeistert hat: Eines seiner bedeutendsten Bücher trägt den Titel: »Und das Krumme wird gerade«!

In beiden Fällen waren in übermäßig verstädterten und kommerzialisierten – und eben darum allzuwenig gebundenen und gefestigten sozialen Gruppen die zeitlosen sittlichen Richtkräfte menschlichen Gemeinschaftslebens erschlafft. Und eben dies gab willensstarken, aufgeschlossenen und dynamischen jungen Menschen innerhalb dieser gefährdeten Gruppen einen so mächtigen Antrieb, alles zu tun, was die innere Sicherheit eines gefestigten Wollens und Wertens in ihren Gemeinschaften wiederherstellen konnte. Sie fühlten, daß von Degeneration bedrohte Gemeinschaften sich durch sittliche und soziale Normalisierung wieder geraderichten müssen, ehe sie von neuem daran denken dürfen, sich wie gesunde Gemeinschaften der Lenkung durch individuelle Triebkräfte und Bestrebungen zu überlassen! Wenn sittlich entwurzelte Menschen seelisch so tief gespalten sind, daß sie sich schon nicht mehr als einheitliches Selbst empfinden können – wenn sie schließlich gar nicht mehr wissen, was sie im Grund eigentlich wollen und was sie sind 5 –, dann kann sie nur noch eines vor sittlichem Untergang retten: die Erneuerung einer verspielten inneren Freiheit durch Rückkehr zu den sittlichen Wurzeln menschlicher Würde und den ländlichen Quellen seelischer Schöpferkraft!

⁴ Vgl. den von Helga Stenner aus dem Spanischen übersetzten Aufsatz von Murena aus der Zeitschrift »Humboldt« im Juniheft 1963 (Nr. 80) der OFFENEN WELT.

^{*}Humboldt' im Juninert 1965 (Nr. 80) der Offenen well.

5 *Was sind wir . . . Sind wir Europäer? Ja und nein. Sind wir Eingeborene? Ja und nein. Sind wir etwas Neues? Ja und nein. Sind wir etwas Neues? Ja und nein. Sind wir etwas Altes? Ja und nein. Gehören wir zur Verbannung oder zum Ursprung? Ja und nein. Hier beginnen wir nun zu schielen. Wenn dieses Schielen auf den Geist übergreift, trägt es einen schwerwiegenderen Namen: Schizophrenie! Der *Indigenismus * habe sich *in die Erde verkrochen«, während der Europäismus *in der Luft schwebt«. Man müsse daher erst einmal wahrheitsgemäß anerkennen, *nichts zu sein«, also in dem Übergang in eine neue Welt durch eine Null-Zone hindurchgehen zu müssen. Nur durch den rückhaltslosen Willen zur Wahrheit könne man den eigenen Selbstbetrug entlarven und die Kraft zur Verwandlung und Erneuerung finden (Murena a.a.O., S. 231—234.)

Auf Hundert Jahre Praktisch-Sein

Aus: >Handelsblatt(Nr. 18 vom 19. Juli 1958

»In der Fähigkeit zur Wandlung liegt das Selbsterhaltungsprinzip umschlossen. Die Meisterung der nächsten hundert Jahre setzt Verzicht auf Ideologien und Theorien und die Bereitschaft voraus, niemals im allzu zeitgebundenen Denken, Wollen und Fühlen zu verharren; denn diese sind Eintagskategorien, aber ihre höhere Oktave sind Glaube, Liebe und Hoffnung, aus denen allein die schöpferische Zukunftsgestaltung erwächst. Wer glaubt, weiß, daß er benötigt wird, und kann auf starre Programme verzichten. Wollen, Denken und Fühlen sind Werkzeuge des Kurzfristigen; aber Glauben, Lieben und Hoffen sind Werkzeuge des Langfristigen. Nur sie können die uns alle berührende Frage beantworten: Wie bleibt man auf hundert Jahre praktisch? Theorien sind vorübergehend; die Praxis des Lebens aber ist ewig. Die Theorie ist allenfalls nur die Deutung, die Reklame der jeweils angewandten Praxis.

Wie gelingt es uns also, die Menschen zu dauernder innerlicher Bejahung unserer Wirtschaft zu bewegen, in einer revolutionierten Welt wie der unsrigen? Wie gelingt es uns, daß die Inder auch noch in dreißig Jahren am Bezuge deutscher Maschinen interessiert sind? Das setzt voraus, daß wir auch dann noch bei den farbigen Völkern beliebt sind, daß wir als menschliche Partner glaubhaft bleiben. Die Inder oder die Kongoneger aber werden uns nur vertrauen, wenn sie wissen, daß wir uns zu ihnen in den Kategorien Glaube, Liebe und Hoffnung, und nicht nur vom Willen, vom Verstande und vom Gefühl leiten lassen.«

Das Faszinierende an diesem Gedanken liegt nicht nur in der geradezu erstaunlichen geistigen Verwandtschaft mit Goetheschen Gedanken (im dauernden Wandel liegt das ewige Leben umschlossen), sondern besonders in der Entfaltung einer wirtschaftlichen und politischen Verhaltensweise auf christlicher Grundlage.

Rosenstock trifft mit dieser Bereitschaft zur Veränderung auf den Kern des echten Unternehmers. Wir erhalten aus dieser Sicht die geistig-ethische Grundlage nicht nur für die Verwerfung von Polizeistaat, Kommissar, Nationalismus und Protektionismus, sondern ebenso von Monopol, Kartell und Erstarrung. Der Verfasser hat es nicht leicht, die doch recht vielschichtige Zuhörerschaft der Gegenwart davon zu überzeugen, daß ein Unternehmer dieser Prägung Macht weder besitzt noch erstrebt, sondern in einer ewigen Bewährungsprobe auf schmalem Grat zwischen Existenz und Vernichtung wandern muß. Man bedauert, daß Rosenstock, der sich schon Anfang der zwanziger Jahre durch seine Arbeiten bei Daimler-Benz, durch seine Idee von der Werkstatt-Aussiedelung und von der verstärkten Delegierung von Vollmachten einen Namen machen konnte, in den dreißiger Jahren zum Auswandern gezwungen wurde. Es ist erfreulich, daß Rosenstock nun, durch seine amerikanischen Erfahrungen in seinen Auffassungen noch verstärkt, den Weg zu uns zurück vielleicht gerade im richtigen Augenblick gefunden hat.

Der Gegensatz der kurz- und langfristigen Kategorien gibt auch der Betriebswirtschaft und den Grundlagen unserer Kalkulation eine neue Richtung. Das Kalkulieren im Stück- und Stundenlohn, mit Zuschlags- und Spannenritualen ist Überbleibsel einer am Tageserfolg orientierten und deshalb unmenschlichen Betriebsführung. Wir gehen von einem falschen Bild des Arbeiters aus. Der die Maschine fütternde Arbeiter ist der von der Automation noch nicht aufgelöste Rest unmenschlicher Routinearbeit. An seine Stelle treten denkende und geschulte Menschen, welche die Arbeit vorbereiten, die Märkte machen, Neuerungen durchführen usw. Vielleicht wird man die Stückkosten durch das Ausgehen von Kapital- und Geistkosten ersetzen müssen, wodurch man zu

einer elastischeren und mehr realistischen Kalkulation gelangt, im Sinne des Durchflusses bei ewiger Veränderung. Deshalb brauchen wir auch ein neues Verhältnis zur Ausbildung und zum Bildungswesen. Der Arbeiter von fünfundvierzig Jahren sollte zum Lehrer der Jungen werden. Zu jedem erwachsenen Menschen gehört die Erziehungsund Nachwuchsausbildung als organischer Bereich. Auch ein Unternehmer ist in erster Linie ein Lehrender, der über andere wirken muß, die er schult.

Rosenstock hat dafür den Ausdruck »Reagrarisierung des Menschen« geprägt, worunter er die Einbettung des menschlichen Lebensablaufs in einen sinnvollen, langfristigen Zyklus versteht. Dem Unternehmer aber gesellt sich als Leitbild der »auftragslose Betrieb« hinzu, ein Zustand, den es durch dauernde Neuerung, dauernde Steigerung der Wettbewerbsfähigkeit in Teamarbeit zu vermeiden gilt.

Diese Gedanken sollten uns gerade heute zutiefst bewegen, denn langsam entläßt uns die Zeit aus der Dringlichkeit emsigen Wiederaufbaus. Die starre Einstellung auf Wiederaufbau würde zur Restaurierung entarten, wenn wir nicht die bisherigen Gleise aufgeben und uns an den Kategorien Glaube, Liebe und Hoffnung orientieren. Auch uns fällt es zu, das Leitbild eines neuen europäischen Menschen zu schaffen, das auf der Erbschaft von zweitausend Jahren beruht. Diese Erbschaft besteht aus drei schöpferischen Typen: dem Bauern, dessen Lehrmeister die Mönche waren; dem Handwerker, den der Stadtbaumeister des Mittelalters schuf; und dem industriellen Arbeiter, den der Ingenieur unserer Tage zu schaffen begann. Die große Aufgabe unserer Zeit ist die Erschließung der Entwicklungsländer. Es sind nicht mehr die leeren Kontinente des Kolonialismus, sondern die dichtbesiedelten Räume, die auf Entfaltung und Hilfe warten. Sie brauchen ein neues Menschenleitbild, das mit der Technik fertig werden kann. Wir sollten dieses Leitbild als eine Synthese bäuerlicher Verwurzelung, handwerklicher Leistungsfreude und technisch-industrieller Wendigkeit bieten, als eine Art »Entwicklungspaket«, verschnürt durch Glaube, Liebe und Hoffnung.

Das Wesen der Arbeit von Rosenstock ist die stetige Verbindung von Grundsätzlichem und Praktischem. Die Kategorien Glaube, Liebe und Hoffnung geben Ziel und Sinn für die Praxis unseres Wollens und Denkens. Von hier aus sind seine seit 1912 immer neu unternommenen Vorstöße zur Errichtung eines Weltfriedensdienstes zu verstehen, eines Gedankens, dessen sich jetzt auch die Kirchen anzunehmen beginnen. Rosenstock meint, daß wir uns den Weltfrieden etwas kosten lassen müssen, nachdem die Atombombe den Krieg unwahrscheinlich gemacht hat.

»Unsere Menschenwelt ist Eine geworden. Zum erstenmal in der Menschheitsgeschichte sind wir vollzählig. Es gilt nicht mehr, Feinde zu besiegen – denn es gibt keinen Sieg mehr mit Atomwaffen –, sondern es gilt, Freunde zu gewinnen «

Die Überschreitung der Grenzen muß man von unten anfangen. Rosenstock denkt an einen freiwilligen Arbeitsdienst, der junge Staatsbürger in andere Länder sendet. Aus ihnen sollen Weltbürger im Dienste des Friedens werden. Was wir früher als Heldentum auf den Schlachtfeldern verbluten ließen, soll nun eine Phase des Friedens einleiten. Echter Frieden erfordert Entwicklung. Diese Entwicklung aber setzt den Siegeszug des europäischen Leitbildes voraus, das den jungen Nationen vorgelebt werden muß, eben durch die Jugend Europas selbst.

Die Anregungen aus diesen gerade für den Praktiker so wertvollen Gedanken erscheinen als fast unerschöpflich. Wir wissen, daß es heute um mehr geht als um Maschinen, Technik und Kapital. Es geht um einen neuen Lebensstil und um eine neue Synthese von Tradition und Beweglichkeit. Kurzum: Es geht darum, daß man sich viel mehr Gedanken über unsere Umwelt und unsere Wirtschaft macht, daß wir vor allem auch den Rest ungelöster Sozialprobleme im Innern nicht übermäßig aufblähen und darüber die eigentliche Problematik unserer Zeit, nämlich die jungen Völker Asiens, Afrikas und Lateinamerikas, vergessen.

Es wäre an der Zeit, daß Rosenstock seine Gedanken – möglichst bald – einmal im Herzen des Ruhrgebiets vorträgt, und daß alle, die es angeht, ihn hören und ernst nehmen.

Dr. Herbert Gross

VI

Friedensbedingungen einer Weltwirtschaft

Aus: >Gewerkschaftliche Monatshefte(Nr. 3, März 1959

Sein Grundgedanke war:

Der Frieden kann heute nicht mehr durch Staatsmänner geschlossen werden, sondern nur durch die Weltwirtschaft. Wer heute vorwärtsleben will – und wer will das nicht? – muß anerkennen, daß die Wirtschaft in den letzten fünfzig Jahren die Nationalgrenzen gesprengt hat und muß sich bei seinen Dispositionen danach richten. Andererseits verlangt jeder technische Fortschritt Opfer. So hat der wirtschaftliche Fortschritt der Alten Welt jahraus, jahrein in Ländern wie Indien oder Ägypten die Sozialstrukturen, Kader und Eliten zertrümmert, und wir bezeichnen nun diese Gebiete als unterentwickelt, ihre Bevölkerungen als rückständig und primitiv. So ist der Preis, den man für den Fortschritt zahlt, ein dreifacher: eine Einbuße an Wärme der Gruppe, an enger Geborgenheit des Raumes und an Langsamkeit der Zeit, die eine schmerzlose Anpassung an die Veränderungen ermöglicht. Früher traten zum Welthandel des Kolonialismus, der alte Bindungen zerschlug, die Missionare, die versuchten, diese Schäden zu heilen, aber im industriellen Zeitalter gehen die Veränderungen so massiv und rasch vor sich, daß damit keine geistliche oder geistige Misson Schritt zu halten vermag.

Welches ist nun der Weg?

Es ist der Einsatz der eigenen Person, der Dienst am Nächsten: »Es ist die Pflicht eines jeden Mitglieds eines Industrievolkes, ein paar Jahre seines Lebens brüderlich zu denen hinüberzuwechseln, denen durch sein Volk Gemeinschaftswärme entzogen wurde.

Durch sein Mitleben und Mitarbeiten, durch sein freiwilliges Langsamer-Leben, als er technisch daherbrausen könnte, erleichtert dieser Mensch den vorindustriellen Gruppen den vertrauensvollen Übertritt in die neue einheitliche Welt.«

Es ist der Weltfriedensdienst, eine seit Jahrzehnten vertretene und praktizierte Idee, um die es hier geht. Nicht um großartige technische Hilfe, sondern um menschliche Solidarität, um den einfachen persönlichen Einsatz geht es dabei.

VII

Petition um einen Friedensdienst an Präsident F. D. Roosevelt

Am 25. September 1940 waren über 500 Landleute in dem Gemeindesaal von Tunbridge, Vermont, versammelt. Dorothy Thompson, die hochherzige Journalistin, Nathan Dodge, einer der Gemeindevorsteher von Tunbridge, Enno Hobbing, Harvard'40, der in dem Arbeitslosenlager 2130 sich von den Schäden der Isolierung überzeugt hatte, und Arthur Root, Dartmouth'40, sprachen.

Hier folgt der Wortlaut der von 320 Personen unterzeichneten Petition an den Präsidenten der Vereinigten Staaten. Da es wohl das erste, vielleicht sogar das einzige Dokument aus dem öffentlichen Leben für einen Friedensdienst darstellt, folgt es hier im Wortlaut. Der Leser vergleiche damit das Bild bei S. 48, das die Namensverleihung durch die Söhne von William James an das Führungslager darstellt. Er wolle beachten, daß die Petition ganz von der Gegenwart ausgeht und sich durchaus nicht auf William James beruft.

Der Präsident verfügte darauf die Eröffnung des Führerschulungslagers, das etwa zur Hälfte aus Arbeitslosen, zur anderen Hälfte aus Graduierten der ersten Hochschulen des Landes bestand.

A Draft of a Petition To His Excellency the President of the United States

Mr. President:

The State of Vermont is the first state of the Union in which manhood suffrage was made universal; one century and a half have passed, and again we people of Vermont realize that something must be made universal: the opportunity for service.

For generations our State has sent out pioneers to innumerable farms in the west. Now, we feel, opportunity for pioneering may be discovered right here in Vermont.

Vermonters at a rally in Tunbridge on September 25, 1940, have received reports of representative speakers for the farming communities, for the enrollees of CCC camps, and for the students of our colleges, about pioneering among our backhill farms. They have outlined a plan of co-operation among rural communities, college men, and city youth. The plan includes advantages for all three groups.

The main speaker of the rally, Miss Dorothy Thompson, has shown us the nation-wide implications of this opportunity.

We have also ascertained that no one department of the federal or state government would be able to answer our request satisfactorily, because our plan is too comprehensive for any one of them to handle alone. You are known to favor a nation-wide universal—not merely military—service. Since we nourish the hope that our scheme may show the way to a practical and popular realization of such a service, and since, through personal sacrifice and hard work, the service is already under way locally, we request that a delegation be received by you to hear our plan.

Faithfully yours,

VIII

Den Zauberkreis der Furcht durchbrechen

Aus: >FAZ< vom 27. Januar 1961

Herr Freund hat in Nr. 1 der FAZ zwei Zauberkreise der Furcht (Algerien und Israel) gekennzeichnet, von denen er abschließend schreibt, daß dieser Wettlauf der Furcht nur ein Ende haben könnte, wenn der Grundzustand des Friedens herrschte. Wird es nicht hohe Zeit, daß überall dort, wo sich gezeigt hat, daß die für den jeweiligen Brandherd zuständigen Staaten nicht in der Lage sind, den Grundzustand des Friedens wiederherzustellen, andere Kräfte sich daranmachen sollten, Mittlerdienste zu übernehmen? Aus den politisch neutralen gesellschaftlichen Kräften der Länder muß jene zusätzliche Hilfe kommen. Was könnte etwa im Falle Israel geschehen?

Seit zwölf Jahren besteht zwischen Israel und der arabischen Umwelt Kriegszustand. 40 Millionen Araber wollen immer noch (nach dem Sender aus Kairo) die 2 Millionen Israelis ins Meer werfen. Der erneute Versuch dazu ist aussichtslos, würde auch einen Weltkrieg entfesseln. So wenig real der Gedanke einer Verständigung der beiden Parteien vorerst auch ist, ohne Hoffnung sind die Kenner der Verhältnisse nicht, die arabischen Staaten zu einer Gesinnungsänderung zu bewegen, den energiegeladenen Volkskörper Israel als einen auch für die arabischen Nachbarn sozial, wirtschaftlich und politisch nützlichen Helfer erscheinen zu lassen. Ein schweres Hindernis muß aber weggeräumt werden. Seit 1948 bilden die großen Flüchtlingslager im Gazastreifen, in Jordanien, Libanon und Syrien die Propagandazentren zur Wachhaltung des Hasses gegen Israel. Eine Aussöhnung muß beginnen mit der Auflösung der Flüchtlingslager. Eine große Hilfsaktion der Freiwilligen in allen Ländern sollte dazu ins Leben gerufen werden. Wie kommen die überall einsatzfähigen Helfer mit den Insassen der Flüchtlingslager zusammen? Wer autorisiert diese Pioniere der Menschlichkeit oder die Freiwilligen des Friedensdienstes? Offene Fragen. Aber wieviel hoffnungsvoller sähe die Welt aus, wenn es gelänge, Nöte lindernd, Verkrampfungen lösend, nützliche Arbeit lehrend, Boden kultivierend, Siedlungen schaffend, die heilsame Tätigkeit erfolgreicher Gemeinschaftsarbeit erfahrend, den freiwilligen Friedensdienst zu einem Strom menschlicher Hoffnungen werden zu lassen!

Franz Schürholz, Wangen/Bodensee

IX

Die Teilnahme der amerikanischen Geschäftswelt am Dienst auf dem Planeten

Aus: >New York Times vom 18. Juli 1965

Executive Corps Proves to Be A Success Story in First Year

By Douglas W. Cray

Contrary to form, a chance to catch up on "a little fishing" was not uppermost in the plans of George F. Salman of Manhasset, L. I., when he retired two years ago, at the age of 56, as controller of the Minerals and Chemicals Philipp Corporation, an international trading corporation.

Yet today, fresh from a threemonth tour of volunteer service in Peru, Mr. Salman has brought back a tale that makes minnows out of any conventional entries in a fishing derby for retirees.

With the help of the recently organized International Executive Service Corps, a kind of business executives' Peace Corps, Mr. Salman found himself in the whaling business.

During his stay with the officers and directors of a small, struggling shore-station whaling company in Port Paita, Peru, Mr. Salman acquired enough whaling lore and whaling industry data to fill a book.

Instead of writing one, he shared his newly acquired knowledge in detailed reports with the company, which had been looking for ways to diversify a product line long confined to sperm oil and whale meat.

Mr. Salman describes his tour as "a most rewarding experience".

The general manager of the whaling company found it more than just personally "rewarding." In a recent letter to officials of the executive corps, he asserted that the help Mr. Salman provided "will save our industry from economic collapse; will create new job opportunities; will permit our industry to advance to manufacturing activities [and] will help the country's economy, including the inflow of foreign currencies."

The International Executive Service Corps, which was formally organized last January, has not been in operation long enough to have received many such letters. But if the plans of the distingiushed group of United States corporate executives who founded it work out, the organization will eventually have 400 to 500 projects like the one Mr. Salman participated in going on each year.

As the executive corps states in a new brochure for prospective "client" companies

in developing nations:

"I.E.C.S. is a private nonprofit organization directed and managed by businessmen. Its primary objective is to help improve the performance of privately owned commercial enterprises in developing countries essentially in the fields of general management, production, marketing and financial control. I.E.C.S. makes available on request experienced executives for limited periods of time, usually three to six months, to advise the management of enterprises seeking assistance, and to help implement the recommendations made. I.E.C.S. deals directly with individual businesses, and not through the Governments of the United States and the host country."

The idea for this kind of grayflannel, privately operated Peace Corps was first voiced in 1963 by Senator Vance Hartke, Democrat of Indiana, and, that same year, by David Rockefeller, president of Chase Manhattan Bank, in the keynote address at

the 13th annual International Management Congress.

Mr. Rockefeller said: "It is my suggestion that private companies in the industrialized nations—in addition to pursuing their own investment opportunities abroad—volunteer to send members of their management to work in the developing areas."

He called for what he termed a "Managerial Task Force of Free Enterprise."

By June, 1964, the project was being hailed by President Johnson as an "inspiring example of sane and sensible, responsible and constructive cooperation between government and private enterprise."

Besides Mr. Rockefeller, the chairman, directors include Sol M. Linowitz, chairman of Xerox Corporation; Andrew Heiskell, chairman of Time, Inc.; Lawrence Litchfield Jr., chairman of Aluminium Company of America; Ralph A. Peterson, president of the Bank of Amerika, and David A. Shepard, executive vice president of Standard Oil Campany (New Jersey).

Frank Pace Jr. is the fulltime paid president of the organization, whose nine fulltime staff members are mostly retired corporate executives. The organization has its

headquarters at 720 Fifth Avenue.

Heavy Schedule

The executive corps has completed four projects, has 11 more in progress and another 30 approved. A total of 44 projects, that is pleas for managerial assistance from private companies in developing countries, have been approved and 37 more are under study.

Essentially what the companies or clients are seeking is the managerial experience and background of senior and retired United States corporate executives.

The corps has a contract with the Agency for International Development whereby the initial financing of the venture is in part met by A.I.D. funds. A.I.D. will meet 75 per cent of the nonproject costs and 80 per cent of the project costs during fiscal

An additional \$100,000 in expenses has been raised by the organization in a limited fundraising effort in the United States business community.

Eventually, the endeavor will be, according to its staff, 100 per cent backed by private enterprise.

A volunteer like Mr. Salman—there are some 300 volunteers who have been fully screened and processed—receives no pay for his tour of service with a "client" company that might be in the Middle East, Latin America or the Far East.

The client pays the corps a fee for his managerial services equivalent to the existing rate of pay in its country for such a senior management officer. The volunteer, in turn, receives only daily expenses for himself and, on occasion, his wife.

If the client is able to meet such an expense he is also expected to pay for the volunteer's travel expenses to and from his temporary place of service.

So far, more than 50 per cent of the clients who have approached the corps for assistance are producing companies in the developing countries, whose output ranges from drugs and shoes to furniture and automotive parts.

Other companies are in the retail business, insurance, development banking and various service or commercial ventures.

Achievements Noted

Mr. Salman, drawing from his acquaintances in the international business community, was able to obtain data on how another whaling company, in Africa, had diversified its production to include a substantial volume of business in meat extracts.

He turned this data over to the company that he worked six days a week with.

Another returned volunteer, who plans to return for another assignment this fall, is Otto G. Berwind, who managed a Sears, Roebuck & Co. store in Pittsburgh for 20 years.

He helped a large retail operation in David, Panama, set up a credit operation and revamp its management operations so that operating division heads were represented on the board instead of simply members of the family.

"To me," Mr. Rockefeller said last week, "the most significant achievement so far is that our experience has clearly demonstrated the workability of the concept of an executive service corps on a worldwide scale."

"Our returnees so far have all indicated a desire to return again for another assignment," Mr. Pace said last week.

The combination of an active work and a mounting desire on the part of individual companies in developing countries for skilled managerial assistance indicates that the executive corps has an active future ahead of it.

In the words of another volunteer, back from a tour of service in Panama:

"There is, of course, also the feeling of self-satisfaction in having made a contribution to what I consider a necessary and worthy cause. Equally important is the feeling of satisfaction of having taken on a challenge and beating it."

X

Internationale Organisationen für Freiwillige Arbeitslager

Nachstehend sind die Anschristen derjenigen Institutionen aufgeführt, die in den verschiedensten Ländern Freiwillige Arbeitslager durchführen. Die UNESCO gibt jedes Jahr eine vollständige Liste aller Freiwilligen Arbeitslager der ganzen Welt heraus, aus der ersichtlich ist, zu welcher Zeit, wie lange und mit welchen anfallenden Arbeiten die Programme durchgeführt werden. Den Interessenten sei geraten, sich alle Informationen

bei den jeweiligen nationalen Organisationen zu beschaffen, da diese ausschließlich für alle die Arbeitslager betreffenden Fragen zuständig sind.

ÄGYPTEN

UAR Voluntary Workcamps Association for Youth, 12 Youssef Elguindi St., Cairo United Arab Republic Voluntary Workcamp Association für Youth, 12 Youssef Elguindi Street, Cairo

ALGERIEN

Jeunesse du Front de Libération Nationale, Place Emir Abdelkader, Alger Service Civil International, Immeuble SIPA, Bd. Mohammed V., Tlemcin

ARGENTINIEN

Movimiento Argentino du Juventud pro Naciones Unidas, Cordoba 1749, 2º Piso, Rosario

BELGIEN

Internationale Bouworde Tiense Steenweg 76, Leuven Belgian Secretariat, 160 rue St. Nicolas, Liège Service Civil International, 6 rue de Verviers, Liège

BULGARIEN

Union Dimitrov Communist Youth, International Department, 11 bv. Stambolinsky, Sofia

CEYLON

Service Civil International Navam Appadurai, Kachcheri, Anaradhapura

DÄNEMARK

Mellemfolkeligt Samvirke, 32 Kronprinsessegade, Copenhagen K Hesbjerg Skolegarg, pr. Holmstrup, Fyn Service Civil International, Hejrebakkevej 55, Varlose

DEUTSCHLAND - BUNDESREPUBLIK

Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit, Laubenheimer Str. 19, 1 Berlin 31 (Wilmersdorf)

German Student Travel Service, Kaiserstraße 71, 53 Bonn

Internationales Freundschaftsheim, 4967 Bückeburg

Nothelfergemeinschaft der Freunde e.V., Generalsekretariat, Auf der Kornwiese 5, 6 Frankfurt/Main 1

Freiwilligen-Programm, Burckhardthaus, 646 Gelnhausen

Internationaler Jugendgemeinschaftsdienst e.V., Allee 105, 53 Ippendorf bei Bonn

Aufbauwerk der Jugend in Deutschland, Schulstraße 14, 355 Marburg/Lahn

Mennonite Voluntary Service, Bruchstraße 13, 675 Kaiserslautern

Internationaler Gemeinschaftsdienst, Schloß Prestenack, 6951 Stein am Kocher

Internationaler Zivildienst, Hasenbergsteige 10, 7 Stuttgart

MITTELDEUTSCHLAND

Freie Deutsche Jugend, Unter den Linden 36-38, Ostberlin NW 7

FINNLAND

Village of Tomorrow, Saarijarvi

Kainsainvalinen Vapaaehtoinen Työleirijarjesto, Tornitaso 3, Tapiola

FRANKREICH

Moulin des Apprentis, Bonnat, Creuse Collège Cevenol, Le Chambon sur Lignon, Haute Loire Maison des Jeunes, Lezignan-Corbières, Languedoc Neige et Merveilles, 61 Avenue Pierre Brossolette, Montrouge, Seine

Aide à Toute Détresse, Etablissement de Noisy-le-Grand, 77 rue Jules Ferry, Noisy-le-Grand, S.-et-O.

Office Européen, 37 Boulevard Joseph Bara, Palaiseau, S.-et-O.

Concordia, 27 rue du Pont Neuf, Paris 1er

Amitié Mondiale Inter-Jeunesse, 9 rue de Hanovre, Paris 2e

Jeunesse et Reconstruction, 33 rue Henri-Barbusse, Paris 5e

Service Oeconomique d'Entraide, 176 rue de Grenelle, Paris 7e

7 rue Ambroise Thomas, Paris 9e

Service Civil International, 129 rue du Faubourg Poissonnière, Paris 9e

Mouvement Chrétien pour la Paix, 3 rue de Versailles, Ville d'Avray, S.-et-O.

GRIECHENLAND

Service Civil International, Servia, Kogani

GROSSBRITANNIEN

World University Service, Cambridge Committee, Priory Farm, West Walton, Wisbech, Cambridge

Student Christian Movement in Schools, Annandale, North End Road, London, N.W. 11

Friends Work Camps Committee, Friends House, Buston Road, London, N.W. 1

International Voluntary Service, 72 Oakley Square, London, N.W. 1

European Secretariat: Janet Goodricke, 272 A West End Lane London, N.W. 6

Concordia (Youth Service Volunteers) Ltd., 183 Brompton Road, London, S.W. 3

National Union of Students, 3 Endsleigh Street, London, W.C. 1

United Nations Association, 25 Charles Street, London, W. 1

Rudolph Steiner Homes c/o United Nations Association, 25 Charles Street, London, W. 1

Ockenden Venture, "Ockenden", Whiterose Lane, Woking, Surrey

INDIEN

Beleghata Chhattra Sangsad, Dept. of International Relations and Voluntary Work Camps, 88/1 Raja Rajendra Lal Mitra Road, Calcutta 10

All India Catholic University Federation, Lovola College, Madras 31

Asian Secretariat: Devinder Das Chopra, Valli Chari, 2 East Park Road, New Delhi 5 Service Civil International, 2 East Park Road, Karolbagh, New Delhi 5

INDONESIEN

Komisi Pemuda Dewan Geredja di Indonesia, Djalan Raya Salemba 10, Djakarta IV/3

IRLAND

Union of Students in Ireland, 43 Dame Street, Dublin 2

ISRAEL

Service Civil International, Freudstraße 7, Haifa-Ahusa

Association israélienne de Tourisme Universitaire, 2 rue Pinsker, Tel Aviv, B.P., 4451

ITALIEN

Padre Borelli, Casa dello Scugnizzo, Napoli

Centro Relazioni e Scambi Culturali con l'Estero, Via Mezzocannone 119, Napoli

Service Civil International, 23 Via Tacito, Roma

Segretaria Generale, Prali, Torino

JAPAN

National Christian Council of Japan, Christian Center, 24-Chome, Ginza, Chou-Ku, Tokyo

Service Civil International, 1079 Sekimai, Musashino City, Tokyo 95, 1-Chome, Shimo Osaki, Shinogawa-ku, Tokyo

JUGOSLAWIEN

Union of Jugoslav Youth, Trg Marksa i Engelsa 9/V. Belgrad

KOREA

Korean Work Camp Conference, P.O. Box K 342, Seoul

LIBANON

Office du Developpement Social, Beirut

Service Civil International, Mary Mansour, 274 Bliss Street, Ras-Beirut

MAROCCO

Union Marocaine des Associations de Chantiers, 31 rue Lavoisier, Rabat

MAURITIUS

Cara Schofield, SCI/IVS, 28 Avenue Chopin, Cite Vallijee, Cassis

NIEDERLANDE

Service Civil International, Baarsweg 439, Hoogvliet

Stichting Internationale Werkkampen, Rapenburg 6, Leiden

NIGERIA

Christian Council of Nigeria, P.O. Box 2830, Lagos

NORWEGEN

Seletun Work Camp c/o Dr. Edvard D. Vogt, Christiesgate 16, Bergen

Service Civil International, Meltzers Gate 1, Oslo

Norske Ungdomsherberger, Kringsjaveien, Oslo

OSTERREICH

Aufbauwerk der Jugend, Hofburg 1, Innsbruck

Steiermarkischer Waldschutzverband, Jakominiplatz 17/II, Graz VI, Steiermark

Internationaler Zivildienst, Radetzkystraße 11/2/2/17, Wien 3

PAKISTAN

Service Civil International, Dewan T. Rahman, 154/1 Swani Bagh Road, Dacca 1 Pakistan Work Camps Association, College of Social Welfare Building, Peelkhana Rd.,

Dacca 2

Service Civil International, Minhai Hussain, 45 B-1, Satellite Town, Rawalpindi

POLEN

OKWOM (National Committee for Co-operation of Youth Organisations), ul. Smolna 40. Warschau

ZSP (Association of Polish Students), ul. Ordunacka 9, Warschau

PORTUGAL

Mocidade Portuguesa, Servicio de Intercambio, Largo de San Domingos, Lisboa 2

SCHOTTLAND

Scottish Union of Students, 30 Lothian Street, Edinburgh 8

SCHWEDEN

International Youth Federation, Barnarpsgatan 68, Jönköping Internationella Arbetslag, Södergatan 10 ö g, Stockholm Sö Agni Orjansgarden, Ronninge bei Stockholm

SCHWEIZ

Les Groupes Internationaux de Travail-Israel, 30 Chemin Nicolas Bogueret, 1211 Aire/Genève

Vereinigte Bibelgruppe, Casa Moscia, 6612 Ascona

Vierzehn Tage für den Andern, 3028 Spiegel, Caumontweg 2, Bern

Arbeitsgemeinschaft für Wander-, Ski- und Radwege, St. Gallen/Appenzell, Sternackerstraße 10a, 9000 St. Gallen

Europa-Baubruderschaft, 9202 Gossau, St. Gallen

Secretary of Summer Program (Bethren Service Commission), 150 Route de Ferney, Genève

World Council of Churches, Ecumenical Work Camps, 150 Route de Ferney, 1211 Genève 20

World University Service, 13 rue Calvin, Genève

Young Women's Christian Association, 37 Quai Wilson, Genève

Christlicher Verein junger Männer (Schweiz), Sekretariat, Alte Landstraße 192, 8706 Männedorf

Service Constructif des Associations pour les Nations Unies, Colline 13, 2732 Reconvillier

Schweizer Sekretariat, Christlicher Friedensdienst, Sieglinweg 3, Riehen, B.S.

Schweizer Vereinigung der Gelähmten, Walter Solenthaler, Prairie 24, 1800 Vevey

Schweizer Gesellschaft für Vegetarismus, Postfach 61, 8304 Wallisellen

Verein Zürcher Jugendhaus, Wasserwerkstraße 17, 8006 Zürich

Internationales Sekretariat, Ralph Hegnauer, Gartenhofstraße 7, 8004 Zürich

Bund evangelischer Jugend der Schweiz. Junge Kirche, Zeltweg 9, 8032 Zürich

Service Civil International, Gartenhofstraße 7, Zürich 4

Diakonischer Einsatz, F. Ohngemach, Sihlstraße 33, 8021 Zürich

SPANIEN

Delegacion Nacional de Juventudes, Relaciones Esterioras, Ortega y Gasset 71, Madrid 6

Officina di Viajes Universitarios y Juveniles del S.E.U. Jefe de la Seccion de Conoivencia, Glorieta de Queredo 8, 2º Apdo 10, 111, Madrid 19

Clemente Ibañez, Parque de la Paloma, 11-3 B, Madrid 19

TSCHECHOSLOWAKEI

Bureau de Voyages de la Jeunesse Tchechoslovaque, Zitna Ulice 12, Praha 2

TÜRKEI

Work Camps Promotion Association of Turkey, Asiyan Caddesi no. 4, Bebek, Istanbul U.D.S.S.R.

Committee of Youth Organisations of U.D.S.S.R., Moskau

UGANDA

Uganda Voluntary Work Camps Association, P.O.B. 3180, Kampala

UNGARN

Magyar Ifjusag Orszagos Tanacsa (Conseil de la Jeunesse Hongroise), Budapest Bureau International pour le Tourisme et les Echanges de la Jeunesse, Benczur u. 34, Budapest VI

U.S.A.

Unitarian Universalist Service Committee, 78 Beacon Street, Boston, Mass. 02108 International Voluntary Service, 1116 E. 54th Place, Chicago 15, Illinois Evangelical United Brethren Voluntary Service Committee, 601 West Riverview Avenue, Dayton 6, Ohio Brethren Service Commission, Church of the Brethren, 1451 Dundee Avenue, Elgin, Illinois

Urban Church Work, 800 W. 47th Street, Room 517, Kansas City, Missouri 64112 National Council of Churches, Div. of Christian Education, 29 Fuller's Lane, Milton 86, Mass.

Luther League of American Lutheran Church, 422 South Fifth Street, Minneapolis, Minnesota 55415

International Summer Services (Brethon Service Commission), New Windsor, Maryland Young Men's Christian Association, American Secretariat: Clarence Elliott, 291 Broadway, New York, N.Y. 10027

American Jewish Society for Service Inc., Room 1518, 120 Broadway, New York, N.Y. 10005

Committee on Voluntary Service, Episcopal Church Center, 815 Second Avenue, New York, N.Y. 10017

Ecumenical Voluntary Service, 475 Riverside Drive, Room 753, New York, N.Y. 10027 Urban Life Project, Judson Memorial Church, 55 Washington Square South, New York, N.Y. 100112

Methodist Student Movement, Room 1304, 475 Riverside Drive, New York, N.Y. 10027 American Friends Service Committee (Quakers), 160 North Fifteenth Street, Philadelphia 7, Pa.

Fellowship House and Farm, 1521–23 W. Girard Avenue, Philadelphia, 30, Pa. Luther League, Lutheran Church in America, 2900 Queen Lane, Philadelphia, Pa. 19129

Presbyterian Service and Study Projects, United Presbyterian Church in the U.S.A, 325 Witherspoon Building, Philadelphia, Pa. 19107

United Church of Christ, Specialised Ministries, Division of Christian Education, Pottstown Rd., 2, Pa. 19464

Experiment in International Living, Putney, Vermont 05346

ZYPERN

Cyprus National Youth Council, P.O. Box 1722, Nicosia

oder Isolierung der Arbeitslosen im reglementierten "Pflichtjahr" seinen Schrecken verloren haben. Schon Ende der zwanziger Jahre hat Eugen Rosenstock-Huessy in einer Zeit der Hochkonjunktur junge Arbeiter, Studenten und Bauern zu gemeinsamer Arbeit und zum Gespräch zusammengeführt. Später, in den Vereinigten Staaten, hat er tatkräftig am Aufbau eines zivilen Arbeitsdienstes mitgewirkt. Er darf daher zu den geistigen Vätern jener gerechnet werden, die sich durch Arbeit und Miteinander-Sprechen -oft unter großen Zeitopfern-um die Beseitigung von Grenzen im Frieden bemühen. Dieses Buch berichtet nicht zuletzt von den Keimen, die in unserem Jahrhundert von Krieg und Bürokratie, von Selbstgefälligkeit und fehlgeleitetem Missionsdrang zertreten worden sind. Trotz verschiedener Mißerfolge sollte man jedoch neuen Versuchen nicht mit Skepsis begegnen. Aus der Geschichte lernen: das gilt auch für den "Dienst auf dem Planeten".

Weitere Werke von Eugen Rosenstock-Huessy

Die europäischen Revolutionen Und der Charakter der Nationen

2. Auflage. XX und 584 Seiten mit 34 Abbildungen, Leinen DM 36,-

Das Geheimnis der Universität

Wider den Verfall von Zeitsinn und Sprachkraft. Aufsätze und Reden aus den Jahren 1950 bis 1957. Herausgegeben und eingeleitet von Georg Müller. Mit einem Beitrag von Kurt Ballerstedt: Leben und Werk Eugen Rosenstock-Huessys. 320 Seiten. Englisch broschiert DM 18,-

Soziologie

Band 1: Die Übermacht der Räume. 335 Seiten. Leinen DM 23,- (Erscheint in Kürze neu). Band 2: Die Vollzahl der Zeiten. 774 Seiten. Leinen DM 47,-

Kohlhammer